Schillers

ſämmtliche Werke

in zwölf Bänden.

Zehnter Band.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1838.

STAATSBIBLIOTHEK REGENSBURG

STAATL. BIBLIOTHEK
REGENSBURG
7962/612

Inhalt.

Proſaiſche Schriften. Erſte Periode.

Seite

Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen 5

Ueber das gegenwärtige deutſche Theater 49

Der Spaziergang unter den Linden 58

Eine großmüthige Handlung aus der neueſten Geſchichte . . . 64

Die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet . . . 69

Zweite Periode.

Der Verbrecher aus verlorner Ehre. Eine wahre Geſchichte . . 85

Spiel des Schickſals. Ein Bruchſtück aus einer wahren Geſchichte 114

Der Geiſterſeher. Aus den Papieren des Grafen von O**. . . 129

Philoſophiſche Briefe 275

Briefe über Don Carlos 308

Seite

Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte? Eine akademiſche Antrittsrede 362

Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der Moſaiſchen Urkunde 387

Die Sendung Moſes 409

Die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon 437

Proſaiſche Schriften.

Erſte Periode.

Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen. *)

Einleitung.

§. 1.

Schon mehrere Philoſophen haben behauptet, daß der Körper gleichſam der Kerker des Geiſtes ſey, daß er ſolchen allzuſehr an das Irdiſche hefte und ſeinen ſogenannten Flug zur Vollkommenheit hemme. Wiederum iſt von manchem Philoſophen mehr oder weniger beſtimmt die Meinung gehegt worden, daß Wiſſenſchaft und Tugend nicht ſowohl Zweck, als Mittel zur Glückſeligkeit ſeyen, daß ſich alle Vollkommenheit des Menſchen in der Verbeſſerung ſeines Körpers verſammle.

*) Dieſer Verſuch, bisher in die ſämmtlichen Werke Schillers nicht aufgenommen, nun aber von ſeinen Söhnen hiefür beſtimmt, erſchien ſchon im Jahre 1780 im Drucke und zwar als: „Eine Abhandlung, welche in höchſter Gegenwart Seiner herzoglichen Durchlaucht, während den öffentlichen akademiſchen Prüfungen, vertheidigen wird Johann Chriſtoph Friedrich Schiller, Candidat der Medicin in der herzoglichen Militär-Akademie.“

Mich däucht, es iſt dieß von beiden Theilen gleich einſeitig geſagt. Letzteres Syſtem wird beinahe völlig aus unſeren Moralen und Philoſophien verwieſen ſeyn, und iſt, ſcheint es mir, nicht ſelten mit allzu fanatiſchem Eifer verworfen worden, — es iſt gewiß der Wahrheit nichts ſo gefährlich, als wenn einſeitige Meinungen einſeitige Widerleger finden. — — Das Erſtere iſt wohl im Ganzen am mehrſten geduldet worden, indem es am fähigſten iſt, das Herz zur Tugend zu erwärmen, und ſeinen Werth an wahrhaftig großen Seelen ſchon gerechtfertiget hat. Wer bewundert nicht den Starkſinn eines Cato, die hohe Tugend eines Brutus und Aurels, den Gleichmuth eines Epiktets und Seneca? Aber deſſen ungeachtet iſt es doch nichts mehr als eine ſchöne Verirrung des Verſtandes, ein wirkliches Extremum, das den einen Theil des Menſchen allzu enthuſiaſtiſch herabwürdigt, und uns in den Rang idealiſcher Weſen erheben will, ohne uns zugleich unſerer Menſchlichkeit zu entladen; ein Syſtem, das Allem, was wir von der Evolution des einzelnen Menſchen und des geſammten Geſchlechts hiſtoriſch wiſſen und philoſophiſch erklären können, ſchnurgerade zuwiderläuft und ſich durchaus nicht mit der Eingeſchränktheit der menſchlichen Seele verträgt. Es iſt demnach hier, wie überall, am rathſamſten, das Gleichgewicht zwiſchen beiden Lehrmeinungen zu halten, um die Mittellinie der Wahrheit deſto gewiſſer zu treffen. Da aber gewöhnlicher Weiſe mehr darin gefehlt worden iſt, daß man zu viel auf die eigene Rechnung der Geiſteskraft, inſofern ſie außer Abhängigkeit von dem Körper gedacht wird, mit Hintanſetzung dieſes letztern geſchrieben hat, ſo wird ſich gegenwärtiger Verſuch mehr damit beſchäftigen, den merkwürdigen Beitrag des Körpers zu den Actionen der Seele, den großen und reellen Einfluß des thieriſchen Empfindungsſyſtemes auf das Geiſtige in ein helleres Licht zu ſetzen. Aber darum iſt

das noch gar nicht die Philoſophie des Epikurus, ſo wenig es Stoicismus iſt, die Tugend für das höchſte Gut zu halten.

*

Ehe wir die höheren moraliſchen Zwecke, die mit Beihülfe der thieriſchen Natur erreicht werden, zu erforſchen ſuchen, müſſen wir zuerſt ihre phyſiſche Nothwendigkeit feſtſetzen und in einigen Grundbegriffen einig werden. Darum der erſte Geſichtspunkt, aus welchem wir den Zuſammenhang der beiden Naturen betrachten.

Phyſiſcher Zuſammenhang.

Thieriſche Natur befeſtigt die Thätigkeit des Geiſtes.

§. 2.

Organismus der Seelenwirkungen — der Ernährung — der Zeugung.

Alle Anſtalten, die wir in der ſittlichen und körperlichen Welt zur Vollkommenheit des Menſchen gewahrnehmen, ſcheinen ſich zuletzt in den Elementarſatz zu vereinigen: Vollkommenheit des Menſchen liegt in der Uebung ſeiner Kräfte durch Betrachtung des Weltplans; und da zwiſchen dem Maße der Kraft und dem Zweck, auf den ſie wirket, die genaueſte Harmonie ſeyn muß, ſo wird Vollkommenheit in der höchſtmöglichſten Thätigkeit ſeiner Kräfte und ihrer wechſelſeitigen Unterordnung beſtehen. Aber die Thätigkeit der menſchlichen Seele iſt — aus einer Nothwendigkeit, die ich noch nicht erkenne, und auf eine

Art, die ich noch nicht begreiſe — an die Thätigkeit der Materie gebunden. Die Veränderungen in der Körperwelt müſſen durch eine eigene Claſſe mittlerer organiſcher Kräfte, die Sinne, modificirt und ſo zu ſagen verfeinert werden, ehe ſie vermögend ſind, in mir eine Vorſtellung zu erwecken; ſo müſſen wiederum andere organiſche Kräfte, die Maſchinen der willkürlichen Bewegung, zwiſchen Seele und Welt treten, um die Veränderung der erſteren auf die letztere fortzupflanzen; ſo müſſen endlich ſelbſt die Operationen des Denkens und Empfindens gewiſſen Bewegungen des innern Senſoriums correſpondiren. Alles dieſes macht den Organismus der Seelenwirkungen aus.

Aber die Materie iſt ein Raub des ewigen Wechſels und reibt ſich ſelbſt auf, ſo wie ſie wirket, unter der Bewegung wird das Element aus ſeinen Fugen getrieben, verjagt und verloren. Weil nun im Gegentheil das einfache Weſen die Seele Dauer und Beſtandheit in ſich ſelber hat, und in ihrem Weſen weder gewinnet noch verliert, ſo kann die Materie nicht gleichen Schritt mit der Geiſtesthätigkeit halten, und bald würde alſo der Organismus des geiſtigen Lebens, mit ihm alle Wirkſamkeit der Seele, dahin ſeyn. Dieß nun zu verhüten, mußte ein neues Syſtem organiſcher Kräfte zu dem erſten gleichſam angereihet werden, das ſeine Conſumtionen erſetzt und ſeinen ſinkenden Flor durch eine ſtetig aneinander hängende Kette neuer Schöpfungen erhält. Dieß iſt der Organismus der Ernährung.

Noch mehr. Nach einem kurzen Zeitraum von Wirkung, nach dem aufgehobenen Gleichgewicht zwiſchen Verluſt und Erneuerung tritt der Menſch von der Bühne des Lebens, und das Geſetz der Sterblichkeit entvölkert die Erde. Auch hat die Anzahl empfindender Weſen, die die ewige Liebe und Weisheit in ein glückliches Daſeyn wollte gerufen haben, nicht Raum

genug, in den engen Gränzen dieſer Welt zumal zu exiſtiren, und das Leben dieſer Generation ſchließt das Leben einer andern aus. Darum ward es nothwendig, daß neue Menſchen an die Stelle der weggeſchiedenen alten treten und das Leben durch ununterbrochene Succeſſionen erhalten würde. Aber geſchaffen wird nichts mehr, und was nun Neues wird, wird es nur durch Entwicklung. Die Entwicklung des Menſchen mußte durch Menſchen geſchehen, wenn ſie mit der Conſumtion im Verhältniß ſtehen, wenn der Menſch zum Menſchen gebildet werden ſollte. Aus dieſem Grund wurde ein neues Syſtem organiſcher Kräfte den zwei vorhergehenden zugeordnet, das die Belebung und Entwicklung des Menſchenkeims zur Abſicht hatte. Dieß iſt der Organismus der Zeugung. Dieſe drei Organismi in den genaueſten Local- und Realzuſammenhang gebracht, bilden den menſchlichen Körper.

§. 3.

Der Körper.

Die organiſchen Kräfte des menſchlichen Körpers theilen ſich von ſelbſt in zwei Hauptclaſſen, die erſte enthält diejenige, die wir nach keinen bekannten Geſetzen und Phänomenen der phyſiſchen Welt begreifen können, und dahin gehören die Empfindlichkeit der Nerven und die Reizbarkeit des Muskels. Da es bisher unmöglich war, in die Oekonomie des Unſichtbaren einzudringen, ſo hat man die unbekannte Mechanik durch die bekannte zu erklären geſucht, und den Nerven als einen Canal betrachtet, der ein äußerſt feines flüchtiges und wirkſames Fluidum führet, das an Geſchwindigkeit und Feinheit Aether und elektriſche Materie übertreffen ſoll, und hat dieſes als das Principium der Empfindlichkeit und Beweglichkeit angeſehen und

ihm daher den Namen der Lebensgeiſter gegeben. So hat man ferner die Reizbarkeit der Muskelfaſer in einen gewiſſen Niſum geſetzt, ſich auf Veranlaſſung eines fremden Reizes zu verkürzen und beide Endpunkte näher zu bringen. Dieſe zweierlei Principien machen den ſpecifiſchen Charakter des thieriſchen Organismus.

Die zweite Claſſe begreift diejenige, die wir den allgemein bekannten Geſetzen der Phyſik unterordnen können. Hieher rechne ich die Mechanik der Bewegung und die Chemie des menſchlichen Körpers, woraus das vegetabiliſche Leben erwächst. Vegetation alſo und thieriſche Mechanik auf das genaueſte vermiſcht, bilden eigentlich das phyſiſche Leben des menſchlichen Körpers.

§. 4.

Thieriſches Leben.

Noch iſt das nicht Alles. Da der Verluſt mehr oder weniger in der Willkür des Geiſtes liegt, ſo mußte es auch nothwendig der Erſatz ſeyn. Ferner, da der Körper allen Folgen der Zuſammenſetzung unterworfen und im Kreis der um ihn wirkenden Dinge unzähligen feindlichen Wirkungen bloßgeſtellt iſt, ſo mußte es in der Gewalt der Seele ſtehen, ihn wider den ſchädlichen Einfluß dieſer letztern zu beſchützen und ihn mit der phyſiſchen Welt in diejenigen Verhältniſſe zu bringen, die ſeiner Fortdauer am zuträglichſten ſind; ſie mußte daher von dem gegenwärtigen ſchlimmen oder guten Zuſtand ihrer Organe unterrichtet werden; ſie mußte aus ſeinem ſchlimmen Zuſtand Mißvergnügen, aus ſeinem Wohlſtand Vergnügen ſchöpfen, um ihn entweder zu verlängern oder zu entfernen, zu ſuchen oder zu fliehen. Hier alſo wird ſchon der Organismus an das

Empfindungsvermögen gleichſam angeknüpft und die Seele in das Intereſſe ihres Körpers gezogen. Jetzt iſt es etwas mehr als Vegetation, etwas mehr als todter Model und Nerven- und Muskel-Mechanik, jetzt iſt es thieriſches Leben. *)

Der Flor des thieriſchen Lebens iſt, wie wir wiſſen, für den Flor der Seelenwirkungen äußerſt wichtig, und darf ohne die Totalaufhebung dieſer letztern niemals aufgehoben werden. Er muß alſo einen feſten Grund haben, der ihm nicht ſo leicht ſchwanke, das heißt, die Seele muß durch eine unwiderſtehliche Macht zu den Handlungen des phyſiſchen Lebens beſtimmt werden. Konnten alſo wohl die Empfindungen des thieriſchen Wohl- oder Uebelſtands geiſtige Empfindungen ſeyn und durch das Denken erzeugt werden? Wie oft würde ſie das überwaltende Licht der Leidenſchaften verdunkeln, wie oft Trägheit oder Dummheit begraben, wie oft Geſchäftigkeit und Zerſtreuung überſehen? Ferner, würde nicht von dem Thiermenſchen die vollkommenſte Kenntniß ſeiner Oekonomie gefordert, müßte das Kind nicht in demjenigen Meiſter ſeyn, in dem unſere

*) Aber auch etwas mehr als thieriſches Leben des Thieres. Das Thier lebt das thieriſche Leben, um angenehm zu empfinden. Es empfindet angenehm, um das thieriſche Leben zu erhalten. Alſo es lebt jetzt, um morgen wieder zu leben. Es iſt jetzt glücklich, um morgen glücklich zu ſeyn. Aber ein einfaches, ein unſicheres Glück, das die Perioden des Organismus nachmacht, das dem Zufall, dem blinden Ungefähr preisgegeben iſt, weil es nur allein in der Empfindung beruht. Der Menſch lebt auch das thieriſche Leben, und empfindet ſeine Vergnügungen und leidet ſeine Schmerzen. Aber warum? Er empfindet und leidet, daß er ſein thieriſches Leben erhalte. Er erhält ſein thieriſches Leben, um ein geiſtiges länger leben zu können. Hier iſt alſo Mittel verſchieden vom Zweck, dort ſchienen Zweck und Mittel zu coincidiren. Dieß iſt eine von den Gränzſcheiden zwiſchen Menſch und Thier.

Harvey, Boerhave und Haller nach einer fünfzigjährigen Unterſuchung noch Anfänger geblieben ſind? — Die Seele konnte alſo ſchlechterdings keine Idee von dem Zuſtand haben, den ſie verändern ſoll. Wie wird ſie ihn erfahren, wie wird ſie in Thätigkeit kommen?

§. 5.

Thieriſche Empfindungen.

Noch kennen wir keine andern Empfindungen als ſolche, die aus einer vorgängigen Operation des Verſtandes entſpringen; aber jetzt ſollen Empfindungen entſtehen, bei denen der Verſtand ganz exuliren muß. Dieſe Empfindungen ſollen die gegenwärtige Beſchaffenheit meiner Werkzeuge wo nicht ausdrücken, doch gleichſam ſpecifiſch bezeichnen, oder beſſer, begleiten. Dieſe Empfindungen ſollen den Willen raſch und lebhaft zu Abſcheu oder Begierde beſtimmen, dieſe Empfindungen ſollen aber doch nur auf der Oberfläche der Seele ſchweben und niemals in das Gebiet der Vernunft reichen. Was alſo bei der geiſtigen Empfindung das Denken gethan hat, das thut hier diejenige Modification in den thieriſchen Theilen, die entweder ihre Auflöſung droht, oder ihre Fortdauer ſichert, das heißt, mit demjenigen Zuſtand der Maſchine, der ihren Flor befeſtiget, iſt eine angenehme, und im Gegentheil mit demjenigen, der ihren Wohlſtand untergräbt und ihren Ruin beſchleunigt, eine ſchmerzhafte Rührung der Seele durch ein ewiges Geſetz der Weisheit verbunden, und ſo, daß die Empfindung ſelbſt nicht die geringſte Aehnlichkeit mit der Beſchaffenheit der Organe hat, die ſie bezeichnet. So entſtehen thieriſche Empfindungen. Thieriſche Empfindungen haben demnach einen zweifachen Grund:

1) in dem gegenwärtigen Zuſtand der Maſchine, 2) im Empfindungsvermögen.

Nun läßt ſich begreifen, warum thieriſche Empfindungen mit unwiderſtehlicher und gleichſam tyranniſcher Macht die Seele zu Leidenſchaften und Handlungen fortreißen, und über die geiſtigſten ſelbſt nicht ſelten die Oberhand bekommen. Dieſe nämlich hat ſie vermittelſt des Denkens hervorgebracht, dieſe alſo kann ſie wiederum durch das Denken auflöſen und gar vernichten. Dieß iſt die Gewalt der Abſtraction und überhaupt der Philoſophie über die Leidenſchaften, über die Meinungen, kurz über alle Situationen des Lebens, jene aber ſind ihr durch eine blinde Nothwendigkeit, durch das Geſetz des Mechanismus aufgedrungen worden; der Verſtand, der ſie nicht ſchuf, kann ſie auch nicht auflöſen, ob er dieſelben ſchon durch eine entgegengeſetzte Richtung der Aufmerkſamkeit um Vieles ſchwächen und verdunkeln kann. Der hartnäckigſte Stoiker, der an Steinſchmerzen darniederliegt, wird ſich niemals rühmen können, keinen Schmerz empfunden zu haben; aber er wird, in Betrachtungen über ſeine Endurſachen verloren, die Empfindungskraft theilen, und das überwiegende Vergnügen der großen Vollkommenheit, die auch den Schmerz zur allgemeinen Glückſeligkeit unterordnet, wird über die Unluſt ſiegen. Nicht Mangel der Empfindung war es, nicht Vernichtung derſelben, daß Mucius, die Hand in lohen Flammen bratend, den Feind mit dem römiſchen Blick der ſtolzen Ruhe anſtarren konnte, ſondern der Gedanke des großen ihn bewundernden Roms, der in ſeiner Seele herrſchte, hielt ſie gleichſam innerhalb ihrer ſelbſt gefangen, daß der heftige Reiz des thieriſchen Uebels zu wenig war, ſie aus dem Gleichgewicht zu heben. Aber darum war der Schmerz des Römers nicht geringer als der des weichſten Wollüſtlings. Freilich wohl wird derjenige, der ge-

wohnt iſt, in einem Zuſtand dunkler Ideen zu exiſtiren, weniger fähig ſeyn, ſich in dem kritiſchen Augenblick des ſinnlichen Schmerzes zu ermannen, als der, der beſtändig in hellen deutlichen Ideen lebt; aber dennoch ſchützt weder die höchſte Tugend, noch die tiefſte Philoſophie, noch ſelbſt die göttliche Religion vor dem Geſetz der Nothwendigkeit, ob ſie ſchon ihre Anbeter auf dem einſtürzenden Holzſtoß beſeligen kann.

Eben dieſe Macht der thieriſchen Fühlungen auf die Empfindungskraft der Seele hat die weiſeſte Abſicht zum Grunde. Der Geiſt, wenn er einmal in den Geheimniſſen einer höhern Wolluſt eingeweiht worden iſt, würde mit Verachtung auf die Bewegungen ſeines Gefährten herabſehen und den niedrigen Bedürfniſſen des phyſiſchen Lebens nicht leicht mehr opfern wollen, wenn ihn nicht das thieriſche Gefühl dazu zwänge. Den Mathematiker, der in den Regionen des Unendlichen ſchweifte und in der Abſtractionswelt die wirkliche verträumte, jagt der Hunger aus ſeinem intellectuellen Schlummer empor; den Phyſiker, der die Mechanik des Sonnenſyſtems zergliedert und den irrenden Planeten durchs Unermeßliche begleitet, reißt ein Nadelſtich zu ſeiner mütterlichen Erde zurück; den Philoſophen, der die Natur der Gottheit entfaltet, und wähnet, die Schranken der Sterblichkeit durchbrochen zu haben, kehrt ein kalter Nordwind, der durch ſeine baufällige Hütte ſtreicht, zu ſich ſelbſt zurück, und lehrt ihn, daß er das unſelige Mittelding von Vieh und Engel iſt.

Wider die überhandnehmenden thieriſchen Fühlungen vermag endlich die höchſte Anſtrengung des Geiſtes nichts mehr, die Vernunft wird, ſo wie ſie wachſen, mehr und mehr übertäubt und die Seele gewaltſam an den Organismus gefeſſelt. Hunger und Durſt zu löſchen wird der Menſch Thaten thun,

worüber die Menſchlichkeit ſchauert, er wird wider Willen Verräther und Mörder, er wird Cannibal —

„Tiger! In deiner Mutterbuſen wollteſt du deine Zähne ſetzen?“

So heftig wirket die thieriſche Fühlung auf den Geiſt. So wachſam hat der Schöpfer für die Erhaltung der Maſchine geſorgt, die Pfeiler, auf denen ſie ruht, ſind die feſteſten, und die Erfahrung hat gelehrt, daß mehr das Uebermaß, als der Mangel der thieriſchen Empfindung verdorben hat.

Thieriſche Empfindungen befeſtigen alſo den Wohlſtand der thieriſchen Natur, ſo wie die moraliſchen und intellectuellen den Wohlſtand der geiſtigen oder die Vollkommenheit. Das Syſtem thieriſcher Empfindungen und Bewegungen erſchöpft den Begriff der thieriſchen Natur. Dieſe iſt der Grund, auf dem die Beſchaffenheit der Seelenwerkzeuge beruht, und die Beſchaffenheit dieſer letztern beſtimmt die Leichtigkeit und Fortdauer der Seelenthätigkeit ſelbſt. Hier alſo iſt ſchon das erſte Glied des Zuſammenhangs der beiden Naturen.

§. 6.

Entwürfe wider den Zuſammenhang der beiden Naturen aus der Moral.

Aber man wird dieſes einräumen und weiter ſagen: hier endet ſich auch die Beſtimmung des Körpers. Ueber dieſe hinaus iſt er ein träger Gefährte der Seele, mit dem ſie ewig zu kämpfen hat, deſſen Bedürfniſſe ihr alle Muße zum Denken rauben, deſſen Anfechtungen den Faden der vertiefteſten Speculation zerreißen und den Geiſt von ſeinen deutlichſten und hellſten Begriffen in ſinnliche Verworrenheit ſtürzen; deſſen Lüſte den größten Theil unſerer Mitgeſchöpfe von ihrem hohen

Urbild entfernen und in die Claſſe der Thiere erniedern, kurz, der ſie in eine Sklaverei verſtrickt, woraus der Tod ſie endlich befreien muß. Iſt es nicht widerſinnig und ungerecht, dürfte man fortfahren zu klagen, das einfache, nothwendige, für ſich Beſtand habende Weſen mit einem andern Weſen zu verwickeln, das in ewigem Wirbel umhergerollt, jedem Ungefähr preisgegeben, eder Nothwendigkeit zum Opfer wird? — Vielleicht ſehen wir bei kälterem Nachdenken aus dieſer anſcheinenden Verwirrung und Planloſigkeit eine große Schönheit hervorgehen.

Philoſophiſcher Zuſammenhang.

Thieriſche Triebe wecken und entwickeln die geiſtigen.

§. 7.

Methode.

Die ſicherſte Methode, einiges Licht auf dieſe Materie zu werfen, mag vielleicht folgende ſeyn: man denkt ſich vom Menſchen Alles weg, was Organiſation heißt, das iſt, man trennt den Körper vom Geiſt, ohne ihm jedoch die Möglichkeit, zu Vorſtellungen zu gelangen und Handlungen in der Körperwelt hervorzubringen, abzuſchneiden, und unterſucht dann, wie er in Wirkung gekommen, wie er ſeine Kräfte entwickelt, was für Schritte er wohl zu ſeiner Vollkommenheit würde gethan haben; das Reſultat dieſer Unterſuchung muß durch Facta beſtätigt werden. Man überſieht alſo die wirkliche Bildung des einzelnen Menſchen und wirft einen Blick über die Entwicklung des geſammten Geſchlechts. Zuerſt alſo den abſtracten Fall: es iſt Vorſtellungskraft und Wille da, es iſt Kreis der Wir-

kung da, und freier Uebergang von Seele zu Welt, von Welt zu Seele. Fragt ſich nun, wie wird er wirken?

§. 8.

Die Seele außer Verbindung mit dem Körper.

Wir können keinen Begriff ſetzen, ohne einen vorhergehenden Willen, ihn zu machen; keinen Willen, ohne die Erfahrung unſers durch dieſe Handlung verbeſſerten Zuſtandes, ohne Empfindung. Keine Empfindung ohne vorhergehende Idee (denn wir ſchloſſen ja zugleich mit dem Körper auch die körperlichen Empfindungen aus), alſo keine Idee ohne Idee.

Nun betrachte man das Kind, das hieße nach der Vorausſetzung einen Geiſt, der die Fähigkeit Ideen zu formiren in ſich begreift, aber dieſe Fähigkeit jetzt zum erſten Mal in Uebung bringen ſoll. Was wird ihn zum Denken beſtimmen, wenn es nicht die daraus entſpringende angenehme Empfindung iſt, was kann ihm die Erfahrung dieſer angenehmen Empfindung verſchafft haben? Wir ſahen ja eben, daß dieß wieder nichts als Denken ſeyn konnte, und er ſoll nun zum erſten Mal denken. Ferner, was kann ihn zur Betrachtung der Welt einladen? nichts Anderes als die Erfahrung ihrer Vollkommenheit, inſofern ſie ſeinen Trieb zur Activität befriedigt und dieſe Befriedigung ihm Vergnügen gewähret; was kann ihn zu Uebung ſeiner Kräfte determiniren? nichts als die Erfahrung ihres Daſeyns, aber alle dieſe Erfahrungen ſoll er ja zum erſten Mal machen. — Er müßte alſo von Ewigkeit her thätig geweſen ſeyn, und dieſes iſt wider den angenommenen Fall, oder er wird ewig niemals in Thätigkeit kommen, gleichwie die Maſchine ohne den Stoß von außen träg und ruhig bleibt.

§. 9.

In Verbindung.

Jetzt ſetze man zu dem Geiſte das Thier. Man verflechte dieſe beiden Naturen ſo innig, als ſie wirklich verflochten ſind, und laſſe ein unbekanntes Etwas, aus der Oekonomie des thieriſchen Leibes geboren, die Empfindungskraft anfallen, — man verſetze die Seele in den Zuſtand des phyſiſchen Schmerzens. Das war der erſte Stoß, der erſte Lichtſtrahl in die Schlummernacht der Kräfte, tönender Goldklang auf die Laute der Natur. Jetzt iſt Empfindung da, und Empfindung war es ja auch nur allein, was wir vorhin vermißten. Dieſe Art von Empfindung ſcheint mit Abſicht recht dazu gemacht zu ſeyn, alle jene Schwierigkeiten zu heben. Dort konnten wir keine herausbringen, weil wir keine Idee vorausſetzen durften; hier vertritt die Modification in dem körperlichen Werkzeug die Stelle der Ideen, und ſo hilft thieriſche Empfindung das innere Uhrwerk des Geiſtes, wenn ich ſo ſagen darf, in den Gang bringen. Der Uebergang von Schmerz zu Abſcheu iſt Grundgeſetz der Seele. Der Wille iſt thätig, und die Thätigkeit einer einzigen Kraft iſt hinlänglich, alle übrigen in Wirkung zu ſetzen. Die nachfolgenden Operationen entwickeln ſich von ſelbſt und gehören auch nicht in dieſes Capitel.

§. 10.

Aus der Geſchichte des Individuums.

Nun verfolge man das Seelenwachsthum des einzelnen Menſchen in Beziehung auf den zu erweiſenden Satz, und gebe Acht, wie ſich alle ſeine Geiſtesfähigkeiten aus ſinnlichen Trieben entwickeln.

a) Das Kind. Noch ganz Thier, oder beſſer: mehr oder auch weniger als Thier; menſchliches Thier. (Denn dasjenige Weſen, das einmal Menſch heißen ſollte, darf niemalen nur Thier geweſen ſeyn.) Elender als ein Thier, weil es auch nicht einmal Inſtinct hat. Die Thiermutter darf ihr Junges eher verlaſſen, als die Mutter ihr Kind. Der Schmerz mag ihm wohl Geſchrei auspreſſen, aber er wird es niemals auf die Quelle desſelben aufmerkſam machen. Die Milch mag ihm wohl Vergnügen gewähren, aber ſie wird niemals von ihm geſucht werden. Es iſt ganz leidend —

„Sein Denken ſteigt nur noch bis zum Empfinden,
„Sein ganzes Kenntniß iſt Schmerz, Hunger und die Binden.“

b) Der Knabe. Hier iſt ſchon Reflexion, aber immer nur in Bezug auf Stillung thieriſcher Triebe. „Er lernt,“ wie Garve ſagt*), „die Dinge anderer Menſchen und ſeine „Handlungen gegen ſie erſtlich dadurch ſchätzen, weil ſie „ihm (ſinnliches) Vergnügen gewähren.“ Liebe zur Arbeit, Liebe zu den Eltern, zu Freunden, ja ſelbſt Liebe zur Gottheit geht durch den Weg der Sinnlichkeit in ſeine Seele. „Die allein iſt die Sonne,“ wie Garve an einem andern Orte anmerkt**), „die durch ſich ſelbſt leuchtet und „wärmt, alle übrigen Gegenſtände ſind dunkel und kalt; „aber ſie können auch erleuchtet und erwärmt werden, „wenn ſie mit ihr in eine ſolche Verbindung treten, daß „ſie die Strahlen derſelben bekommen können.“ Die Güter des Geiſtes erhalten beim Knaben nur durch Uebertragung

*) Anmerkungen zu Fergusons Moralphiloſophie. S. 519.
**) Ebendaſelbſt. S. 593.

einigen Werth, ſie ſind geiſtiges Mittel zu thieriſchem Zweck.

c) Jüngling und Mann. Oftmalige Wiederholung dieſer Schlüſſe macht ſie nach und nach zur Fertigkeit, und Uebertragung will in dem Mittel ſelbſt Schönheit gefunden haben. Er wird gerner darauf verweilen, ohne zu wiſſen warum? Er wird unvermerkt hingezogen werden, darüber zu denken. Jetzt können ſchon die Strahlen der geiſtigen Schönheit ſelbſt ſeine offene Seele rühren; das Gefühl ſeiner Kraftäußerung ergötzt ihn und flößt ihm Neigung zu dem Gegenſtand ein, der bisher nur Mittel war; der erſte Zweck iſt vergeſſen. Aufklärung und Ideenbereicherung decken ihm zuletzt die ganze Würde geiſtiger Vergnügungen auf — das Mittel iſt höchſter Zweck worden.

Dieß lehrt mehr oder weniger die Individualgeſchichte jedes Menſchen, der nur einige Bildung hat, und einen beſſern Weg konnte wohl die Weisheit nicht wählen, den Menſchen zu führen; wird nicht auch jetzt noch der Pöbel gegängelt wie unſer Knabe? Und hat uns nicht der Prophet aus Medina ein auffallend deutliches Beiſpiel zurückgelaſſen, wie man den rohen Sinn der Saracenen im Zügel halten ſollte?

(Hierüber kann nichts Vortrefflicheres geſagt werden, als was Garve in ſeinen Anmerkungen zu dem Capitel über die natürlichen Triebe in Ferguſons Moralphiloſophie auf folgende Art entwickelt hat: „Der Trieb der Erhaltung und der Reiz „der ſinnlichen Luſt ſetzt zuerſt den Menſchen wie das Thier in „Thätigkeit; er lernt die Dinge anderer Menſchen und ſeine „Handlungen gegen ſie erſtlich dadurch ſchätzen, weil ſie ihm „Vergnügen verſchaffen. So wie ſich die Anzahl der Dinge „erweitert, deren Wirkungen er erfährt, ſo breiten ſich ſeine

„Begierden aus; ſo wie ſich der Weg verlängert, auf welchem „er zu dieſen Wirkungen gelangt, ſo werden ſeine Begierden „künſtlicher. Hier iſt die erſte Gränzſcheidung zwiſchen Menſch „und Thier, und hier findet ſich ſelbſt ein Unterſchied zwiſchen „einer Thierart und der andern. Bei wenig Thieren folgt die „Handlung des Freſſens unmittelbar auf die Begierde des Hun„gers; die Hitze der Jagd oder der Fleiß des Sammelns geht „vorher. Aber bei keinem Thiere erfolgt die Befriedigung der „Begierde ſo ſpät auf die Anſtalten, die es zu dieſem Ende „macht, als bei dem Menſchen; bei keinem wird die Beſtrebung „des Thiers durch eine ſo lange Kette von Mitteln und Ab„ſichten fortgeführt, ehe ſie bis an dieſes letzte Glied gelangt. „Wie weit ſind die Arbeiten des Handwerksmannes oder des „Ackerbauers, wenn ſie gleich alle auf nichts weiter abzielen, „als ihm Brod oder ein Kleid zu verſchaffen, doch von dieſem „Ziele entfernt? Aber das iſt noch nicht Alles. Wenn die „Mittel der Erhaltung für den Menſchen, durch Errichtung der „Geſellſchaft, reichlicher werden; wenn er Ueberfluß für ſich „findet, zu deſſen Herbeiſchaffung er nicht ſeine ganze Zeit und „Kräfte braucht; wenn er zugleich durch die Mittheilung der „Ideen aufgeklärt wird: dann fängt er an, einen Endzweck ſei„ner Handlung in ſich ſelbſt zu finden; dann bemerkt er, daß, „wenn er auch völlig ſatt, bekleidet, unter einem guten Dach, „mit allem Hausgeräthe verſehen iſt, doch noch für ihn etwas „zu thun übrig bleibe. — Er geht noch einen Schritt weiter; „er wird gewahr, daß in dieſen Handlungen ſelbſt, wodurch „der Menſch ſich Nahrung und Bequemlichkeit verſchafft hat, „inſofern ſie aus gewiſſen Kräften eines Geiſtes entſtehen, „inſofern ſie dieſe Kräfte üben, ein höheres Gut liege, als in „den äußern Endzwecken ſelbſt, die durch ſie erreicht werden. „Von dieſem Augenblick an arbeitet er zwar in Geſellſchaft mit

„dem übrigen menſchlichen Geſchlecht und mit dem Reich aller „lebendigen Weſen, dazu, ſich zu erhalten, und ſich und ſeinen „Freunden die Hülfsmittel des phyſiſchen Lebens zu verſchaffen; „— denn was wollte er anders thun? welche andere Sphäre „von Thätigkeit könnte er ſich ſchaffen, wenn er aus dieſer „herausginge? Aber er weiß nun, daß die Natur nicht ſo= „wohl dieſe vielen Triebe im Menſchen erweckt hat, um ihm „jene Bequemlichkeiten zu gewähren, als ihm vielmehr den Reiz „jener Vergnügen und Vortheile aufſtelle, um dieſe Triebe „in Bewegung zu ſetzen; um einem denkenden Weſen Materie „zu Vorſtellungen, einem empfindlichen Geiſte Stoff zu Em= „pfindungen, einem wohlwollenden Geiſte Mittel der Gutthä= „tigkeit, einem thätigen Gelegenheit zu Beſchäftigungen zu ge= „ben. — Dann nimmt jede Sache, lebloſe und lebendige, eine „andere Geſtalt für ihn an. Die Gegenſtände und Verände= „rungen wurden zuerſt von ihm nur angeſehen, inſofern ſie „ihm nur Vergnügen oder Verdruß machen; jetzo, inſofern „ſie Handlungen und Aeußerungen ſeiner Vollkommenheit ver= „anlaſſen. In jener Betrachtung ſind die Vorfälle bald gut, „bald böſe; in dieſer ſind ſie alle auf gleiche Weiſe gut. Denn „es iſt keiner, wo nicht die Ausübung einer Tugend oder die „Beſchäftigung einer beſondern Fähigkeit möglich wäre. — Zuerſt „liebte er die Menſchen, weil er glaubte, daß ſie ihm nutzen „können; jetzo liebt er ſie noch mehr, weil er das Wohlwollen „für den Zuſtand eines vollkommenen Geiſtes hält.“)

§. 11.

Aus der Geſchichte des Menſchengeſchlechts.

Nun noch ein gewagterer Blick über die Univerſalgeſchichte des ganzen menſchlichen Geſchlechts — von ſeiner Wiege an bis

zu ſeinem männlichen Alter — und die Wahrheit des bisher Geſagten wird in ihrem volleſten Lichte ſtehen.

Hunger und Blöße haben den Menſchen zuerſt zum Jäger, Fiſcher, Viehhirten, Ackermann und Baumeiſter gemacht. Wolluſt ſtiftete Familien, und Wehrloſigkeit der Einzelnen zog Horden zuſammen. Hier ſchon die erſten Wurzeln der geſelligen Pflichten. Bald mußte der anwachſenden Menſchenmenge der Acker zu arm werden, der Hunger zerſtreute ſie in ferne Klimate und Lande, die dem forſchenden Bedürfniß ihre Producte enthüllten, und ſie neue Raffinements ſie zu bearbeiten und ihrem ſchädlichen Einfluß zu begegnen lehrten. Dieſe einzelnen Erfahrungen gingen durch Tradition vom Großvater zum Urenkel über und wurden erweitert. Man lernte die Kräfte der Natur wider ſie ſelbſt benutzen, man brachte ſie in neue Verhältniſſe, und erfand — hier ſchon die erſten Wurzeln der einfachen und heilſamen Künſte. Zwar immer nur Kunſt und Erfindung für das Wohl des Thieres, aber doch Uebung der Kraft, doch Gewinn an Kenntniß, und — an eben dem Feuer, woran der rohe Naturmenſch ſeine Fiſche bratete, ſpähte nachher Boerhave in die Miſchungen der Körper; aus eben dem Meſſer, mit dem der Wilde ſein Wildpret zerlegte, erfand Lionet dasjenige, womit er die Nerven der Inſecten aufdeckte; mit eben dem Cirkel, mit dem man anfangs nur Hufen maß, mißt Newton Himmel und Erde. So zwang der Körper den Geiſt, auf die Erſcheinungen um ihn her zu achten, ſo machte er ihm die Welt intereſſant und wichtig, weil er ſie ihm unentbehrlich machte. Der Drang einer innern thätigen Natur, verbunden mit der Dürftigkeit der mütterlichen Gegend, lehrte unſere Stammväter kühner denken, und erfand ihnen ein Haus, worin ſie im Geleit der Geſtirne auf Flüſſen und Oceanen ſicher dahinglitten und neuen Zonen entgegenſchifften. —

Fluctibus ignotis insultavere carinæ.

Hier wiederum neue Producte, neue Gefahren, neue Bedürfniſſe, neue Anſtrengungen des Geiſtes. Die Colliſion der thieriſchen Triebe ſtößt Horden wider Horden, ſchmiedet das rohe Erz zum Schwert, zeugt Abenteurer, Helden und Despoten. Städte werden befeſtiget, Staaten errichtet, mit den Staaten entſtehen bürgerliche Pflichten und Rechte, Künſte, Ziffern, Geſetzbücher, ſchlaue Prieſter — und Götter.

Und nun die Bedürfniſſe ausgeartet in Luxus — welch unermeßliches Feld eröffnet ſich unſerm Auge! Jetzt werden die Adern der Erde durchwühlt, jetzt wird der Grund des Meeres betreten, Handel und Wandel blühen —

Latet sub classibus æquor.

Der Oſt wird in Weſt, der Weſt in Oſt bewundert, die Geburten des Auslandes gewöhnen ſich unter künſtlichen Himmeln, und die Gartenkunſt bringt die Producte von drei Welttheilen in Einem Garten zuſammen. Künſtler lernen der Natur ihre Werke ab, Töne ſchmelzen die Wilden, Schönheit und Harmonie veredeln Sitten und Geſchmack, und die Kunſt geleitet zu Wiſſenſchaft und Tugend hinüber. „Der Menſch,“ ſagt Schlözer,*) „dieſer mächtige Untergott, räumt Felſen aus der „Bahn, gräbt Seen ab und pflüget, wo man ſonſten ſchiffte. „Durch Canäle trennt er Welttheile und Provinzen von ein„ander, leitet Ströme zuſammen und führet ſie in Sand„wüſten hin, die er dadurch in lachende Fluren verwandelt; „er plündert dreien Welttheilen ihre Producte ab und verſetzt „ſie in den vierten. Selbſt Klima, Luft und Witterung ge„horchen ſeiner Macht. Indem er Wälder ausreutet und

*) Siehe Schlözers Vorſtellung ſeiner Univerſalhiſtorie §. 6.

„Sümpfe austrocknet, ſo wird ein heiterer Himmel über ihm, „Näſſe und Nebel verlieren ſich, die Winter werden ſanfter „und kürzer, die Flüſſe frieren nicht mehr zu.“ — Und der Geiſt verfeinert ſich mit dem feinern Klima.

Der Staat beſchäftiget den Bürger für die Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten des Lebens. Arbeitſamkeit gibt dem Staat Sicherheit und Ruhe von außen und innen, die dem Denker und Künſtler jene fruchtbare Muße gewährt, wodurch das Zeitalter des Auguſts zum goldenen Alter geworden. Jetzt nehmen die Künſte einen kühneren ungehinderten Schwung, jetzt gewinnen die Wiſſenſchaften ein reines geläutertes Licht, Naturgeſchichte und Phyſik ſtürzen den Aberglauben, die Geſchichte reicht den Spiegel der Vorwelt, und die Philoſophie lacht über die Thorheit der Menſchen. Wie aber nun der Luxus in Weichlichkeit und Schwelgerei ausgeartet, in den Gebeinen der Menſchen zu toben anfängt und Seuchen ausbrütet, und die Atmoſphäre verpeſtet, da eilt der bedrängte Menſch von einem Reich der Natur zum andern, die lindernden Mittel auszuſpähen, da findet er die göttliche Rinde der China, da gräbt er aus den Eingeweiden der Berge den mächtig wirkenden Mercur und preßt den koſtbaren Saft aus dem orientaliſchen Mohn. Die verhohlenſten Winkel der Natur werden durchſucht, die Scheidekunſt zertrümmert die Producte in ihre letzten Elemente und ſchafft ſich eigene Welten, Goldmacher bereichern die Naturgeſchichte, der mikroſkopiſche Blick eines Swammerdam ertappt die Natur bei ihren geheimſten Proceſſen. Der Menſch geht noch weiter. Noth und Neugierde überſpringen die Schranken des Aberglaubens, er ergreift muthig das Meſſer — und hat das größte Meiſterſtück der Natur, den Menſchen, entdeckt. So mußte das Schlimmſte das Größte erreichen helfen, ſo mußte uns Krankheit und Tod drängen zum

γνωϑι σεαυτον. Die Peſt bildete unſere Hippokrate und Sydenhame, wie der Krieg Generale gebar, und der einreißenden Luſtſeuche haben wir eine totale Reformation des mediciniſchen Geſchmacks zu verdanken.

Wir wollten den rechtmäßigen Genuß der Sinnlichkeit auf die Vollkommenheit der Seele zurückführen, und wie wunderbar drehte ſich der Stoff unter unſern Händen! Wir fanden, daß auch ihr Uebermaß, ihr Mißbrauch im Ganzen die Realitäten der Menſchheit befördert hat. Die Verirrungen vom erſten Zwecke der Natur, Kaufleute, Eroberer und Luxus haben unſtreitig die Schritte dahin unendlich beſchleunigt, die eine einfachere Lebensart regelmäßiger wohl, aber auch langſam genug würde gemacht haben. Man halte die alte Welt gegen die neue! Dort waren die Begierden einfach und ihre Befriedigung leicht; aber wie abſcheulich wurde auch über die Natur und ihre Geſetze geurtheilt! Jetzt iſt ſie durch tauſend Krümmungen erſchwert, aber welch volles Licht hat ſich über alle Begriffe verbreitet!

Noch einmal alſo: der Menſch mußte Thier ſeyn, ehe er wußte, daß er ein Geiſt war; er mußte am Staube kriechen, ehe er den Newtoniſchen Flug durchs Univerſum wagte. **Der Körper alſo der erſte Sporn zur Thätigkeit; Sinnlichkeit die erſte Leiter zur Vollkommenheit.**

Thieriſche Empfindungen begleiten die geiſtigen.

§. 12.

Geſetz.

Der Verſtand des Menſchen iſt äußerſt beſchränkt, und darum müſſen es auch nothwendig alle Empfindungen ſeyn, die aus

ſeiner Thätigkeit reſultiren. Dieſen alſo einen größeren Schwung zu geben, und den Willen mit gedoppelter Kraft zum Vollkommenen hinzuziehen und vom Uebel zurück zu reißen, wurden beide Naturen, geiſtige und thieriſche, alſo eng in einander verſchlungen, daß ihre Modificationen ſich wechſelsweiſe mittheilen und verſtärken. Daraus erwächst nun ein Fundamentalgeſetz der gemiſchten Naturen, das, in ſeine letzten Grundtheile aufgelöst, ungefähr alſo lautet: Die Thätigkeiten des Körpers entſprechen den Thätigkeiten des Geiſtes; d. h. jede Ueberſpannung von Geiſtesthätigkeit hat jederzeit eine Ueberſpannung gewiſſer körperlicher Actionen zur Folge, ſo wie das Gleichgewicht der erſtern, oder die harmoniſche Thätigkeit der Geiſteskräfte mit der vollkommenſten Uebereinſtimmung der letztern vergeſellſchaftet iſt. Ferner: Trägheit der Seele macht die körperlichen Bewegungen träg, Nichtthätigkeit der Seele hebt ſie gar auf. Da nun Vollkommenheit jederzeit mit Luſt, Unvollkommenheit mit Unluſt verbunden iſt, ſo kann man dieſes Geſetz auch alſo ausdrücken: Geiſtige Luſt hat jederzeit eine thieriſche Luſt, geiſtige Unluſt jederzeit eine thieriſche Unluſt zur Begleiterin.

§. 13.

Geiſtiges Vergnügen befördert das Wohl der Maſchine.

Alſo eine Empfindung, die das ganze Seelenweſen einnimmt, erſchüttert in eben dem Grade den ganzen Bau des organiſchen Körpers, Herz, Adern und Blut, Muskelfaſern und Nerven, von jenen mächtigen wichtigen, die dem Herzen den lebendigen Schwung der Bewegung geben, bis hinaus zu jenen unbedeutenden geringen, die die Härchen der Haut ſpannen, nehmen

daran Theil. Alles geräth in heftigere Bewegung. War die Empfindung angenehm, ſo werden alle jene Theile einen höhern Grad harmoniſcher Thätigkeit haben, das Herz wird frei, lebhaft und gleichförmig ſchlagen, das Blut wird ungehemmt, mild, oder feurig raſch, je nachdem der Affect von der ſanften oder heftigen Art iſt, durch die weichen Canäle fließen, Coction, Secretion und Excretion wird frei und ungehindert von ſtatten gehen, die reizbaren Faſern werden im milden Dampfbad geſchmeidig ſpielen, ſo Reizbarkeit als Empfindlichkeit wird durchaus erhöht ſeyn. Darum iſt der Zuſtand der größten augenblicklichen Seelenluſt augenblicklich auch der Zuſtand des größten körperlichen Wohls.

So viel dieſer Partialthätigkeiten ſind (und iſt nicht jeder Puls das Reſultat von vielleicht Tauſenden), ſo viel dunkle Senſationen werden ſich zumal vor die Seele drängen, wovon jede Vollkommenheit anzeigt. Aus der Verworrenheit dieſer aller bildet ſich nun die Totalempfindung der thieriſchen Harmonien, d. h. die höchſtzuſammengeſetzte Empfindung von thieriſcher Luſt, die ſich an die urſprüngliche intellectuelle oder moraliſche gleichſam anreiht und ſolche durch dieſen Zutritt unendlich vergrößert. So iſt demnach jeder angenehme Affect die Quelle unzähliger körperlicher Lüſte.

Dieſes beſtätigen am augenſcheinlichſten die Beiſpiele der Kranken, die die Freude curirt hat. Man bringe einen, den das fürchterliche Heimweh bis zum Skelet verdorren gemacht hat, in ſein Vaterland zurück, er wird ſich in blühender Geſundheit verjüngen. Man trete in die Gefangenhäuſer, wo Unglückliche ſeit zehn und zwanzig Jahren im faulen Dampf ihres Unraths wie begraben liegen und kaum noch Kraft finden, von der Stelle zu gehen, und verkündige ihnen auf einmal Erlöſung. Das einzige Wort wird jugendliche Kraft durch

ihre Glieder gießen, die erſtorbenen Augen werden Leben und Feuer funkeln. Die Seefahrer, die der Brod- und Waſſermangel auf der ungewiſſen See ſiech und elend niedergeworfen hat, werden durch das einzige Wort: Land! das der Steuermann vom Verdeck erſpäht, halb geſund, und gewiß würde der ſehr irren, der hier den friſchen Lebensmitteln alle Wirkung zuſchreiben wollte. Der Anblick einer geliebten Perſon, nach der er lange geſchmachtet hat, hält die fliehende Seele des Agonizanten noch auf, er wird kräftiger und augenblicklich beſſer. Wahr iſt es, daß die Freude das Nervenſyſtem in lebhaftere Wirkſamkeit ſetzen kann, als alle Herzſtärkungen, die man aus Apotheken holen muß, und ſelbſt inveterirte Stockungen in den labyrinthiſchen Gängen der Eingeweide, die weder die Rubia durchdringt, noch ſelbſt der Mercur durchreißt, durch ſie zertheilt worden ſind. Wer begreift nun nicht, daß diejenige Verfaſſung der Seele, die aus jeder Begebenheit Vergnügen zu ſchöpfen und jeden Schmerz in die Vollkommenheit des Univerſums aufzulöſen weiß, auch den Verrichtungen der Maſchine am zuträglichſten ſeyn muß? Und dieſe Verfaſſung iſt die Tugend.

§. 14.

Geiſtiger Schmerz untergräbt das Wohl der Maſchine.

Auf eben dieſe Weiſe erfolget das Gegentheil beim unangenehmen Affect; die Ideen, die ſich beim Zornigen oder Erſchrockenen ſo intenſiv ſtark herausheben, könnte man mit eben dem Recht, als Plato die Leidenſchaften Fieber der Seele nannte, als Convulſionen des Denkorgans betrachten. Dieſe Convulſionen pflanzen ſich ſchnell durch den ganzen Umriß des Nervengebäudes fort, bringen die Kräfte des Lebens in jene Mißſtimmung, die ſeinen Flor zernichtet und alle Actionen der Ma-

ſchine aus dem Gleichgewicht bringt. Das Herz ſchlägt ungleich und ungeſtüm; das Blut wird in die Lungen gepreßt, wenn in den Extremitäten kaum ſo viel übrig bleibt, den verlornen Puls zu erhalten. Alle Proceſſe der thieriſchen Chemie durchkreuzen einander. Die Scheidungen überſtürzen ſich, die gutartigen Säfte verirren und wirken feindlich in fremden Gebieten, wenn zu gleicher Zeit die bösartigen, die im Unrath dahingeſchwemmt werden ſollten, in den Kern der Maſchine zurückfallen. Mit Einem Wort: der Zuſtand des größten Seelenſchmerzens iſt zugleich der Zuſtand der größten körperlichen Krankheit.

Die Seele wird durch tauſend dunkle Senſationen vom drohenden Ruin ihrer Werkzeuge unterrichtet, und von einer ganzen Schmerzempfindung übergoſſen, die ſich an die urſprüngliche geiſtige anheftet und ſolcher einen deſto ſchärfern Stachel gibt.

§. 15.

Beiſpiele.

Tiefe chroniſche Seelenſchmerzen, beſonders wenn ſie von einer Anſtrengung des Denkens begleitet ſind, worunter ich vorzüglich denjenigen ſchleichenden Zorn, den man Indignation heißt, rechne, nagen gleichſam an den Grundfeſten des Körpers und trocknen die Säfte des Lebens aus. Dieſe Leute ſehen abgezehrt und bleich, und der innere Gram verräth ſich aus den hohlen, tiefliegenden Augen. „Ich muß Leute um mich haben, die fett ſind,“ ſagt Cäſar, „Leute mit runden Backen, und die des Nachts ſchlafen. Der Caſſius dort hat ein hageres, hungriges Geſicht; er denkt zu viel; dergleichen Leute ſind gefährlich.“ Furcht, Unruhe, Gewiſſensangſt, Verzweiflung wirken nicht viel weniger als die hitzigſten Fieber. Dem in Angſt ge-

jagten Richard fehlt die Munterkeit, die er ſonſt hat, und er wähnt ſie mit einem Glas Wein wieder zu gewinnen. Es iſt nicht Seelenleiden allein, das ihm ſeine Munterkeit verſcheucht, es iſt eine ihm aus dem Kern der Maſchine aufgedrungene Empfindung von Unbehaglichkeit, es iſt eben diejenige Empfindung, welche die bösartigen Fieber verkündigt. Der von Freveln ſchwer gedrückte Moor, der ſonſt ſpitzfindig genug war, die Empfindungen der Menſchlichkeit durch Skeletiſirung der Begriffe in Nichts aufzulöſen, ſpringt eben jetzt bleich, athemlos, den kalten Schweiß auf ſeiner Stirne, aus einem ſchrecklichen Traum auf. Alle die Bilder zukünftiger Strafgerichte, die er vielleicht in den Jahren der Kindheit eingeſaugt und als Mann obſopirt hatte, haben den umnebelten Verſtand unter dem Traum überrumpelt. Die Senſationen ſind allzu verworren, als daß der langſamere Gang der Vernunft ſie einholen und noch einmal zerfaſern könnte. Noch kämpfet ſie mit der Phantaſie, der Geiſt mit den Schrecken des Mechanismus. — *)

Moor. Nein, ich zittere nicht. War's doch ledig ein Traum — Die Todten ſtehen noch nicht auf — Wer ſagt, daß ich zittere und bleich bin? Es iſt mir ja ſo leicht, ſo wohl.

Bed. Ihr ſeyd todesbleich, Eure Stimme iſt bang und lallend.

Moor. Ich habe das Fieber. Ich will morgen zur Ader laſſen. Sage du nur, wenn der Prieſter kommt, ich habe das Fieber.

Bed. O, Ihr ſeyd ernſtlich krank.

Moor. Ja freilich, freilich, das iſt Alles; und Krankheit verſtöret das Gehirn und brütet tolle wunderliche Träume — Träume bedeuten nichts — Pfui, pfui der weiblichen Feigheit! — Träume kommen aus dem Bauch, und Träume bedeuten nichts — Ich hatte ſo eben einen luſtigen Traum —

(Er ſinkt ohnmächtig nieder.)

---

*) Life of Moor. Tragedy by Krake. Act. V. Sc. 1.

Hier bringt das plötzlich auffahrende Integralbild des Traums das ganze Syſtem der dunkeln Ideen in Bewegung und rüttelt gleichſam den ganzen Grund des Denkorgans auf. Aus der Summe aller entſpringt eine ganze äußerſt zuſammengeſetzte Schmerzempfindung, die die Seele in ihren Tiefen erſchüttert und den ganzen Bau der Nerven per Consensum lähmt.

Die Schauer, die denjenigen ergreifen, der auf eine laſterhafte That ausgeht, oder eben eine ausgeführt hat, ſind nichts Anderes, als eben der Horror, der den Febricitanten ſchüttelt, und welcher auch auf eingenommene widerwärtige Arzneien empfunden wird. Die nächtlichen Jactationen derer, die von Gewiſſensbiſſen gequält werden, und die immer mit einem febriliſchen Aderſchlag begleitet ſind, ſind wahrhaftige Fieber, die der Conſens der Maſchine mit der Seele veranlaßt, und wenn Lady Macbeth im Schlaf geht, ſo iſt ſie eine phrenitiſche Delirantin. Ja ſchon der nachgemachte Affect macht den Schauſpieler augenblicklich krank, und wenn Garrick ſeinen Lear oder Othello geſpielt hatte, ſo brachte er einige Stunden in gichteriſchen Zuckungen auf dem Bette zu. Auch die Illuſion des Zuſchauers, die Sympathie mit künſtlichen Leidenſchaften, hat Schauer, Gichter und Ohnmachten gewirkt.

Iſt alſo nicht derjenige, der mit der böſen Laune geplagt iſt, und aus allen Situationen des Lebens Gift und Galle zieht; iſt nicht der Laſterhafte, der in einem ſteten chroniſchen Zorn dem Haß lebt, der Neidiſche, den jede Vollkommenheit ſeines Mitmenſchen martert, ſind nicht alle dieſe die größten Feinde ihrer Geſundheit? Sollte das Laſter noch nicht genug Abſchreckendes haben, wenn es mit der Glückſeligkeit auch die Geſundheit zernichtet?

§. 16.

Ausnahmen.

Aber auch der angenehme Affect hat getödtet, auch der unangenehme hat Wundercuren gethan? — Beides lehrt die Erfahrung, ſollte das die Gränzen des aufgeſtellten Geſetzes verrücken?

Die Freude tödtet, wenn ſie zur Ekſtaſi hinaufſteigt, die Natur erträgt den Schwung nicht, in den in einem Moment das ganze Nervengebäude geräth, die Bewegung des Gehirns iſt nicht Harmonie mehr, ſie iſt Convulſion; ein höchſter augenblicklicher Vigor, der aber auch gleich in den Ruin der Maſchine übergeht, weil er über die Gränzlinie der Geſundheit gewichen iſt (denn ſchon in die Idee der Geſundheit iſt die Idee einer gewiſſen Temperatur der natürlichen Bewegungen weſentlich eingeflochten); auch die Freude der endlichen Weſen hat ihre Schranken, ſo wie der Schmerz, dieſe darf ſie nicht überſchreiten, oder ſie muß untergehen.

Was den zweiten Fall betrifft, ſo hat man viele Beiſpiele, daß ein mäßiger Grad des Zorns, der Gewalt hat, frei auszubrauſen, die langwierigſten Verſtopfungen durchriſſen, daß der Schrecken, z. E. über eine Feuersbrunſt, alte Gliederſchmerzen und unheilbare Lähmungen plötzlich gehoben hat. — Aber auch die Dyſenterie hat Verſtopfungen der Pfortader geſchmolzen, auch die Krätze hat Melancholien und Tobſuchten geheilt — iſt die Krätze darum weniger Krankheit, oder die Ruhr darum Geſundheit?

§. 17.

Trägheit der Seele macht die Bewegungen der Maſchine träger.

Da die Wirkſamkeit des Geiſtes während den Geſchäften des Tages nach dem Zeugniß des Herrn von Haller den abendlichen Puls zu beſchleunigen vermag, wird ihre Trägheit ihn nicht ſchwächen, wird ihre Nichtthätigkeit ihn vielleicht nicht gar aufheben müſſen? Denn obſchon die Bewegung des Bluts nicht ſo ſehr von der Seele abhängig zu ſeyn ſcheint, ſo läßt ſich doch nicht ohne allen Grund ſchließen, daß das Herz, welches doch immerhin den größten Theil ſeiner Kraft vom Gehirn entlehnt, nothwendig, wenn die Seele die Bewegung des Gehirns nicht mehr unterhält, einen großen Kraftverluſt erleiden müſſe? — Das Phlegma führt einen trägen langſamen Puls, das Blut iſt wäſſericht und ſchleimicht, der Kreislauf durch den Unterleib leidet Noth. Die Stupiden, die uns Muzell*) beſchrieben hat, athmeten langſam und ſchwer, hatten weder Trieb zum Eſſen und Trinken, noch zu den natürlichen Excretionen, der Aderſchlag war ſelten, alle Verrichtungen des Körpers waren ſchläfrig und matt. Die Erſtarrung der Seele unter dem Schrecken, dem Erſtaunen u. ſ. w. wird zuweilen von einer allgemeinen Aufhebung aller phyſiſchen Thätigkeit begleitet. War die Seele die Urſache dieſes Zuſtandes, oder war es der Körper, der die Seele in dieſe Erſtarrung verſetzte? Aber dieſe Materie führt uns auf Spitzfindigkeiten, und muß ja auch gerade hier nicht entwickelt werden.

---

*) Muzells medicinische und chirurgische Wahrnehmungen.

§. 18.

Zweites Geſetz.

Nun iſt das, was von Uebertragung der geiſtigen Empfindungen auf thieriſche geſagt worden, auch vom umgekehrten Fall, von Uebertragung der thieriſchen auf die geiſtige gültig. Krankheiten des Körpers, mehrentheils die natürlichen Folgen der Unmäßigkeit, ſtrafen an ſich ſchon durch ſinnlichen Schmerz, aber auch hier mußte die Seele in ihrem Grundweſen angegriffen werden, daß der gedoppelte Schmerz ihr die Einſchränkung der Begierden deſto dringender einſchärfe. Eben ſo mußte zu dem ſinnlichen Wohlgefühl der körperlichen Geſundheit auch die feinere Empfindung einer geiſtigen Realverbeſſerung treten, daß der Menſch um ſo mehr geſpornet werde, ſeinen Körper im guten Zuſtand zu erhalten. So iſt es alſo ein zweites Geſetz der gemiſchten Naturen, daß mit der freien Thätigkeit der Organe auch ein freier Fluß der Empfindungen und Ideen, daß mit der Zerrüttung derſelben auch eine Zerrüttung des Denkens und Empfindens ſollte verbunden ſeyn. Alſo kürzer: daß die allgemeine Empfindung thieriſcher Harmonie die Quelle geiſtiger Luſt, und die thieriſche Unluſt die Quelle geiſtiger Unluſt ſeyn ſollte.

Man kann in dieſen verſchiedenen Rückſichten Seele und Körper nicht gar unrecht zweien gleichgeſtimmten Saiteninſtrumenten vergleichen, die neben einander geſtellt ſind. Wenn man eine Saite auf dem einen rühret und einen gewiſſen Ton angibt, ſo wird auf dem andern eben dieſe Saite freiwillig anſchlagen und eben dieſen Ton, nur etwas ſchwächer, angeben. So weckt, vergleichungsweiſe zu reden, die fröhliche Saite des Körpers die fröhliche in der Seele, ſo der trau-

rige Ton des erſten den traurigen in der zweiten. Dieß iſt die wunderbare und merkwürdige Sympathie, die die heterogenen Principien des Menſchen gleichſam zu einem Weſen macht, der Menſch iſt nicht Seele und Körper, der Menſch iſt die innigſte Vermiſchung dieſer beiden Subſtanzen.

§. 19.

Die Stimmungen des Geiſtes folgen den Stimmungen des Körpers.

Daher die Schwere, die Gedankenloſigkeit, das mürriſche Weſen, auf Ueberladungen des Magens, auf Exceſſe in allen ſinnlichen Lüſten; daher die wunderthätigen Wirkungen des Weins bei denen, die ihn mit Mäßigkeit trinken. „Wenn ihr Wein getrunken habt,“ ſagt Bruder Martin, „ſo ſeyd ihr alles doppelt, noch einmal ſo leicht denkend, noch einmal ſo leicht unternehmend, noch einmal ſo ſchnell ausführend.“ Daher die gute Laune, die Behaglichkeit bei heiterem und geſundem Wetter, die zwar einestheils auch in der Aſſociation der Begriffe, mehrentheils aber in dem dadurch erleichterten Gang der natürlichen Actionen ihren Grund hat. Dieſe Leute pflegen ſich gemeiniglich des Ausdrucks zu bedienen: ich ſpüre, daß mir wohl iſt, und zu dieſer Zeit ſind ſie auch zu allen Arbeiten des Geiſtes mehr aufgelegt und haben ein offeneres Herz für die Empfindungen der Menſchlichkeit und die Ausübung moraliſcher Pflichten. Eben dieſes gilt von dem Nationalcharakter der Völker. Die Bewohner düſterer Gegenden trauren mit der ſie umgebenden Natur; der Menſch verwildert in wilden ſtürmiſchen Zonen, lacht in freundlichen Lüften, und fühlt Sympathie in gereinigten Atmoſphären. Nur unter dem feinen griechiſchen Himmel gab es einen Homer, einen Plato

und Phidias; dort nur ſtanden Muſen und Grazien auf, wenn das neblichte Lappland kaum Menſchen, ewig niemals ein Genie gebiert. Als unſer Deutſchland noch waldicht, rauh und ſumpficht war, war der Deutſche ein Jäger, roh wie das Wild, deſſen Fell er um ſeine Schultern ſchlug. Sobald die Arbeitſamkeit die Geſtalt ſeines Vaterlandes umänderte, fing die Epoche ſeiner Sittlichkeit an. Ich will nicht behaupten, daß das Klima die einzige Quelle des Charakters ſey, aber gewiß muß, um ein Volk aufzuklären, eine Hauptrückſicht dahin genommen werden, ſeinen Himmel zu verfeinern.

Zerrüttungen im Körper können auch das ganze Syſtem der moraliſchen Empfindungen in Unordnung bringen und den ſchlimmſten Leidenſchaften den Weg bahnen. Ein durch Wollüſte ruinirter Menſch wird leichter zu Extremis gebracht werden können, als der, der ſeinen Körper geſund erhält. Dieß eben iſt ein abſcheulicher Kunſtgriff derer, die die Jugend verderben, und jener Banditenwerber muß den Menſchen genau gekannt haben, wenn er ſagt: „Man muß Leib und Seele verderben.“ Catilina war ein Wollüſtling, eh er ein Mordbrenner wurde; und Doria hatte ſich gewaltig geirret, wenn er den wollüſtigen Fiesco nicht fürchten zu dürfen glaubte. Ueberhaupt beobachtet man, daß die Bösartigkeit der Seele gar oft in kranken Körpern wohnt.

In den Krankheiten iſt dieſe Sympathie noch auffallender. Alle Krankheiten von Bedeutung, diejenigen vorzüglich, die man die bösartigen nennt, und die aus der Oekonomie des Unterleibs hervorgehen, kündigen ſich mehr oder weniger mit einer ſonderbaren Revolution im Charakter an. Damals, wenn ſie im Stillen noch in den verborgenen Winkeln der Maſchine ſchleichen und die Lebenskraft der Nerven untergraben, fängt die Seele an, den Fall ihres Gefährten in dunkeln Ahndungen

voraus zu empfinden. Das iſt mit ein groſſes Ingrediens zu demjenigen Zuſtand, den uns ein groſſer Arzt unter dem Namen der Vorſchauer (Horrores) mit Meiſterzügen geſchildert hat. Daher die Moroſität dieſer Leute, davon Niemand die Urſache weiß anzugeben, die Aenderung ihrer Neigungen, der Ekel an Allem, was ihnen ſonſt das Liebſte war. Der Sanftmüthige wird zänkiſch, der Lacher mürriſch, und der ſich vorher im Geräuſch der geſchäftigen Welt verlor, flieht den Anblick der Menſchen und entweicht in düſtere melancholiſche Stille. Unter dieſer heimtückiſchen Ruhe rüſtet ſich die Krankheit zum tödtlichen Ausbruch. Der allgemeine Tumult der Maſchine, wenn die Krankheit mit offener Wuth hervorbricht, gibt uns den redendſten Beweis von der erſtaunlichen Abhängigkeit der Seele vom Körper an die Hand. Die aus tauſend Schmerzgefühlen zuſammengeronnene Empfindung des allgemeinen Umſturzes der Organe richtet im Syſtem ihrer geiſtigen Empfindungen eine fürchterliche Zerrüttung an. Die ſchrecklichſten Ideen leben wieder auf. Der Böſewicht, den nichts gerührt hat, unterliegt der Uebermacht thieriſcher Schrecken. Der ſterbende Wincheſter heult in wüthender Verzweiflung. Die Seele ſcheint mit Fleiß nach Allem zu haſchen, was ſie in noch tiefere Verfinſterung ſtürzt und vor allen Troſtgründen mit raſendem Widerwillen zurückzuſchaudern. Der Ton der unangenehmen Empfindung iſt herrſchend, und wie dieſer tiefe Schmerz der Seele aus den Zerrüttungen der Maſchine entſprungen iſt, ſo hilft er rückwärts dieſe Zerrüttungen heftiger und allgemeiner machen.

§. 20.

Einſchränkung des Vorigen.

Aber man hat tägliche Beiſpiele von Kranken, die ſich voll Muth über die Leiden des Körpers erheben, von Sterbenden,

die mitten in den Bedrängniſſen der kämpfenden Maſchine fragen: wo iſt dein Stachel, Tod? Sollte die Weisheit, dürfte man einwenden, nicht vermögend ſeyn, wider die blinden Schrecken des Organismus zu waffnen? Sollte, was noch mehr iſt als Weisheit, ſollte die Religion ihre Freunde ſo wenig gegen die Anfechtungen des Staubes beſchützen können? Oder, welches eben ſo viel heißt, kommt es nicht auch auf den vorhergehenden Zuſtand der Seele an, wie ſie die Alterationen der Lebensbewegungen aufnimmt?

Dieſes nun iſt eine unläugbare Wahrheit. Philoſophie und noch weit mehr ein muthiger und durch die Religion erhobener Sinn ſind fähig, den Einfluß der thieriſchen Senſationen, die das Gemüth des Kranken beſtürmen, durchaus zu ſchwächen und die Seele gleichſam aus aller Cohärenz mit der Materie zu reißen. Der Gedanke an die Gottheit, die, wie durchs Univerſum, ſo auch im Tode webet, die Harmonie des vergangenen Lebens und die Vorgefühle einer ewig glücklichen Zukunft breiten ein volles Licht über alle ihre Begriffe, wenn die Seele des Thoren und Ungläubigen von allen jenen dunkeln Fühlungen des Mechanismus umnachtet wird. Wenn auch unwillkürliche Schmerzen dem Chriſten und Weiſen ſich aufdrängen (denn iſt er weniger Menſch?), ſo wird er ſelbſt das Gefühl ſeiner zerfallenden Maſchine in Wolluſt auflöſen. —

The Soul, secur'd in her existence, smiles
At the drawn dagger, and defies its point,
The stars shall fade away, the sun himself
Grow dim with age, and nature sink in years,
But thou shalt flourish in immortal youth,
Unhurt amidst the war of Elements,
The wreck of Matter, and the Crush of worlds.

Eben dieſe ungewöhnliche Heiterkeit der tödtlich Kranken hat mehrmalen auch eine phyſiſche Urſache zum Grunde und iſt

äuſerſt wichtig für den praktiſchen Arzt. Man findet ſie oft in Geſellſchaft der tödtlichſten Zeichen des Hippokrates, und ohne ſie aus irgend einer vorgängigen Kriſis begreifen zu können; dieſe Heiterkeit iſt bösartig. Die Nerven, welche während der Höhe des Fiebers auf das ſchärfſte waren angefochten worden, haben jetzt ihre Empfindlichkeit verloren, die entzündeten Theile, weiß man wohl, hören auf zu ſchmerzen, ſobald ſie brandig werden, aber es wäre ein unglücklicher Gedanke, ſich Glück zu wünſchen, daß die Entzündungsperiode nunmehr überſtanden ſey. Der Reiz weicht von den todten Nerven zurück, und eine tödtliche Indolenz lügt baldige Geneſung. Die Seele befindet ſich in der Illuſion einer angenehmen Empfindung, weil ſie einer lang anhaltenden ſchmerzhaften los iſt. Sie iſt ſchmerzenfrei, nicht weil der Ton ihrer Werkzeuge wieder hergeſtellt iſt, ſondern weil ſie den Mißton nicht mehr empfindet. Die Sympathie hört auf, ſobald der Zuſammenhang wegfällt.

§. 21.

Weitere Ausſichten in den Zuſammenhang.

Wenn ich nun erſt tiefer hineingehen — wenn ich vom Wahnſinn ſelbſt, vom Schlummer, vom Stupor, von der fallenden Sucht und der Katalepſis u. ſ. f. ſprechen dürfte, wo der freie und vernünftige Geiſt dem Deſpotismus des Unterleibs unterworfen wird, wenn ich mich überhaupt in das große Feld der Hyſterie und Hypochondrie ausbreiten dürfte, wenn es mir erlaubt wäre, von Temperamenten, Idioſynkraſien und Conſenſus zu reden, welches für Aerzte und Philoſophen ein Abgrund iſt, — mit einem Wort: wenn ich die Wahrheit des Bisherigen von dem Krankenbett aus beweiſen wollte, welches immerhin eine Hauptſchule des Pſychologen iſt, ſo würde mein Stoff ſich ins

Unendliche dehnen. Genug, däucht es mich, iſt es nunmehr bewieſen, daß die thieriſche Natur mit der geiſtigen ſich durchaus vermiſchet, und daß dieſe Vermiſchung Vollkommenheit iſt.

Körperliche Phänomene verrathen die Bewegungen des Geiſts.

§. 22.

Phyſiognomik der Empfindungen.

Eben dieſe innige Correſpondenz der beiden Naturen ſtützt auch die ganze Lehre der Phyſiognomik. Durch eben dieſen Nervenzuſammenhang, welcher, wie wir hören, bei der Mittheilung der Empfindungen zum Grunde liegt, werden die geheimſten Rührungen der Seele auf der Außenſeite des Körpers geoffenbart, und die Leidenſchaft dringt ſelbſt durch den Schleier des Heuchlers. Jeder Affect hat ſeine ſpecifiken Aeußerungen und, ſo zu ſagen, ſeinen eigenthümlichen Dialekt, an dem man ihn kennt. Und zwar iſt dieß ein bewundernswürdiges Geſetz der Weisheit, daß jeder edle und wohlwollende den Körper verſchönert, den der niederträchtige und gehäſſige in viehiſche Formen zerreißt. Je mehr ſich der Geiſt vom Ebenbild der Gottheit entfernet, deſto näher ſcheint auch die äußere Bildung dem Viehe zu kommen, und immer demjenigen am nächſten, das dieſen Hauptthang mit ihm gemein hat. So ladet das ſanfte Außenbild des Menſchenfreunds den Hülfsbedürftigen ein, wenn der trotzige Blick des Zornigen Jeden zurückſcheucht. Dieß iſt der unentbehrlichſte Leitfaden im geſellſchaftlichen Leben. Es iſt merkwürdig, wie viel Aehnlichkeit die körperlichen Erſcheinungen mit den Affecten haben, Heldenmuth und Unerſchrockenheit ſtrömen Leben und Kraft durch Adern und Muskeln, Funken

ſprühen aus den Augen, die Bruſt ſteigt, alle Glieder rüſten ſich gleichſam zum Streit, der Menſch hat das Anſehen des Roſſes. Schrecken und Furcht erlöſchen das Feuer der Augen, die Glieder ſinken kraftlos und ſchwer, das Mark ſcheint in den Knochen erfroren zu ſeyn, das Blut fällt dem Herzen zur Laſt, allgemeine Ohnmacht lähmt die Inſtrumente des Lebens. Ein großer, kühner, erhabener Gedanke zwingt uns, auf die Zehen zu ſtehen, das Haupt empor zu richten, Naſe und Mund weit aufzuſperren. Das Gefühl der Unendlichkeit, die Ausſicht in einen weiten offenen Horizont, das Meer und dergleichen dehnt unſere Arme aus, wir wollen ins Unendliche ausfließen. Mit Bergen wollen wir gen Himmel wachſen, auf Stürmen und Wellen dahinbrauſen; gähe Abgründe ſtürzen uns ſchwindelnd hinunter; der Haß äußert ſich im Körper gleichſam durch eine zurückſtoßende Kraft, wenn im Gegentheil ſelbſt unſer Körper durch jeden Händedruck, jede Umarmung in den Körper des Freundes übergehen will, gleichwie die Seelen harmoniſch ſich miſchen; der Stolz richtet den Körper auf, ſo wie die Seele ſteigt; Kleinmuth ſenket das Haupt, die Glieder hangen; knechtiſche Furcht ſpricht aus dem kriechenden Gang; die Idee des Schmerzens verzerret unſer Geſicht, wenn wollüſtige Vorſtellungen eine Grazie über den ganzen Körper verbreiten; ſo hat ferner der Zorn die ſtärkſten Bande zerriſſen, und die Noth beinahe die Unmöglichkeit überwunden. — Durch was für eine Mechanik, möcht' ich nun fragen, geſchieht es, daß gerade dieſe Bewegungen auf dieſe Empfindungen erfolgen, gerade dieſe Organe bei dieſen Affecten intereſſirt werden? Iſt dieß nicht eben ſo viel, als wollt' ich wiſſen, warum gerade eine ſolche Verletzung der Bandhaut die untere Kinnlade erſtarren mache?

Wird der Affect, der dieſe Bewegungen der Maſchine ſympathetiſch erweckte, öfters erneuert, wird dieſe Empfindungsart

der Seele habituell, ſo werden es auch dieſe Bewegungen dem Körper. Wird der zur Fertigkeit gewordene Affect dauernder Charakter, ſo werden auch die conſenſuellen Züge der Maſchine tiefer eingegraben, ſie bleiben, wenn ich das Wort von dem Pathologen entlehnen darf, deuteropathiſch zurück, und werden endlich organiſch. So formirt ſich endlich die feſte perennirende Phyſiognomie des Menſchen, daß es beinahe leichter iſt, die Seele nachher noch umzuändern als die Bildung. In dieſem Verſtande alſo kann man ſagen, die Seele bildet den Körper, ohne ein Stahlianer zu ſeyn, und die erſten Jugendjahre beſtimmen vielleicht die Geſichtszüge des Menſchen durch ſein ganzes Leben, ſo wie ſie überhaupt die Grundlage ſeines moraliſchen Charakters ſind. Eine unthätige und ſchwache Seele, die niemals in Leidenſchaften überwallt, hat gar keine Phyſiognomie, wenn nicht eben der Mangel derſelben die Phyſiognomie der Simpel iſt. Die Grundzüge, die die Natur ihnen anerſchuf und die Nutrition vollendete, dauern unangetaſtet fort. Das Geſicht iſt glatt, denn keine Seele hat darauf geſpielt. Die Augbraunen behalten einen vollkommenen Bogen, denn kein wilder Affect hat ſie zerriſſen. Die ganze Bildung behält eine Runde, denn das Fett hat Ruhe in ſeinen Zellen; das Geſicht iſt regelmäßig, vielleicht auch ſogar ſchön, aber ich bedaure die Seele.

Eine Phyſiognomik organiſcher Theile, z. E. der Figur und Größe der Naſe, der Augen, des Mundes, der Ohren u. ſ. w., der Farbe der Haare, der Höhe des Halſes u. ſ. f. iſt vielleicht nicht unmöglich, dürfte aber wohl ſobald nicht erſcheinen, wenn auch Lavater noch durch zehn Quartbände ſchwärmen ſollte. Wer die launichten Spiele der Natur, die Bildungen, mit denen ſie ſtiefmütterlich beſtraft und mütterlich beſchenkt hat, unter Claſſen bringen wollte, würde mehr wagen, als Linné, und dürfte ſich

ſehr in Acht nehmen, daß er über der ungeheuren kurzweiligen Mannichfaltigkeit der ihm vorkommenden Originale nicht ſelbſt eins werde.

(Noch eine Art von Sympathie verdient bemerkt zu werden, indem ſie in der Phyſiologie von großer Erheblichkeit iſt; ich meine die Sympathie gewiſſer Empfindungen mit den Organen, aus denen ſie kamen. Ein gewiſſer Krampf des Magens erregte in uns die Empfindung von Ekel; die Reproduction dieſer Empfindung bringt rückwärts dieſen Krampf hervor. Wie geſchieht das?)

Auch der Nachlaß der thieriſchen Natur iſt eine Quelle von Vollkommenheit.

§. 23.

Scheint ſie zu hindern.

Noch kann man ſagen, wenn auch der thieriſche Theil des Menſchen ihm alle die großen Vortheile gewährt, von denen bisher geſprochen worden, ſo bleibt er doch immer noch in einer andern Rückſicht verwerflich. Nämlich die Seele iſt alſo ſklaviſch an die Thätigkeit ihrer Werkzeuge gefeſſelt, daß die periodiſche Abſpannung dieſer letztern ihr eine thatenloſe Pauſe vorſchreibt und ſie gleichſam periodiſch vernichtet. Ich meine den Schlaf, der, wie man nicht läugnen kann, uns wenigſtens den dritten Theil unſers Daſeyns raubt. Ferner iſt unſere Denkkraft von den Geſetzen der Maſchine äußerſt abhängig, daß der Nachlaß dieſer letztern dem Gang der Gedanken plötzliches Halt auferlegt, wenn wir eben auf dem geraden offenen Pfade zur Wahrheit begriffen ſind. Der Verſtand darf kaum ein wenig auf einer Idee gehaftet haben, ſo verſagt ihm die träge Materie; die Saiten des Denkorganes

erſchlaffen, wenn ſie kaum ein wenig angeſtrengt worden; der Körper verläßt uns, wo wir ſein am meiſten bedürfen. Welch erſtaunliche Schritte, dürfte man einwenden, würde der Menſch in Bearbeitung ſeiner Fähigkeiten machen, wenn er in einem Zuſtand ununterbrochener Intenſität fortdenken könnte? Wie würde er jede Idee in ihre letzten Elemente zerfaſern, wie würde er jede Erſcheinung bis zu ihren verhohlenſten Quellen verfolgen, wenn er ſie unaufhörlich vor ſeiner Seele feſt halten könnte? — Aber es iſt nun einmal nicht ſo; warum iſt es nicht ſo?

§. 24.

Nothwendigkeit des Nachlaſſes.

Folgendes wird uns auf die Spur der Wahrheit leiten.

1. Die angenehme Empfindung war nothwendig, den Menſchen zur Vollkommenheit zu führen, und er iſt ja nur darum vollkommen, daß er angenehm empfinde.
2. Die Natur eines endlichen Weſens macht die unangenehme Empfindung unvermeidlich. Das Uebel exulirt nicht aus der beſten Welt, und die Weltweiſen wollen ja darin Vollkommenheit finden.
3. Die Natur eines gemiſchten Weſens bringt ſie nothwendig mit ſich, weil ſie größtentheils darauf ruhet.

Alſo: Schmerz und Luſt ſind nothwendig.

Schwerer ſcheint es, aber es iſt dennoch nicht wahr.

4. Jeder Schmerz wächst ſeiner Natur nach, ſo wie jede Luſt ins Unendliche.
5. Jeder Schmerz und jede Luſt eines gemiſchten Weſens zielt auf ſeine Auflöſung.

§. 25.

Erklärung.

Nämlich das will ſo viel ſagen: Es iſt ein bekanntes Geſetz der Ideenverbindung, daß eine jede Empfindung, welcher Art ſie auch immer ſey, alſogleich eine andere ihrer Art ergreife und ſich durch dieſen Zuwachs vergrößere. Je größer und vielfältiger ſie wird, deſto mehr gleichartige weckt ſie nach allen Directionen des Denkorgans auf, bis ſie nach und nach allgemein herrſchend wird und die ganze Fläche der Seele einnimmt. So wächst demnach jede Empfindung durch ſich ſelbſt; jeder gegenwärtige Zuſtand des Empfindungsvermögens enthält den Grund eines nachfolgenden ähnlichen heftigern. Dieß iſt an ſich klar. Nun iſt, wie wir wiſſen, jede geiſtige Empfindung mit einer ähnlichen thieriſchen vergeſellſchaftet, d. i. mit andern Worten: jede iſt mit mehr oder wenigern Nervenbewegungen verknüpft, die ſich nach dem Grad ihrer Stärke und Ausbreitung richten. Alſo: ſo wie die geiſtigen Empfindungen wachſen, müſſen auch die Bewegungen im Nervenſyſtem zunehmen. Dieß iſt nicht minder deutlich. Aber nun lehrt uns die Pathologie, daß keine Nerve jemals allein leide, und ſagen: hie iſt Uebermaß von Kraft, eben ſo viel heiße als: dort iſt Mangel der Kraft. Alſo wächst zugleich noch jede Nervenbewegung durch ſich ſelbſt. Ferner iſt oben geſagt worden, daß die Bewegungen des Nervenſyſtems auf die Seele zurückwirken und die geiſtigen Empfindungen verſtärken; die verſtärkten Empfindungen des Geiſtes vermehren und verſtärken wiederum die Bewegungen der Nerven. Alſo iſt hier ein Cirkel, und die Empfindung muß ſtets wachſen, und die Nervenbewegungen müſſen in jedem Moment allgemeiner und heftiger werden. Nun wiſſen wir, daß die Bewegungen der Maſchine, welche die Empfindung des Schmerzens ver-

urſachen, dem harmoniſchen Ton zuwiderlaufen, durch den ſie erhalten wird, das heißt, daß ſie Krankheit ſind. Aber Krankheit kann nicht ins Unendliche wachſen, alſo endigen ſie ſich mit der totalen Deſtruction der Maſchine. In Abſicht auf den Schmerz iſt es alſo erwieſen, daß er auf den Tod des Subjects abzielt.

Aber die Bewegungen der Nerven unter dem Zuſtand des angenehmen Affects ſind ja ſo harmoniſch, der Fortdauer der Maſchine ſo günſtig; der Zuſtand der größten Seelenluſt iſt ja der Zuſtand des größten körperlichen Wohls; — ſollte nicht vielmehr umgekehrt der angenehme Affect den Flor des Körpers ins Unendliche verlängern? — dieſer Schluß iſt ſehr übereilt. In einem gewiſſen Grade der Moderation ſind dieſe Nervenbewegungen heilſam und wirklich Geſundheit. Wachſen ſie über dieſen Grad hinaus, ſo können ſie wohl höchſte Activität, höchſte augenblickliche Vollkommenheit ſeyn, aber dann ſind ſie Exceß der Geſundheit, dann ſind ſie nicht mehr Geſundheit. Nur diejenige gute Beſchaffenheit der natürlichen Actionen heißen wir Geſundheit, in denen der Grund zukünftiger ähnlicher liegt, d. h. die die Vollkommenheit der darauf folgenden Actionen befeſtigen; alſo gehört die Beſtimmung des Fortdauernden weſentlich mit in den Begriff der Geſundheit. So hat z. E. der Körper des entkräftetſten Wollüſtlings im Momente der Ausſchweifung ſeine höchſte Harmonie erreicht; aber ſie iſt nur augenblicklich und ein deſto tieferer Nachlaß lehrt zur Genüge, daß Ueberſpannung nicht Geſundheit war. So kann man denn mit Recht behaupten, daß der übertriebene Vigor der phyſiſchen Actionen den Tod ſo ſehr beſchleunigt als die höchſte Disharmonie oder die heftigſte Krankheit. Und alſo reißen uns beide, Schmerz und Vergnügen, einem unvermeidlichen Tod entgegen, wenn nicht etwas vorhanden iſt, das ihr Wachsthum beſchränket.

§. 26.

Vortrefflichkeit dieſes Nachlaſſes.

Und eben dieſes leiſtet nun der Nachlaß der thieriſchen Natur. Eben dieſe Einſchränkung unſerer zerbrechlichen Maſchine, die unſern Gegnern einen ſo ſtarken Einwurf wider ihre Vollkommenheit ſchien geliehen zu haben, mußte es auch ſeyn, die alle die übeln Folgen verbeſſerte, die der Mechanismus anderwärts unvermeidlich macht. Eben dieſes Hinſinken, dieſes Erſchlaffen der Organe, worüber die Denker ſo klagen, verhindert, daß uns unſere eigene Kraft nicht in kurzer Zeit aufreibt, und läßt es nicht zu, daß unſere Affecte in immer ſteigenden Graden zu unſerm Verderben fortwachſen. Sie zeichnet jedem Affect die Perioden ſeines Wachsthums, ſeiner Höhe und ſeiner Deferveſcenz, wenn er nicht gar in einer totalen Relaxation des Körpers erſtirbt, die den empörten Geiſtern Zeit läßt, wiederum ihren harmoniſchen Ton zu nehmen, und den Organen, ſich wiederum zu erholen. Daher die höchſten Grade des Entzückens, des Schreckens und des Zorns eben dieſelben ſind, nämlich Ermattung, Schwäche oder Ohnmacht. — „Jetzo mußt' er entweder ohnmächtig niederſinken" — Noch mehr gewährt der Schlaf, der, wie unſer Shakſpeare ſagt, „den verworrenen Knäuel der Sorgen auseinander löst, das „Bad der wunden Arbeit, die Geburt von jedes Tages Leben, „der zweite Gang der großen Natur iſt." Unter dem Schlaf ordnen ſich die Lebensgeiſter wiederum in jenes heilſame Gleichgewicht, das die Fortdauer unſers Daſeyns ſo ſehr verlangt; alle jene krampfichten Ideen und Empfindungen, alle jene überſpannten Thätigkeiten, die uns den Tag durch gepeinigt haben, werden jetzo in der allgemeinen Erſchlaffung des Senſoriums aufgelöst, die Harmonie der Seelenwirkungen wird wiederum

hergeſtellt und ruhiger grüßt der neuerwachte Menſch den kommenden Morgen.

Auch in Hinſicht auf die Einrichtung des Ganzen können wir den Werth und die Wichtigkeit dieſes Nachlaſſes nicht genug bewundern. Eben dieſe Einrichtung brachte es nothwendig mit ſich, daß Manche, die nicht minder glücklich ſeyn ſollten, der allgemeinen Ordnung aufgeopfert wurden und das Loos der Unterdrückung davon trugen. Eben ſo mußten wiederum Viele, die wir vielleicht mit Unrecht zu beneiden pflegen, ihre Geiſtes- und Leibeskraft in raſtloſer Anſtrengung foltern, damit die Ruhe des Ganzen erhalten werde. So ferner die Kranken, ſo das unvernünftige Vieh. Der Schlaf verſiegelt gleichſam das Auge des Kummers, gießt Lebenskraft in die Adern des Kranken und Ruhe in ſeine zerriſſene Seele; er nimmt dem Fürſten und Staatsmann die ſchwere Bürde der Regierung ab; auch der Taglöhner hört die Stimme des Drängers nicht mehr, und das mißhandelte Vieh entflieht den Tyranneien der Menſchen. Alle Sorgen und Laſten der Geſchöpfe begräbt der Schlaf, ſetzt Alles ins Gleichgewicht, rüſtet Jeden mit neugebornen Kräften aus, die Freuden und Leiden des folgenden Tages zu ertragen.

§. 27.

Trennung des Zuſammenhangs.

Endlich dann, auf den Zeitpunkt, wo der Geiſt den Zweck ſeines Daſeyns in dieſem Kreiſe erfüllt hat, hat zugleich eine inwendige unbegreifliche Mechanik auch ſeinen Körper unfähig gemacht, weiter ſein Werkzeug zu ſeyn. Alle Anordnungen zur Aufrechthaltung des körperlichen Flors ſcheinen nur bis auf dieſe Epoche zu reichen; die Weisheit, kommt es mir vor,

hat bei Gründung unſrer phyſiſchen Natur eine ſolche Sparſamkeit beobachtet, daß, ungeachtet der ſteten Compenſationen, doch die Conſumtion immer das Uebergewicht behalte, daß die Freiheit den Mechanismus mißbrauche, und der Tod aus dem Leben, wie aus ſeinem Keime, ſich entwickle. Die Materie zerfällt in ihre letzten Elemente wieder, die nun in andern Formen und Verhältniſſen durch die Reiche der Natur wandern, andern Abſichten zu dienen. Die Seele fähre fort, in andern Kreiſen ihre Denkkraft zu üben und das Univerſum von andern Seiten zu beſchauen. Man kann freilich ſagen, daß ſie dieſe Sphäre im geringſten noch nicht erſchöpft hat, daß ſie ſolche vollkommener hätte verlaſſen können; aber weiß man denn, daß dieſe Sphäre für ſie verloren iſt? Wir legen jetzo manches Buch weg, das wir nicht verſtehen, aber vielleicht verſtehen wir es in einigen Jahren beſſer.

Ueber das gegenwärtige deutſche Theater.

(Aus dem würtembergiſchen Repertorium der Literatur 1782.)

Der Geiſt des gegenwärtigen Jahrzehnts in Deutſchland zeichnet ſich auch vorzüglich dadurch von den vorigen aus, daß er dem Drama beinah in allen Provinzen des Vaterlandes einen lebhaftern Schwung gab; und es iſt merkwürdig, daß man noch nie ſo oft Seelengröße zu beklatſchen und Schwachheiten auszupfeifen gefunden hat, als eben in dieſer Epoche. — Schade, daß dieß nur auf der Bühne iſt. Die Aegyptier beſtellten für jedes Glied einen eigenen Arzt, und der Kranke ging unter dem Gewicht ſeiner Aerzte zu Grunde. — Wir halten jeder Leidenſchaft ihren eigenen Henker, und haben täglich irgend ein unglückliches Opfer derſelben zu beweinen. Jede Tugend findet bei uns ihren Lobredner, und wir ſcheinen ſie über ihrer Bewunderung zu vergeſſen. Mich däucht, es verhalte ſich damit, wie mit den unterirdiſchen Schätzen in den Geſpenſtermährchen: Beſchreiet den Geiſt nicht, iſt die ewige Bedingung des Beſchwörers. — Mit Stillſchweigen erhebt man das Gold — ein Laut über die Zunge, und hinunter ſinkt zehntauſend Klafter die Kiſte.

Allerdings ſollte man denken, ein offener Spiegel des menſchlichen Lebens, auf welchem ſich die geheimſten Winkelzüge des

Herzens illuminirt und fresco zurückwerfen, wo alle Evolutionen von Tugend und Laſter, alle die verworrenſten Intriguen des Glücks, die merkwürdige Oekonomie der oberſten Fürſicht, die ſich im wirklichen Leben oft in langen Ketten unabſehbar verliert, wo, ſage ich, dieſes Alles in kleinern Flächen und Formen aufgefaßt, auch dem ſtumpfeſten Auge überſehbar zu Geſichte liegt; — ein Tempel, wo der wahre natürliche Apoll, wie einſt zu Dodona und Delphos, goldne Orakel mündlich zum Herzen redet — eine ſolche Anſtalt, möchte man erwarten, ſollte die reinern Begriffe von Glückſeligkeit und Elend um ſo nachdrücklicher in die Seele prägen, als die ſinnliche Anſchauung lebendiger iſt, denn nur Tradition und Sentenzen. Sollte, ſage ich — und was ſollten die Waaren nicht, wenn man den Verkäufer hört? Was ſollten jene Tropfen und Pulver nicht, wenn nur der Magen des Patienten ſie verdaute, wenn nur ſeinem Gaum nicht davor ekelte? — So viele Don Quixotes ſehen ihren eigenen Narrenkopf aus dem Savoyardenkaſten der Komödie gucken, ſo viele Tartuffes ihre Masken, ſo viele Fallſtaffe ihre Hörner; und doch deutet einer dem andern ein Eſelsohr und beklatſcht den witzigen Dichter, der ſeinem Nachbar eine ſolche Schlappe anzuhängen gewußt hat. Gemälde voll Rührung, die einen ganzen Schauplatz in Thränen auflöſen — Gruppen des Entſetzens, unter deren Anblick die zarten Spinneweben eines hyſteriſchen Nervenſyſtems reißen; — Situationen voll ſchwankender Erwartung, die den leiſern Odem feſſelt und das beklommene Herz in ungewiſſen Schlägen wiegt — alles dieſes, was wirkt es denn mehr, als ein buntes Farbenſpiel auf der Fläche, gleich dem lieblichen Zittern des Sonnenlichts auf der Welle. — Der ganze Himmel ſcheint in der Fluth zu liegen, — ihr ſtürzt euch wonnetrunken hinein und — tappt in kalt Waſſer. Wenn der teufliſche Macbeth, die kalten

Schweißtropfen auf der Stirne, bebenden Fußes, mit hinſchauerndem Auge aus der Schlafkammer wanket, wo er die That gethan hat, — welchem Zuſchauer laufen nicht eiskalte Schauer durch die Gebeine? — Und doch welcher Macbeth unter dem Volke läßt ſeinen Dolch aus dem Kleide fallen, eh' er die That thut? oder ſeine Larve, wenn ſie gethan iſt? — Es iſt ja eben König Dunkan nicht, den er zu verderben eilet. Werden darum weniger Mädchen verführt, weil Sara Samſon ihren Fehltritt mit Gift büßet? Eifert ein einziger Ehemann weniger, weil der Mohr von Venedig ſich ſo tragiſch übereilte? Tyranniſirt etwa die Convenienz die Natur darum weniger, weil jene unnatürliche Mutter, nach der That reuig, vor euren Ohren das raſende Gelächter trillert? — Glücklich genug, wenn eure Emilia, wenn ſie ſo verführeriſch jammert, ſo nachläſſig ſchön dahin ſinkt, ſo voll Delicateſſe und Grazie ausröchelt, nicht noch mit ſterbenden Reizen die wollüſtige Lunte entzündet, und eurer tragiſchen Kunſt aus dem Stegreif hinter den Couliſſen ein demüthigendes Opfer gebracht wird. Beinahe möchte man den Marionetten wieder das Wort reden, und die Machiniſten ermuntern, die Garrickiſchen Künſte in ihre hölzernen Helden zu verpflanzen, ſo würde doch die Aufmerkſamkeit des Publicums, die ſich gewöhnlichermaßen in den Inhalt, den Dichter und Spieler drittheilt, von dem letztern zurücktreten und ſich mehr auf dem erſten verſammeln. Eine abgefeimte italieniſche Iphigenia, die uns vielleicht durch ein glückliches Spiel nach Aulis gezaubert hatte, weiß mit einem ſchelmiſchen Blick durch die Maske ihr eigenes Zauberwerk wohlbedacht wieder zu zerſtören, Iphigenia und Aulis ſind weggehaucht, die Sympathie ſtirbt in der Bewunderung ihrer Erweckerin. Wir ſollten ja die Neigungen des ſchönen Geſchlechts aus ſeiner Meiſterin kennen? Die hohe Eliſabeth hätte eher eine Verletzung ihrer Majeſtät

als einen Zweifel gegen ihre Schönheit vergeben. — Sollte eine Actrice philoſophiſcher denken? Sollte dieſe — wenn der Fall der Aufopferung käme — mehr auf ihren Ruhm außerhalb der Couliſſen, als hinter denſelben bedacht ſeyn? Ich zweifle gewaltig. So lange die Schlachtopfer der Wolluſt durch die Töchter der Wolluſt geſpielt werden, ſo lange die Scenen des Jammers, der Furcht und des Schreckens mehr dazu dienen, den ſchlanken Wuchs, die netten Füße, die Grazienwendungen der Spielerin zu Markte zu tragen, mit Einem Wort, ſo lange die Tragödie mehr die Gelegenheitsmacherin verwöhnter Wollüſte ſpielen muß — ich will weniger ſagen — ſo lange das Schauſpielhaus weniger Schule, als Zeitvertreib iſt — mehr dazu gebraucht wird, die eingähnende Langeweile zu beleben, unfreundliche Winternächte zu betrügen, und das große Heer unſerer ſüßen Müßiggänger mit dem Schauer der Weisheit, dem Papiergeld der Empfindung und galanten Zoten zu bereichern, — ſo lange es mehr für die Toilette und die Schenke arbeitet: ſo lange mögen immer unſere Theaterſchriftſteller der patriotiſchen Eitelkeit entſagen, Lehrer des Volks zu ſeyn. Bevor das Publicum für ſeine Bühne gebildet iſt, dürfte wohl ſchwerlich die Bühne ihr Publicum bilden.

Aber daß wir auch hier nicht zu weit gehen — daß wir dem Publicum nicht die Fehler des Dichters zur Laſt legen. Ich bemerke zwei vorzügliche Moden im Drama, die zwei äußerſten Enden, zwiſchen welchen Wahrheit und Natur inne liegen. Die Menſchen des Peter Corneille ſind froſtige Behorcher ihrer Leidenſchaft — altkluge Pedanten ihrer Empfindung. Den bedrängten Roderich hör' ich auf offener Bühne über ſeine Verlegenheit Vorleſung halten, und ſeine Gemüthsbewegungen ſorgfältig, wie eine Pariſerin ihre Grimaſſen vor dem Spiegel, durchmuſtern. Der leidige Anſtand in Frankreich

hat den Naturmenſchen verſchnitten. — Ihr Kothurn iſt in einen niedlichen Tanzſchuh verwandelt. In England und Deutſchland (doch auch hier nicht früher, als bis Goethe die Schleichhändler des Geſchmacks über den Rhein zurückgejagt hatte) deckt man der Natur ihre Blöße auf, vergrößert ihre Finnen und Leberflecken unter dem Hohlſpiegel eines unbändigen Witzes, die muthwillige Phantaſie glühender Poeten lügt ſie zum Ungeheuer und trommelt von ihr die ſchändlichſten Anekdoten aus. Zu Paris liebt man die glatten zierlichen Puppen, von denen die Kunſt alle kühne Natur hinwegſchliff. Man wägt die Empfindung nach Granen und ſchneidet die Speiſen des Geiſtes diätetiſch vor, den zärtlichen Magen einer ſchmächtigen Marquiſin zu ſchonen; wir Deutſche muthen uns, wie die ſtarkherzigen Britten, kühnere Doſen zu, unſere Helden gleichen einem Goliath auf alten Tapeten, grob und gigantiſch, für die Entfernung gemalt. Zu einer guten Copie der Natur gehört Beides, eine edelmüthige Kühnheit, ihr Mark auszuſaugen und ihre Schwungkraft zu erreichen, aber zugleich auch eine ſchüchterne Blödigkeit, um die großen Züge, die ſie ſich in großen Wandſtücken erlaubt, bei Miniaturgemälden zu mildern. Wir Menſchen ſtehen vor dem Univerſum wie die Ameiſe vor einem großen majeſtätiſchen Palaſte. Es iſt ein ungeheures Gebäude, unſer Inſectenblick verweilet auf dieſem Flügel und findet vielleicht dieſe Säulen, dieſe Statuen übel angebracht; das Auge eines beſſern Weſens umfaßt auch den gegenüberſtehenden Flügel und nimmt dort Statuen und Säulen gewahr, die ihren Cameradinnen hier ſymmetriſch entſprechen. Aber der Dichter male für Ameiſenaugen, und bringe auch die andere Hälfte in unſern Geſichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Großen; von der Symmetrie des Theils auf die Symmetrie des Ganzen, und

laſſe uns letztere in der erſtern bewundern. Ein Verſehen in dieſem Punkt iſt eine Ungerechtigkeit gegen das ewige Weſen, das nach dem unendlichen Umriß der Welt, nicht nach einzelnen herausgehobenen Fragmenten, beurtheilt ſeyn will.

Bei der getreueſten Copie der Natur, ſo weit unſere Augen ſie verfolgen, wird die Vorſehung verlieren, die auf das angefangene Werk in dieſem Jahrhundert vielleicht erſt im folgenden das Siegel drückt.

Aber auch der Dichter kann ſchuldlos ſeyn, wenn der Zweck des Drama mißlinget. Man trete auf die Bühne ſelbſt und gebe Acht, wie ſich die Geſchöpfe der Phantaſie im Spieler verkörpern. Es ſind dieſem zwei Dinge ſchwer, aber nothwendig. Einmal muß er ſich ſelbſt und die horchende Menge vergeſſen, um in der Rolle zu leben; dann muß er wiederum ſich ſelbſt und den Zuſchauer gegenwärtig denken, auf den Geſchmack des letztern reflectiren und die Natur mäßigen. Zehnmal finde ich das Erſte dem Zweiten aufgeopfert, und doch — wenn das Genie des Acteurs nicht Beides ausreichen kann — möchte er immerhin gegen dieſes zum Vortheil jenes verſtoßen. Von Empfindung zum Ausdruck der Empfindung herrſcht eben die ſchnell und ewig beſtimmte Succeſſion, als von Wetterleuchten zu Donnerſchlag, und bin ich des Affectes voll, ſo darf ich ſo wenig den Körper nach ſeinem Tone ſtimmen, daß es mir vielmehr ſchwer, ja unmöglich werden dürfte, den freiwilligen Schwung des letztern zurückzuhalten. Der Schauſpieler befindet ſich einigermaßen im Fall eines Nachtwandlers, und ich beobachte zwiſchen beiden eine merkwürdige Aehnlichkeit. Kann der letztere bei einer anſcheinenden völligen Abweſenheit des Bewußtſeyns, in der Grabesruhe der äußern Sinne auf ſeinem mitternächtlichen Pfade, mit der unbegreiflichſten Beſtimmtheit jeden Fußtritt gegen die Gefahr abwägen, die die größeſte Geiſtesgegenwart des

Wachenden auffordern würde; — kann die Gewohnheit ſeine Tritte ſo wunderbar ſichern; kann — wenn wir doch, um das Phänomen zu erklären, zu etwas mehr unſere Zuflucht nehmen müſſen — kann eine Sinnesdämmerung, eine ſuperficielle und flüchtige Bewegung der Sinne ſo viel zu Stande bringen: warum ſollte der Körper, der doch ſonſt die Seele in allen ihren Veränderungen ſo getreulich begleitet, in dieſem Fall ſo zügellos über ſeine Linien ſchweifen, daß er ihren Ton mißſtimmte? Erlaubt ſich die Leidenſchaft keine Extravagation (und das kann ſie nicht, wenn ſie ächt iſt, und das ſoll ſie nicht in einer gebildeten Seele), ſo weiß ich gewiß, daß auch die Organe ſich in kein Monſtrum verirren. Sollte dann bei der größeſten Abweſenheit der Perception, deren die Illuſion den Spieler nur fähig macht, nicht eben ſo gut wie dort eine unmerkliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen fortdauern, die den Spieler eben ſo leicht an dem Ueberſpannten und Unanſtändigen vorbei über die ſchmale Brücke der Wahrheit und Schönheit führt? Ich ſehe die Unmöglichkeit nicht. Hingegen welcher Uebelſtand auf der andern Seite, wenn der Spieler das Bewußtſeyn ſeiner gegenwärtigen Lage ſorgſam und ängſtlich unterhält, und das künſtliche Traumbild durch die Idee der wirklich ihn umgebenden Welt zernichtet. Schlimm für ihn, wenn er weiß, daß vielleicht tauſend und mehr Augen an jeder ſeiner Gebärden hangen, daß eben ſo viel Ohren jeden Laut ſeines Mundes verſchlingen. — Ich war einſt zugegen, als dieſer unglückliche Gedanke: Man beobachtet mich! den zärtlichen Romeo mitten aus dem Arme der Entzückung ſchleuderte. — Es war gerade der Sturz des Nachtwandlers, den ein warnender Zuruf auf gäher Dachſpitze ſchwindelnd packt. — Die verborgene Gefahr war ihm keine, aber der ſteilen Höhe plötzlicher Anblick warf ihn tödtlich herunter. Der erſchrockene Spieler ſtand ſteif

und albern — die natürliche Grazie der Stellung entartete in eine Beugung — als ob er ſich ein Kleid wollte anmeſſen laſſen. — Die Sympathie der Zuſchauer verpuffte in ein Gelächter.

Gewöhnlich haben unſere Spieler für jede Gattung von Leidenſchaft eine aparte Leibesbewegung einſtudirt, die ſie mit einer Fertigkeit, die zuweilen gar — dem Affecte vorſpringt, an den Mann zu bringen wiſſen. Dem Stolz fehlt das Kopfdrehen auf eine Achſel und das Anſtemmen des Ellenbogens ſelten. — Der Zorn ſitzt in einer geballten Fauſt und im Knirſchen der Zähne. — Die Verachtung habe ich auf einem gewiſſen Theater ordentlicherweiſe durch einen Stoß mit dem Fuße charakteriſiren geſehen; — die Traurigkeit der Theaterheldinnen retiriret ſich hinter ein weiß gewaſchenes Schnupftuch, und der Schrecken, der noch am kürzeſten weg kommt, wirft ſich auf dem nächſten dem beſten Block ſeine Bürde, und dem Publicum einen — Stümper vom Halſe. Die Spieler ſtarker tragiſcher Rollen — und dieß ſind gewöhnlich die Baſſiſten, die Matadore der Bühne, pflegen ihre Empfindung murrköpfiſch herzuzanken, und ihre ſchlechte Bekanntſchaft mit dem Affect, den ſie wie einen Miſſethäter von unten auf rädern, mit einem Gepolter der Stimme und der Glieder zu überlärmen, wenn im Gegentheil die ſanften rührenden Spieler ihre Zärtlichkeit und Wehmuth in einem monotoniſchen Gewimmer ſchleifen, das die Ohren zum Ekel ermüdet. Declamation iſt immer die erſte Klippe, woran unſere mehrſten Schauſpieler ſcheitern, und Declamation wirkt immer zwei Drittheile der ganzen Illuſion. Der Weg des Ohrs iſt der gangbarſte und nächſte zu unſern Herzen — Muſik hat den rauhen Eroberer Bagdads bezwungen, wo Mengs und Correggio alle Malerkraft vergebens erſchöpft hätten. Auch kommt es uns leichter an, die

beleidigten Augen zu ſchließen, als die mißhandelten Ohren mit Baumwolle zu verſtopfen.*)

Wenn denn nun freilich Dichter, Spieler und Publicum falliren, ſo dürfte leicht von der vollwichtigen Summe, die ein patriotiſcher Verfechter der Bühne auf dem Papiere erhebt, ein garſtiger Bruch zurückbleiben. Sollte das dieſer verdienſtvollen Anſtalt einen Augenblick unſere Aufmerkſamkeit entziehen? Das Theater tröſte ſich mit ſeinen würdigern Schweſtern, der Moral und — furchtſam wage ich die Vergleichung — der Religion, die, ob ſie ſchon im heiligen Kleide kommen, über die Befleckung des blöden und ſchmutzigen Haufens nicht erhaben ſind. Verdienſt genug, wenn hie und da ein Freund der Wahrheit und geſunden Natur hier ſeine Welt wieder findet, ſein eigen Schickſal in fremdem Schickſal verträumt, ſeinen Muth an Scenen des Leidens erhärtet und ſeine Empfindung an Situationen des Unglücks übet. — Ein edles unverfälſchtes Gemüth fängt neue belebende Wärme vor dem Schauplatz — beim rohen Haufen ſummt doch zum mindeſten eine verlaſſene Saite der Menſchheit verloren noch nach.

---

*) Es iſt noch die Frage, ob eine Rolle durch einen bloßen Liebhaber nicht mehr als durch einen Schauſpieler gewinne? Bei dem letzten wenigſtens geht die Empfindung ſo bald, als bei einem occupirten Praktikus in der Heilkunſt das Indicium über die Krankheit, verloren. Es bleibt nichts zurück als eine mechaniſche Fertigkeit, eine Affectation, eine Koketterie mit den Grimaſſen der Leidenſchaft.

Der Spaziergang unter den Linden.

(Aus dem würtembergiſchen Repertorium 1782.)

Wollmar und Edwin waren Freunde und wohnten in einer friedlichen Einſiedelei beiſammen, in welche ſie ſich aus dem Geräuſch der geſchäftigen Welt zurückgezogen hatten, hier in aller philoſophiſchen Muße die merkwürdigen Schickſale ihres Lebens zu entwickeln. Edwin, der glückliche, umfaßte die Welt mit frohherziger Wärme, die der trübere Wollmar in die Trauerfarbe ſeines Mißgeſchicks kleidete. Eine Allee von Linden war der Lieblingsplatz ihrer Betrachtungen. Einſt an einem lieblichen Maientage ſpazierten ſie wieder; ich erinnere mich folgendes Geſpräches:

Edwin. Der Tag iſt ſo ſchön — die ganze Natur hat ſich aufgeheitert, und Sie ſo nachdenkend, Wollmar?

Wollmar. Laſſen Sie mich. Sie wiſſen, es iſt meine Art, daß ich ihr ihre Launen verderbe.

Edwin. Aber iſt es denn möglich, den Becher der Freude ſo anzuekeln?

Wollmar. Wenn man eine Spinne darin findet — warum nicht? Sehen Sie, Ihnen malt ſich jetzt die Natur wie ein rothwangiges Mädchen an ſeinem Brauttag. Mir erſcheint ſie als eine abgelebte Matrone, rothe Schminke auf ihren grün=

gelben Wangen, geerbte Demanten in ihrem Haar. Wie ſie ſich in dieſem Sonntagsaufputz belächelt! Aber es ſind abgetragene Kleider und ſchon hunderttauſendmal gewandt. Eben dieſen grünen wallenden Schlepp trug ſie ſchon vor Deukalion, eben ſo parfümirt und eben ſo bunt verbrämt. Jahrtauſende lang verzehrt ſie nur den Abtrag von der Tafel des Todes, kocht ſich Schminke aus den Gebeinen ihrer eigenen Kinder und ſtutzt die Verweſung zu blendenden Flittern. Junger Menſch, weißt du wohl auch, in welcher Geſellſchaft du vielleicht jetzo ſpaziereſt? Dachteſt du je, daß dieſes unendliche Rund das Grabmal deiner Ahnen iſt, daß dir die Winde, die dir die Wohlgerüche der Linden herunterbringen, vielleicht die zerſtobene Kraft des Arminius in die Naſe blaſen, daß du in der erfriſchenden Quelle vielleicht die zermalmten Gebeine unſrer großen Heinriche koſteſt? — Der Atom, der in Plato's Gehirne dem Gedanken der Gottheit bebte, der im Herzen des Titus der Erbarmung zitterte, zuckt vielleicht jetzo der viehiſchen Brunſt in den Adern der Sardanapale, oder wird in dem Aas eines gehenkten Gaudiebs von den Raben zerſtreut. Sie ſcheinen das luſtig zu finden, Edwin?

Edwin. Vergeben Sie! Ihre Betrachtungen eröffnen mir komiſche Scenen. Wie? wenn unſre Körper nach eben den Geſetzen wanderten, wie man von unſern Geiſtern behauptet? Wenn ſie nach dem Tod der Maſchine eben das Amt fortſetzen müßten, das ſie unter den Befehlen der Seele verwalteten; gleichwie die Geiſter der Abgeſchiedenen die Beſchäftigungen ihres vorigen Lebens wiederholen, quae cura fuit vivis, eadem sequitur tellure repostos.

Wollmar. So mag die Aſche des Lykurgus noch bis jetzt und ewig im Ocean liegen!

Edwin. Hören Sie dort die zärtliche Philomele ſchlagen?

Wie? wenn ſie die Urne von Tibulls Aſche wäre, der zärtlich wie ſie ſang? Steigt vielleicht der erhabene Pindar in jenem Adler zum blauen Schirmdach des Horizonts? flattert vielleicht in jenem buhlenden Zephyr ein Atom Anakreons? Wer kann es wiſſen, ob nicht die Körper der Süßlinge in zarten Puderflöckchen in die Locken ihrer Gebieterinnen fliegen? ob nicht die Ueberbleibſel der Wucherer im hundertjährigen Roſt an die verſcharrten Münzen gefeſſelt liegen? Ob nicht die Leiber der Polygraphen verdammt ſind, zu Lettern geſchmolzen oder zu Papier gewalkt zu werden, ewig nun unter dem Druck der Preſſe zu ächzen und den Unſinn ihrer Collegen verewigen zu helfen? Sehen Sie, Wollmar! Aus eben dem Kelche, woraus Sie die bittere Galle ſchöpfen, ſchöpft meine Laune luſtige Scherze.

Wollmar. Edwin! Edwin! Wie Sie den Ernſt wieder mit lächelndem Witz übertünchen? — Laſſen Sie mich fortfahren. Die gute Sache ſcheut die Beſichtigung nicht.

Edwin. Wollmar beſichtige, wenn er glücklicher iſt.

Wollmar. O pfui! Da bohren Sie gerade in die gefährlichſte Wunde. Die Weisheit wäre alſo eine waſchhafte Mäklerin, die in jedem Hauſe ſchmarutzen geht und geſchmeidig in jede Laune plaudert, bei dem Unglücklichen die Gnade ſelbſt verleumdet, bei dem Glücklichen auch das Uebel verzuckert. Ein verdorbener Magen verſchwätzt dieſen Planeten zur Hölle, ein Glas Wein kann ſeine Teufel vergöttern. Wenn unſre Launen die Modelle unſrer Philoſophien ſind, — ſagen Sie mir doch, Edwin, in welcher wird die Wahrheit gegoſſen? Ich fürchte, Edwin, Sie werden weiſe ſeyn, wenn Sie erſt finſter werden.

Edwin. Das möcht' ich nicht, um weiſe zu werden!

Wollmar. Sie haben das Wort „glücklich" genannt. Wie

wird man das, Edwin? Arbeit iſt die Bedingung des Lebens, das Ziel Weisheit, und Glückſeligkeit, ſagen Sie, iſt der Preis. Tauſend und abermal tauſend Segel fliegen ausgeſpannt, die glückliche Inſel zu ſuchen im geſtadloſen Meere, und dieſes goldene Vließ zu erobern. Sage mir doch, du Weiſer, wie viel ſind ihrer, die es finden? Ich ſehe hier eine Flotte im ewigen Ringe des Bedürfniſſes herumgewirbelt, ewig von dieſem Ufer ſtoßend, um ewig wieder daran zu landen, ewig landend, um wieder davon zu ſtoßen. Sie tummelt ſich in den Vorhöfen ihrer Beſtimmung, kreuzt furchtſam längs dem Ufer, Proviant zu holen, um das Takelwerk zu flicken, und ſteuert ewig nie auf die Höhe des Meeres. Es ſind diejenigen, die heute ſich abmüden, auf daß ſie ſich morgen wieder abmüden können. Ich ziehe ſie ab, und die Summe iſt um die Hälfte geſchmolzen. Wieder Andere reißt der Strudel der Sinnlichkeit in ein ruhmloſes Grab. — Es ſind diejenigen, die die ganze Kraft ihres Daſeyns verſchwenden, den Schweiß der vorigen zu genießen. Man rechne ſie weg, und ein armes Viertheil bleibt noch zurück. Bang und ſchüchtern ſegelt es ohne Compaß, im Geleit der betrüglichen Sterne, auf dem furchtbaren Ocean fort; ſchon flimmt wie weißes Gewölk am Rande des Horizonts die glückliche Küſte, Land ruft der Steuermann, und ſiehe! ein elendes Brettchen berſtet, das lecke Schiff verſinkt hart am Geſtade. Apparent rari nantes in gurgite vasto. Ohnmächtig kämpft ſich der geſchickteſte Schwimmer zum Lande, ein Fremdling in der ätheriſchen Zone irrt er einſam umher und ſucht thränenden Auges ſeine nordiſche Heimath. So ziehe ich von der großen Summe eurer freigebigen Syſteme eine Million nach der andern ab. — Die Kinder freuen ſich auf den Harniſch der Männer, und dieſe weinen, daß ſie nimmermehr Kinder ſind. Der Strom unſers Wiſſens ſchlängelt ſich rückwärts zu ſeiner

Mündung, der Abend iſt dämmerig wie der Morgen, in der nämlichen Nacht umarmen ſich Aurora und Heſperus, und der Weiſe, der die Mauern der Sterblichkeit durchbrechen wollte, ſinkt abwärts und wird wieder zum tändelnden Knaben. Nun, Edwin! rechtfertigen Sie den Töpfer gegen den Topf; antworten Sie, Edwin!

Edwin. Der Töpfer iſt ſchon gerechtfertigt, wenn der Topf mit ihm rechten kann.

Wollmar. Antworten Sie!

Edwin. Ich ſage, wenn ſie auch die Inſel verfehlt, ſo iſt doch die Fahrt nicht verloren.

Wollmar. Etwa das Auge an den maleriſchen Landſchaften zu weiden, die zur Rechten und Linken vorbei fliegen? Edwin? Und darum in Stürmen herumgeworfen zu werden, darum an ſpitzigen Klippen vorbei zu zittern, darum in der wogenden Wüſte einem dreifachen Tode um den Rachen zu ſchwanken! Reden Sie nichts mehr, mein Gram iſt beredter als Ihre Zufriedenheit.

Edwin. Und ſoll ich darum das Veilchen unter die Füße treten, weil ich die Roſe nicht erlangen kann? Oder ſoll ich dieſen Maitag verlieren, weil ein Gewitter ihn verfinſtern kann? Ich ſchöpfe Heiterkeit unter der wolkenloſen Bläue, die mir hernach ſeine ſtürmiſche Langeweile verkürzt. Soll ich die Blume nicht brechen, weil ſie morgen nicht mehr riechen wird? Ich werfe ſie weg, wenn ſie welk iſt, und pflücke ihre junge Schweſter, die ſchon reizend aus der Knoſpe bricht. —

Wollmar. Umſonſt! Vergebens! Wohin nur ein Samenkorn des Vergnügens fiel, ſproſſen ſchon tauſend Keime des Jammers. Wo nur eine Thräne der Freude liegt, liegen tauſend Thränen der Verzweiflung begraben. Hier an der Stelle, wo der Menſch jauchzte, krümmten ſich tauſend ſterbende In=

ſecten. In eben dem Augenblick, wo unſer Entzücken zum Himmel wirbelt, heulen tauſend Flüche der Verdammniß empor. Es iſt ein betrügliches Lotto, die wenigen armſeligen Treffer verſchwinden unter den zahlloſen Nieten. Jeder Tropfe Zeit iſt eine Sterbeminute der Freuden, jeder wehende Staub der Leichenſtein einer begrabenen Wonne. Auf jeden Punkt im ewigen Univerſum hat der Tod ſein monarchiſches Siegel gedrückt. Auf jedem Atome leſe ich die troſtloſe Aufſchrift: Vergangen!

Edwin. Und warum nicht geweſen? Mag jeder Laut der Sterbegeſang einer Seligkeit ſeyn — er iſt auch die Hymne der allgegenwärtigen Liebe — Wollmar, an dieſer Linde küßte mich meine Juliette zum erſtenmal.

Wollmar (heftig davon gehend). Junger Menſch! Unter dieſer Linde hab' ich meine Laura verloren.

Eine großmüthige Handlung aus der neueſten Geſchichte.

(Aus dem würtembergiſchen Repertorium der Literatur.)

Schauſpiele und Romane eröffnen uns die glänzendſten Züge des menſchlichen Herzens; unſre Phantaſie wird entzündet; unſer Herz bleibt kalt; wenigſtens iſt die Gluth, worein es auf dieſe Weiſe verſetzt wird, nur augenblicklich und erfriert fürs praktiſche Leben. In dem nämlichen Augenblick, da uns die ſchmuckloſe Gutherzigkeit des ehrlichen Puffs bis beinahe zu Thränen rührt, zanken wir vielleicht einen anklopfenden Bettler mit Ungeſtüm ab. Wer weiß, ob nicht eben dieſe gekünſtelte Exiſtenz in einer idealiſchen Welt unſere Exiſtenz in der wirklichen untergräbt? Wir ſchweben hier gleichſam um die zwei äußerſten Enden der Moralität, Engel und Teufel, und die Mitte — den Menſchen — laſſen wir liegen.

Gegenwärtige Anekdote von zwei Deutſchen — mit ſtolzer Freude ſchreib' ich das nieder — hat ein unabſtreitbares Verdienſt — ſie iſt wahr. Ich hoffe, daß ſie meine Leſer wärmer zurücklaſſen werde, als alle Bände des Grandiſon und der Pamela.

Zwei Brüder — Baronen von Wrmb, hatten ſich beide in ein junges vortreffliches Fräulein von Wrthr verliebt, ohne daß der eine um des andern Leidenſchaft wußte. Beider Liebe war

zärtlich und ſtark, weil ſie die erſte war. Das Fräulein war ſchön und zur Empfindung geſchaffen. Beide ließen ihre Neigung zur ganzen Leidenſchaft aufwachſen, weil keiner die Gefahr kannte, die für ſein Herz die ſchrecklichſte war — ſeinen Bruder zum Nebenbuhler zu haben. Beide verſchonten das Mädchen mit einem frühen Geſtändniß, und ſo hintergingen ſich beide, bis ein unerwartetes Begegniß ihrer Empfindungen das ganze Geheimniß entdeckte.

Schon war die Liebe eines jeden bis auf den höchſten Grad geſtiegen, der unglückſeligſte Affect, der im Geſchlechte der Menſchen beinahe ſo grauſame Verwüſtungen angerichtet hat, als ſein abſcheuliches Gegentheil, hatte ſchon die ganze Fläche ihres Herzens eingenommen, daß wohl von keiner Seite eine Aufopferung möglich war. Das Fräulein, voll Gefühl für die traurige Lage dieſer beiden Unglücklichen, wagte es nicht, ausſchließend für einen zu entſcheiden, und unterwarf ihre Neigung dem Urtheil der brüderlichen Liebe.

Sieger in dieſem zweifelhaften Kampfe der Pflicht und Empfindung, den unſre Philoſophen ſo allezeit fertig entſcheiden, und der praktiſche Menſch ſo langſam unternimmt, ſagte der ältere Bruder zum jüngern: „Ich weiß, daß du mein Mädchen liebſt, feurig wie ich. Ich will nicht fragen, für wen ein älteres Recht entſcheidet. — Bleibe du hier, ich ſuche die weite Welt, ich will ſtreben, daß ich ſie vergeſſe. Kann ich das — Bruder, dann iſt ſie dein, und der Himmel ſegne deine Liebe! — Kann ich es nicht — nun dann, ſo geh' auch du hin, — und thu' ein Gleiches."

Er verließ gählings Deutſchland und eilte nach Holland — aber das Bild ſeines Mädchens eilte ihm nach. Fern von dem Himmelsſtrich ſeiner Liebe, aus einer Gegend verbannt, die ſeines Herzens ganze Seligkeit einſchloß, in der er allein zu

leben vermochte, erkrankte der Unglückliche, wie die Pflanze dahin ſchwindet, die der gewaltthätige Europäer aus dem mütterlichen Aſien entführt und fern von der milderen Sonne in rauhere Beete zwingt. Er erreichte verzweifelnd Amſterdam, dort warf ihn ein hitziges Fieber auf ein gefährliches Lager. Das Bild ſeiner Einzigen herrſchte in ſeinen wahnſinnigen Träumen, ſeine Geneſung hing an ihrem Beſitze. Die Aerzte zweifelten für ſein Leben, nur die Verſicherung, ihn ſeiner Geliebten wieder zu geben, riß ihn mühſam aus den Armen des Todes. Ein wandelndes Gerippe, das erſchrecklichſte Bild des zehrenden Kummers, kam er in ſeiner Vaterſtadt an, — ſchwindelte er über die Treppe ſeiner Geliebten, ſeines Bruders.

„Bruder, hier bin ich wieder. Was ich meinem Herzen zumuthete, weiß der im Himmel — Mehr kann ich nicht.“

Ohnmächtig ſank er in die Arme des Fräuleins.

Der jüngere Bruder war nicht minder entſchloſſen. In wenigen Wochen ſtand er reiſefertig da:

„Bruder, du trugſt deinen Schmerz bis nach Holland. — Ich will verſuchen, ihn weiter zu tragen. Führe ſie nicht zum Altar, bis ich dir weiter ſchreibe. Nur dieſe Bedingung erlaubt ſich die brüderliche Liebe. Bin ich glücklicher als du! — In Gottes Namen, ſo ſey ſie dein, und der Himmel ſegne eure Liebe. Bin ich es nicht! — Nun dann, ſo möge der Himmel weiter über uns richten! Lebe wohl. Behalte dieſes verſiegelte Päckchen, erbrich es nicht, bis ich von hinnen bin. — Ich geh' nach Batavia.“

Hier ſprang er in den Wagen.

Halb entſeelt ſtarrten ihm die Hinterbleibenden nach. Er hatte den Bruder an Edelmuth übertroffen. Auf den Zurückbleibenden ſtürmte die Liebe und zugleich der Schmerz über den Verluſt des edelſten Mannes. Das Geräuſch des fliehen-

den Wagens durchdonnerte ſein Herz. Man beſorgte für ſein Leben. Das Fräulein — doch nein! Davon wird das Ende reden.

Man erbrach das Paket. Es war eine vollgültige Verſchreibung aller ſeiner deutſchen Beſitzungen, die der Bruder erheben ſollte, wenn es dem Fliehenden in Batavia glückte. Der Ueberwinder ſeiner ſelbſt ging mit holländiſchen Kauffahrern unter Segel und kam glücklich in Batavia an. Wenige Wochen, ſo überſandte er dem Bruder folgende Zeilen:

„Hier, wo ich Gott dem Allmächtigen danke, hier auf der neuen Erde denk' ich deiner und unſerer Lieben mit aller Wonne eines Märtyrers. Die neuern Scenen und Schickſale haben meine Seele erweitert, Gott hat mir Kraft geſchenkt, der Freundſchaft das höchſte Opfer zu bringen, dein iſt — Gott! hier fiel eine Thräne — die letzte — Ich hab' überwunden — Dein iſt das Fräulein. Bruder, ich habe ſie nicht beſitzen ſollen, das heißt, ſie wäre mit mir nicht glücklich geweſen. Wenn ihr je der Gedanke käme — ſie wäre es mit mir geweſen — Bruder! — Bruder! — Schwer wälze ich ſie auf deine Seele. Vergiß nicht, wie ſchwer ſie dir erworben werden mußte — Behandle den Engel immer, wie es jetzt deine junge Liebe dich lehrt — Behandle ſie als ein theures Vermächtniß eines Bruders, den deine Arme nimmer umſtricken werden. Lebe wohl! Schreibe mir nicht, wenn du deine Brautnacht feierſt. Meine Wunde blutet noch immer. Schreibe mir, wie glücklich du biſt. Meine That iſt mir Bürge, daß auch mich Gott in der fremden Welt nicht verlaſſen wird."

Die Vermählung wurde vollzogen. Ein Jahr dauerte die ſeligſte der Ehen — Dann ſtarb die Frau. Sterbend erſt

bekannte ſie ihrer Vertrauteſten das unglückſeligſte Geheimniß ihres Buſens: ſie hatte den Entflohenen ſtärker geliebt.

Beide Brüder leben noch wirklich. Der ältere auf ſeinen Gütern in Deutſchland, aufs neue vermählt. Der jüngere blieb in Batavia, und gedieh zum glücklichen glänzenden Mann. Er that ein Gelübde, niemals zu heirathen, und hat es gehalten.

Die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet.

(Vorgeleſen bei einer öffentlichen Sitzung der kurfürſtlichen deutſchen Geſellſchaft zu Mannheim im Jahr 1784.)

Ein allgemeiner unwiderſtehlicher Hang nach dem Neuen und Außerordentlichen, ein Verlangen, ſich in einem leidenſchaftlichen Zuſtande zu fühlen, hat, nach Sulzers Bemerkung, der Schaubühne die Entſtehung gegeben. Erſchöpft von den höhern Anſtrengungen des Geiſtes, ermattet von den einförmigen, oft niederdrückenden Geſchäften des Berufs, und von Sinnlichkeit geſättigt, mußte der Menſch eine Leerheit in ſeinem Weſen fühlen, die dem ewigen Trieb nach Thätigkeit zuwider war. Unſere Natur, gleich unfähig, länger im Zuſtande des Thieres fortzudauern, als die feinern Arbeiten des Verſtandes fortzuſetzen, verlangte einen mittleren Zuſtand, der beide widerſprechende Enden vereinigte, die harte Spannung zu ſanfter Harmonie herabſtimmte und den wechſelweiſen Uebergang eines Zuſtandes in den andern erleichterte. Dieſen Nutzen leiſtet überhaupt nur der äſthetiſche Sinn oder das Gefühl für das Schöne. Da aber eines weiſen Geſetzgebers erſtes Augenmerk ſeyn muß, unter zwo Wirkungen die höchſte heraus zu leſen, ſo wird er ſich nicht begnügen, die Neigungen ſeines Volkes nur entwaffnet zu haben; er wird ſie auch, wenn es irgend nur möglich iſt, als Werkzeuge höherer Plane gebrauchen

und in Quellen von Glückſeligkeit zu verwandeln bemüht ſeyn, und darum wählte er vor allen andern die Bühne, die dem nach Thätigkeit dürſtenden Geiſt einen unendlichen Kreis eröffnet, jeder Seelenkraft Nahrung gibt, ohne eine einzige zu überſpannen, und die Bildung des Verſtandes und Herzens mit der edelſten Unterhaltung vereinigt.

Derjenige, welcher zuerſt die Bemerkung machte, daß eines Staates feſteſte Säule Religion ſey — daß ohne ſie die Geſetze ſelbſt ihre Kraft verlieren, hat vielleicht, ohne es zu wollen oder zu wiſſen, die Schaubühne von ihrer edelſten Seite vertheidigt. Eben dieſe Unzulänglichkeit, dieſe ſchwankende Eigenſchaft der politiſchen Geſetze, welche dem Staat die Religion unentbehrlich macht, beſtimmt auch den ſittlichen Einfluß der Bühne. Geſetze, wollte er ſagen, drehen ſich nur um verneinende Pflichten — Religion dehnt ihre Forderungen auf wirkliches Handeln aus. Geſetze hemmen nur Wirkungen, die den Zuſammenhang der Geſellſchaft auflöſen — Religion befiehlt ſolche, die ihn inniger machen. Jene herrſchen nur über die offenbaren Aeußerungen des Willens, nur Thaten ſind ihnen unterthan — dieſe ſetzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgenſten Winkel des Herzens fort und verfolgt den Gedanken bis an die innerſte Quelle. Geſetze ſind glatt und geſchmeidig, wandelbar wie Laune und Leidenſchaft — Religion bindet ſtreng und ewig. Wenn wir nun aber auch vorausſetzen wollten, was nimmermehr iſt — wenn wir der Religion dieſe große Gewalt über jedes Menſchen Herz einräumen, wird ſie oder kann ſie die ganze Bildung vollenden? — Religion (ich trenne hier ihre politiſche Seite von ihrer göttlichen), Religion wirkt im Ganzen mehr auf den ſinnlichen Theil des Volks — ſie wirkt vielleicht durch das Sinnliche allein ſo unfehlbar. Ihre Kraft iſt dahin, wenn wir ihr dieſes nehmen — und wodurch wirkt die

Bühne? Religion iſt dem größern Theile der Menſchen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemälde von Himmel und Hölle zernichten — und doch ſind es nur Gemälde der Phantaſie, Räthſel ohne Auflöſung, Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne. Welche Verſtärkung für Religion und Geſetze, wenn ſie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anſchauung und lebendige Gegenwart iſt, wo Laſter und Tugend, Glückſeligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tauſend Gemälden faßlich und wahr an dem Menſchen vorübergehen, wo die Vorſehung ihre Räthſel auflöst, ihren Knoten vor ſeinen Augen entwickelt, wo das menſchliche Herz auf den Foltern der Leidenſchaft ſeine leiſeſten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt und die Wahrheit unbeſtechlich wie Rhadamanthus Gericht hält.

Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Geſetze ſich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet und im Solde der Laſter ſchwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Unmacht ſpotten und Menſchenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage und reißt die Laſter vor einen ſchrecklichen Richterſtuhl. Das ganze Reich der Phantaſie und Geſchichte, Vergangenheit und Zukunft ſtehen ihrem Wink zu Gebot. Kühne Verbrecher, die längſt ſchon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunſt jetzt vorgeladen und wiederholen zum ſchauervollen Unterricht der Nachwelt ein ſchändliches Leben. Ohnmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlſpiegel, wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unſern Augen vorbei, und mit wollüſtigem Entſetzen verfluchen wir ihr Gedächtniß. Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Geſetz mehr vorhanden iſt, wird uns Medea noch anſchauern, wenn ſie die Treppe

des Palaſtes herunter wankt und der Kindermord jetzt geſchehen iſt. Heilſame Schauer werden die Menſchheit ergreifen, und in der Stille wird jeder ſein gutes Gewiſſen preiſen, wenn Lady Macbeth, eine ſchreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäſcht und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. So gewiß ſichtbare Darſtellung mächtiger wirkt, als todter Buchſtab und kalte Erzählung, ſo gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Geſetze.

Aber hier unterſtützt ſie die weltliche Gerechtigkeit nur — ihr iſt noch ein weiteres Feld geöffnet. Tauſend Laſter, die jene ungeſtraft duldet, ſtraft ſie; tauſend Tugenden, wovon jene ſchweigt, werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet ſie die Weisheit und die Religion. Aus dieſer reinen Quelle ſchöpft ſie ihre Lehren und Muſter, und kleidet die ſtrenge Pflicht in ein reizendes, lockendes Gewand. Mit welch herrlichen Empfindungen, Entſchlüſſen, Leidenſchaften ſchwellt ſie unſere Seele, welche göttliche Ideale ſtellt ſie uns zur Nacheiferung auf! — Wenn der gütige Auguſt dem Verräther Cinna, der ſchon den tödtlichen Spruch auf ſeinen Lippen zu leſen meint, groß wie ſeine Götter, die Hand reicht: „Laſſ' uns Freunde ſeyn, Cinna!“ — wer unter der Menge wird in dem Augenblick nicht gern ſeinem Todfeind die Hand drücken wollen, dem göttlichen Römer zu gleichen? — wenn Franz von Sickingen, auf dem Wege einen Fürſten zu züchtigen und für fremde Rechte zu kämpfen, unverſehens hinter ſich ſchaut, und den Rauch aufſteigen ſieht von ſeiner Veſte, wo Weib und Kind hülflos zurückblieben, und er — weiter zieht, Wort zu halten — wie groß wird mir da der Menſch, wie klein und verächtlich das gefürchtete unüberwindliche Schickſal!

Eben ſo häßlich, als liebenswürdig die Tugend, malen ſich

die Laſter in ihrem furchtbaren Spiegel ab. Wenn der hülfloſe kindiſche Lear in Nacht und Ungewitter vergebens an das Haus ſeiner Tochter pocht, wenn er ſein weißes Haar in die Lüfte ſtreut, und den tobenden Elementen erzählt, wie unnatürlich ſeine Regan geweſen, wenn ſein wüthender Schmerz zuletzt in den ſchrecklichen Worten von ihm ſtrömt: „Ich gab euch Alles!“ — Wie abſcheulich zeigt ſich uns da der Undank? Wie feierlich geloben wir Ehrfurcht und kindliche Liebe! —

Aber der Wirkungskreis der Bühne dehnt ſich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Geſetze es unter ihrer Würde achten, Menſchenempfindungen zu begleiten, iſt ſie für unſere Bildung noch geſchäftig. Das Glück der Geſellſchaft wird eben ſo ſehr durch Thorheit als durch Verbrechen und Laſter geſtört. Eine Erfahrung lehrt es, die ſo alt iſt als die Welt, daß im Gewebe menſchlicher Dinge oft die größten Gewichte an den kleinſten und zärteſten Fäden hangen, und, wenn wir Handlungen zu ihrer Quelle zurück begleiten, wir zehnmal lächeln müſſen, ehe wir uns einmal entſetzen. Mein Verzeichniß von Böſewichtern wird mit jedem Tage, den ich älter werde, kürzer, und mein Regiſter von Thoren vollzähliger und länger. Wenn die ganze moraliſche Verſchuldung des einen Geſchlechtes aus einer und eben der Quelle hervorſpringt, wenn alle die ungeheuern Extreme von Laſtern, die es jemals gebrandmarkt haben, nur veränderte Formen, nur höhere Grade einer Eigenſchaft ſind, die wir zuletzt alle einſtimmig belächeln und lieben, warum ſollte die Natur bei einem andern Geſchlechte nicht die nämlichen Wege gegangen ſeyn? Ich kenne nur ein Geheimniß, den Menſchen vor Verſchlimmerung zu bewahren, und dieſes iſt — ſein Herz gegen Schwächen zu ſchützen.

Einen großen Theil dieſer Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten. Sie iſt es, die der großen Claſſe von

Thoren den Spiegel vorhält und die tauſendfachen Formen derſelben mit heilſamem Spott beſchämt. Was ſie oben durch Rührung und Schrecken wirkte, leiſtet ſie hier (ſchneller vielleicht und unfehlbarer) durch Scherz und Satyre. Wenn wir es unternehmen wollten, Luſtſpiel und Trauerſpiel nach dem Maß der erreichten Wirkung zu ſchätzen, ſo würde vielleicht die Erfahrung dem erſten den Vorrang geben. Spott und Verachtung verwunden den Stolz des Menſchen empfindlicher, als Verabſcheuung ſein Gewiſſen foltert. Vor dem Schrecklichen verkriecht ſich unſere Feigheit, aber eben dieſe Feigheit überliefert uns dem Stachel der Satyre. Geſetz und Gewiſſen ſchützen uns oft vor Verbrechen und Laſtern — Lächerlichkeiten verlangen einen eigenen feinern Sinn, den wir nirgends mehr als vor dem Schauplatz üben. Vielleicht, daß wir einen Freund bevollmächtigen, unſere Sitten und unſer Herz anzugreifen, aber es koſtet uns Mühe, ihm ein einziges Lachen zu vergeben. Unſere Vergehungen ertragen einen Aufſeher und Richter, unſere Unarten kaum einen Zeugen. — Die Schaubühne allein kann unſere Schwächen belachen, weil ſie unſerer Empfindlichkeit ſchont und den ſchuldigen Thoren nicht wiſſen will. Ohne roth zu werden, ſehen wir unſere Larve aus ihrem Spiegel fallen, und danken insgeheim für die ſanfte Ermahnung.

Aber ihr großer Wirkungskreis iſt noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne iſt mehr als jede andere öffentliche Anſtalt des Staats eine Schule der praktiſchen Weisheit, ein Wegweiſer durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüſſel zu den geheimſten Zugängen der menſchlichen Seele. Ich gebe zu, daß Eigenliebe und Abhärtung des Gewiſſens nicht ſelten ihre beſte Wirkung vernichten, daß ſich noch tauſend Laſter mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten, tauſend gute Gefühle vom kalten Herzen des Zuſchauers fruchtlos zurückfallen — ich

ſelbſt bin der Meinung, daß vielleicht Molière's Harpagon noch keinen Wucherer beſſerte, daß der Selbſtmörder Beverley noch wenige ſeiner Brüder von der abſcheulichen Spielſucht zurückzog, daß Karl Moors unglückliche Räubergeſchichte die Landſtraßen nicht viel ſicherer machen wird — aber wenn wir auch dieſe große Wirkung der Schaubühne einſchränken, wenn wir ſo ungerecht ſeyn wollen, ſie gar aufzuheben — wie unendlich viel bleibt noch von ihrem Einfluß zurück? Wenn ſie die Summe der Laſter weder tilgt noch vermindert, hat ſie uns nicht mit denſelben bekannt gemacht? — Mit dieſen Laſterhaften, dieſen Thoren müſſen wir leben. Wir müſſen ihnen ausweichen oder begegnen; wir müſſen ſie untergraben oder ihnen unterliegen. Jetzt aber überraſchen ſie uns nicht mehr. Wir ſind auf ihre Anſchläge vorbereitet. Die Schaubühne hat uns das Geheimniß verrathen, ſie ausfindig und unſchädlich zu machen. Sie zog dem Heuchler die künſtliche Maske ab, und entdeckte das Netz, womit uns Liſt und Cabale umſtrickten. Betrug und Falſchheit riß ſie aus krummen Labyrinthen hervor, und zeigte ihr ſchreckliches Angeſicht dem Tag. Vielleicht, daß die ſterbende Sara nicht einen Wollüſtling ſchreckt, daß alle Gemälde geſtrafter Verführung ſeine Gluth nicht erkälten, und daß ſelbſt die verſchlagene Spielerin dieſe Wirkung ernſtlich zu verhüten bedacht iſt — glücklich genug, daß die argloſe Unſchuld jetzt ſeine Schlingen kennt, daß die Bühne ſie lehrte, ſeinen Schwüren mißtrauen und vor ſeiner Anbetung zittern.

Nicht bloß auf Menſchen und Menſchencharakter, auch auf Schickſale macht uns die Schaubühne aufmerkſam, und lehrt uns die große Kunſt, ſie zu ertragen. Im Gewebe unſers Lebens ſpielen Zufall und Plan eine gleich große Rolle; den letztern lenken wir, dem erſtern müſſen wir uns blind unterwerfen. Gewinn genug, wenn unausbleibliche Verhängniſſe

uns nicht ganz ohne Faſſung finden, wenn unſer Muth, unſere Klugheit ſich einſt ſchon in ähnlichen übten, und unſer Herz zu dem Schlag ſich gehärtet hat. Die Schaubühne führt uns eine mannichfaltige Scene menſchlicher Leiden vor. Sie zieht uns künſtlich in fremde Bedrängniſſe, und belohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüſtigen Thränen und einem herrlichen Zuwachs an Muth und Erfahrung. Mit ihr folgen wir der verlaſſenen Ariadne durch das widerhallende Naxos, ſteigen mit ihr in den Hungerthurm Ugolino's hinunter, betreten mit ihr das entſetzliche Blutgerüſt und behorchen mit ihr die feierliche Stunde des Todes. Hier hören wir, was unſere Seele in leiſen Ahnungen fühlte, die überraſchte Natur laut und unwiderſprechlich bekräftigen. Im Gewölbe des Towers verläßt den betrogenen Liebling die Gunſt ſeiner Königin. — Jetzt, da er ſterben ſoll, entfliegt dem geängſtigten Moor ſeine treuloſe ſophiſtiſche Weisheit. Die Ewigkeit entläßt einen Todten, Geheimniſſe zu offenbaren, die kein Lebendiger wiſſen kann, und der ſichere Böſewicht verliert ſeinen letzten gräßlichen Hinterhalt, weil auch Gräber noch ausplaudern.

Aber nicht genug, daß uns die Bühne mit Schickſalen der Menſchheit bekannt macht, ſie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen ſeyn und nachſichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wenn wir die Tiefe ſeiner Bedrängniſſe ausmeſſen, dürfen wir das Urtheil über ihn ausſprechen. Kein Verbrechen iſt ſchändender, als das Verbrechen des Diebs — aber miſchen wir nicht Alle eine Thräne des Mitleids in unſern Verdammungsſpruch, wenn wir uns in den ſchrecklichen Drang verlieren, worin Eduard Ruhberg die That vollbringt? — Selbſtmord wird allgemein als Frevel verabſcheut; wenn aber, beſtürmt von den Drohungen eines wüthenden Vaters, beſtürmt von Liebe, von der Vorſtellung ſchrecklicher Kloſtermauern,

Mariane das Gift trinkt, wer von uns will der Erſte ſeyn, der über dem beweinenswürdigen Schlachtopfer einer verruchten Maxime den Stab bricht? — Menſchlichkeit und Duldung fangen an, der herrſchende Geiſt unſrer Zeit zu werden; ihre Strahlen ſind bis in die Gerichtsſäle und noch weiter — in das Herz unſerer Fürſten gedrungen. Wie viel Antheil an dieſem göttlichen Werk gehört unſern Bühnen? Sind ſie es nicht, die den Menſchen mit dem Menſchen bekannt machten und das geheime Räderwerk aufdeckten, nach welchem er handelt?

Eine merkwürdige Claſſe von Menſchen hat Urſache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu ſeyn. Hier nur hören die Großen der Welt, was ſie nie oder ſelten hören — Wahrheit, was ſie nie oder ſelten ſehen, ſehen ſie hier — den Menſchen.

So groß und vielfach iſt das Verdienſt der beſſern Bühne um die ſittliche Bildung; kein geringeres gebührt ihr um die ganze Aufklärung des Verſtandes. Eben hier in dieſer höhern Sphäre weiß der große Kopf, der feurige Patriot ſie erſt ganz zu gebrauchen.

Er wirft einen Blick durch das Menſchengeſchlecht, vergleicht Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten, und findet, wie ſklaviſch die größere Maſſe des Volks an Ketten des Vorurtheils und der Meinung gefangen liegt, die ſeiner Glückſeligkeit ewig entgegen arbeiten — daß die reinen Strahlen der Wahrheit nur wenige einzelne Köpfe beleuchten, welche den kleinen Gewinn vielleicht mit dem Aufwand eines ganzen Lebens erkauften. Wodurch kann der weiſe Geſetzgeber die Nation derſelben theilhaftig machen?

Die Schaubühne iſt der gemeinſchaftliche Canal, in welchen von dem denkenden, beſſern Theile des Volks das Licht der Weisheit herunter ſtrömt, und von da aus in mildern Strah-

len durch den ganzen Staat ſich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundſätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barbarei, des finſtern Aberglaubens verſchwindet, die Nacht weicht dem ſiegenden Licht. Unter ſo vielen herrlichen Früchten der beſſern Bühne will ich nur zwei auszeichnen. Wie allgemein iſt nur ſeit wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Secten geworden? — Noch ehe uns Nathan der Jude und Saladin der Saracene beſchämten und die göttliche Lehre uns predigten, daß Ergebenheit in Gott von unſerm Wähnen über Gott ſo gar nicht abhängig ſey — ehe noch Joſeph der Zweite die fürchterliche Hyder des frommen Haſſes bekämpfte, pflanzte die Schaubühne Menſchlichkeit und Sanftmuth in unſer Herz, die abſcheulichen Gemälde heidniſcher Pfaffenwuth lehrten uns Religionshaß vermeiden — in dieſem ſchrecklichen Spiegel wuſch das Chriſtenthum ſeine Flecken ab. Mit eben ſo glücklichem Erfolge würden ſich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen laſſen; das Stück iſt noch zu hoffen, wo dieſes merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Angelegenheit iſt dem Staat durch ihre Folgen ſo wichtig als dieſe, und doch iſt keine ſo preisgegeben, keine dem Wahne, dem Leichtſinn des Bürgers ſo uneingeſchränkt anvertraut, wie es dieſe iſt. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachläſſigter Erziehung in rührenden, erſchütternden Gemälden an ihm vorüberführen; hier könnten unſere Väter eigenſinnigen Maximen entſagen, unſere Mütter vernünftiger lieben lernen. Falſche Begriffe führen das beſte Herz des Erziehers irre; deſto ſchlimmer, wenn ſie ſich noch mit Methode brüſten und den zarten Schößling in Philanthropinen und Gewächshäuſern ſyſtematiſch zu Grunde richten.

Nicht weniger ließen ſich — verſtünden es die Oberhäupter

und Vormünder des Staats — von der Schaubühne aus die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweiſen. Die geſetzgebende Macht ſpräche hier durch fremde Symbole zu dem Unterthan, verantwortete ſich gegen ſeine Klagen, noch ehe ſie laut würden und beſtäche ſeine Zweifelſucht, ohne es zu ſcheinen. Sogar Induſtrie und Erfindungsgeiſt könnten und würden vor dem Schauplatze Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe werth hielten, Patrioten zu ſeyn, und der Staat ſich herablaſſen wollte, ſie zu hören.

Unmöglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen, den eine gute ſtehende Bühne auf den Geiſt der Nation haben würde. Nationalgeiſt eines Volks nenne ich die Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung ſeiner Meinungen und Neigungen bei Gegenſtänden, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne iſt es möglich, dieſe Uebereinſtimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil ſie das ganze Gebiet des menſchlichen Wiſſens durchwandert, alle Situationen des Lebens erſchöpft und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet; weil ſie alle Stände und Claſſen in ſich vereinigt und den gebahnteſten Weg zum Verſtand und zum Herzen hat. Wenn in allen unſern Stücken ein Hauptzug herrſchte, wenn unſere Dichter unter ſich einig werden und einen feſten Bund zu dieſem Endzweck errichten wollten — wenn ſtrenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinſel nur Volksgegenſtänden ſich weihte — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, ſo würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland ſo feſt an einander? Was zog das Volk ſo unwiderſtehlich nach ſeiner Bühne? — Nichts Anderes als der vaterländiſche Inhalt der Stücke, der griechiſche Geiſt, das große überwältigende Intereſſe des Staats, der beſſeren Menſchheit, das in denſelbigen athmete.

Noch ein Verdienſt hat die Bühne — ein Verdienſt, das ich jetzt um ſo lieber in Anſchlag bringe, weil ich vermuthe, daß ihr Rechtshandel mit ihren Verfolgern ohnehin ſchon gewonnen ſeyn wird. Was bis hieher zu beweiſen unternommen worden, daß ſie auf Sitten und Aufklärung weſentlich wirke, war zweifelhaft — daß ſie unter allen Erfindungen des Luxus, und allen Anſtalten zur geſellſchaftlichen Ergötzlichkeit den Vorzug verdiene, haben ſelbſt ihre Feinde geſtanden. Aber was ſie hier leiſtet, iſt wichtiger, als man gewohnt iſt zu glauben.

Die menſchliche Natur erträgt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Folter der Geſchäfte zu liegen, die Reize der Sinne ſterben mit ihrer Befriedigung. Der Menſch, überladen von thieriſchem Genuß, der langen Anſtrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thätigkeit gequält, dürſtet nach beſſern ausserleſenern Vergnügungen, oder ſtürzt zügellos in wilde Zerſtreuungen, die ſeinen Hinfall beſchleunigen und die Ruhe der Geſellſchaft zerſtören. Bacchantiſche Freuden, verderbliches Spiel, tauſend Raſereien, die der Müßiggang ausheckt, ſind unvermeidlich, wenn der Geſetzgeber dieſen Hang des Volks nicht zu lenken weiß. Der Mann von Geſchäften iſt in Gefahr, ein Leben, das er dem Staate ſo großmüthig hinopferte, mit dem unſeligen Spleen abzubüßen — der Gelehrte zum dumpfen Pedanten herabzuſinken — der Pöbel zum Thier. Die Schaubühne iſt die Stiftung, wo ſich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anſtrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern geſpannt, kein Vergnügen auf Unkoſten des Ganzen genoſſen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unſere einſamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geſchäfte anekeln, wenn tauſend Laſten unſere Seele drücken und unſere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu erſticken droht, ſo empfängt uns

die Bühne — in dieſer künſtlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns ſelbſt wieder gegeben, unſre Empfindung erwacht, heilſame Leidenſchaften erſchüttern unſre ſchlummernde Natur und treiben das Blut in friſcheren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer ſeinen eigenen aus. — Der Glückliche wird nüchtern und der Sichere beſorgt. Der empfindſame Weichling härtet ſich zum Manne, der rohe Unmenſch fängt hier zum erſtenmal zu empfinden an. Und dann endlich — welch ein Triumph für dich, Natur! — ſo oft zu Boden getretene, ſo oft wieder auferſtehende Natur! — wenn Menſchen aus allen Kreiſen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Feſſel der Künſtelei und der Mode, herausgeriſſen aus jedem Drange des Schickſals, durch eine allwebende Sympathie verbrüdert, in ein Geſchlecht wieder aufgelöst, ihrer ſelbſt und der Welt vergeſſen, und ihrem himmliſchen Urſprung ſich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen Aller, die verſtärkt und verſchönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und ſeine Bruſt gibt jetzt nur einer Empfindung Raum — es iſt dieſe: ein Menſch zu ſeyn.

Proſaiſche Schriften.

Zweite Periode.

Der Verbrecher aus verlorener Ehre.

Eine wahre Geſchichte.

In der ganzen Geſchichte des Menſchen iſt kein Capitel unterrichtender für Herz und Geiſt, als die Annalen ſeiner Verirrungen. Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnißmäßig große Kraft in Bewegung. Wenn ſich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem mattern Licht gewöhnlicher Affecte verſteckt, ſo wird es im Zuſtand gewaltſamer Leidenſchaft deſto hervorſpringender, koloſſaliſcher, lauter; der feinere Menſchenforſcher, welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit eigentlich rechnen darf, und wie weit es erlaubt iſt, analogiſch zu ſchließen, wird manche Erfahrung aus dieſem Gebiete in ſeine Seelenlehre herübertragen und für das ſittliche Leben verarbeiten.

Es iſt etwas ſo Einförmiges und doch wieder ſo Zuſammengeſetztes, das menſchliche Herz. Eine und eben dieſelbe Fertigkeit oder Begierde kann in tauſenderlei Formen und Richtungen ſpielen, kann tauſend widerſprechende Phänomene bewirken, kann in tauſend Charakteren anders gemiſcht erſcheinen, und tauſend ungleiche Charaktere und Handlungen können wieder aus einerlei Neigung geſponnen ſeyn, wenn auch der Menſch, on welchem die Rede iſt, nichts weniger denn eine ſolche

Verwandtſchaft ahnet. Stünde einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menſchengeſchlecht ein Linnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen claſſificirte, wie ſehr würde man erſtaunen, wenn man ſo Manchen, deſſen Laſter in einer engen bürgerlichen Sphäre und in der ſchmalen Umzäunung der Geſetze jetzt erſticken muß, mit dem Ungeheuer Borgia in einer Ordnung beiſammen fände!

Von dieſer Seite betrachtet, läßt ſich Manches gegen die gewöhnliche Behandlung der Geſchichte einwenden, und hier, vermuthe ich, liegt auch die Schwierigkeit, warum das Studium derſelben für das bürgerliche Leben noch immer ſo fruchtlos geblieben. Zwiſchen der heftigen Gemüthsbewegung des handelnden Menſchen und der ruhigen Stimmung des Leſers, welchem dieſe Handlung vorgelegt wird, herrſcht ein ſo widriger Contraſt, liegt ein ſo breiter Zwiſchenraum, daß es dem Letztern ſchwer, ja unmöglich wird, einen Zuſammenhang nur zu ahnen. Es bleibt eine Lücke zwiſchen dem hiſtoriſchen Subject und dem Leſer, die alle Möglichkeit einer Vergleichung oder Anwendung abſchneidet, und ſtatt jenes heilſamen Schreckens, der die ſtolze Geſundheit warnet, ein Kopfſchütteln der Befremdung erweckt. Wir ſehen den Unglücklichen, der doch in eben der Stunde, wo er die That beging, ſo wie in der, wo er dafür büßet, Menſch war wie wir, für ein Geſchöpf fremder Gattung an, deſſen Blut anders umläuft, als das unſrige, deſſen Wille andern Regeln gehorcht, als der unſrige; ſeine Schickſale rühren uns wenig, denn Rührung gründet ſich ja nur auf ein dunkles Bewußtſeyn ähnlicher Gefahr, und wir ſind weit entfernt, eine ſolche Aehnlichkeit auch nur zu träumen. Die Belehrung geht mit der Beziehung verloren, und die Geſchichte, anſtatt eine Schule der Bildung zu ſeyn, muß ſich mit einem armſeligen Verdienſte um unſere Neugier

begnügen. Soll ſie uns mehr ſeyn und ihren großen Endzweck erreichen, ſo muß ſie nothwendig unter dieſen beiden Methoden wählen — Entweder der Leſer muß warm werden wie der Held, oder der Held wie der Leſer erkalten.

Ich weiß, daß von den beſten Geſchichtſchreibern neuerer Zeit und des Alterthums manche ſich an die erſte Methode gehalten und das Herz ihres Leſers durch hinreißenden Vortrag beſtochen haben. Aber dieſe Manier iſt eine Uſurpation des Schriftſtellers und beleidigt die republicaniſche Freiheit des leſenden Publicums, dem es zukommt, ſelbſt zu Gericht zu ſitzen; ſie iſt zugleich eine Verletzung der Gränzen-Gerechtigkeit, denn dieſe Methode gehört ausſchließend und eigenthümlich dem Redner und Dichter. Dem Geſchichtſchreiber bleibt nur die letztere übrig.

Der Held muß kalt werden, wie der Leſer, oder, was hier eben ſo viel ſagt, wir müſſen mit ihm bekannt werden, eh' er handelt; wir müſſen ihn ſeine Handlung nicht bloß vollbringen, ſondern auch wollen ſehen. An ſeinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an ſeinen Thaten, und noch weit mehr an den Quellen ſeiner Gedanken, als an den Folgen jener Thaten. Man hat das Erdreich des Veſuvs unterſucht, ſich die Entſtehung ſeines Brandes zu erklären; warum ſchenkt man einer moraliſchen Erſcheinung weniger Aufmerkſamkeit als einer phyſiſchen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beſchaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen ſolchen Menſchen umgaben, bis der geſammelte Zunder in ſeinem Inwendigen Feuer fing? Den Träumer, der das Wunderbare liebt, reizt eben das Seltſame und Abenteuerliche einer ſolchen Erſcheinung; der Freund der Wahrheit ſucht eine Mutter zu dieſen verlorenen Kindern. Er ſucht ſie in der unveränderlichen Structur der menſchlichen Seele und in den ver-

änderlichen Bedingungen, welche ſie von außen beſtimmten, und in dieſen beiden findet er ſie gewiß. Ihn überraſcht es nun nicht mehr, in dem nämlichen Beete, wo ſonſt überall heilſame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu ſehen, Weisheit und Thorheit, Laſter und Tugend in einer Wiege beiſammen zu finden.

Wenn ich auch keinen der Vortheile hier in Anſchlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer ſolchen Behandlungsart der Geſchichte zieht, ſo behält ſie ſchon allein darum den Vorzug, weil ſie den grauſamen Hohn und die ſtolze Sicherheit ausrottet, womit gemeiniglich die ungeprüfte aufrechtſtehende Tugend auf die gefallene herunterblickt; weil ſie den ſanften Geiſt der Duldung verbreitet, ohne welchen kein Flüchtling zurückkehrt, keine Ausſöhnung des Geſetzes mit ſeinem Beleidiger ſtattfindet, kein angeſtecktes Glied der Geſellſchaft von dem gänzlichen Brande gerettet wird.

Ob der Verbrecher, von dem ich jetzt ſprechen werde, auch noch ein Recht gehabt hätte, an jenen Geiſt der Duldung zu appelliren? Ob er wirklich ohne Rettung für den Körper des Staats verloren war? — Ich will dem Ausſpruche des Leſers nicht vorgreifen. Unſere Gelindigkeit fruchtet ihm nichts mehr, denn er ſtarb durch des Henkers Hand — aber die Leichenöffnung ſeines Laſters unterrichtet vielleicht die Menſchheit und — es iſt möglich, auch die Gerechtigkeit.

Chriſtian Wolf war der Sohn eines Gaſtwirths in einer ...ſchen Landſtadt (deren Namen man, aus Gründen, die ſich in der Folge aufklären, verſchweigen muß) und half ſeiner Mutter, denn der Vater war todt, bis in ſein zwanzigſtes Jahr die Wirthſchaft beſorgen. Die Wirthſchaft war ſchlecht, und Wolf hatte müßige Stunden. Schon von der Schule her war er für einen loſen Buben bekannt. Erwachſene

Mädchen führten Klagen über ſeine Frechheit, und die Jungen des Städtchens huldigten ſeinem erfinderiſchen Kopfe. Die Natur hatte ſeinen Körper verabſäumt. Eine kleine unſcheinbare Figur, krauſes Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrückte Naſe und eine geſchwollene Oberlippe, welche noch überdieß durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gaben ſeinem Anblick eine Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm zurückſcheuchte und dem Witz ſeiner Cameraden eine reichliche Nahrung darbot.

Er wollte ertrotzen, was ihm verweigert war; weil er mißfiel, ſetzte er ſich vor, zu gefallen. Er war ſinnlich, und beredete ſich, daß er liebe. Das Mädchen, das er wählte, mißhandelte ihn; er hatte Urſache zu fürchten, daß ſeine Nebenbuhler glücklicher wären; doch das Mädchen war arm. Ein Herz, das ſeinen Betheurungen verſchloſſen blieb, öffnete ſich vielleicht ſeinen Geſchenken; aber ihn ſelbſt drückte Mangel, und der eitle Verſuch, ſeine Außenſeite geltend zu machen, verſchlang noch das Wenige, was er durch eine ſchlechte Wirthſchaft erwarb. Zu bequem und zu unwiſſend, ſeinem zerrütteten Hausweſen durch Speculation aufzuhelfen; zu ſtolz, auch zu weichlich, den Herrn, der er bisher geweſen war, mit dem Bauern zu vertauſchen und ſeiner angebeteten Freiheit zu entſagen, ſah er nur e i n e n Ausweg vor ſich — den Tauſende vor ihm und nach ihm mit beſſerm Glücke ergriffen haben — den Ausweg, honnet zu ſtehlen. Seine Vaterſtadt gränzte an eine landesherrliche Waldung, er wurde Wilddieb, und der Ertrag ſeines Raubes wanderte treulich in die Hände ſeiner Geliebten.

Unter den Liebhabern H a n n c h e n s war R o b e r t, ein Jägerburſche des Förſters. Frühzeitig merkte dieſer den Vortheil, den die Freigebigkeit ſeines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte, und mit Schelſucht forſchte er nach den Quellen

dieſer Veränderung. Er zeigte ſich fleißiger in der Sonne — dieß war das Schild zu dem Wirthshauſe — ſein lauerndes Auge, von Eiferſucht und Neid geſchärft, entdeckte ihm bald, woher dieſes Geld floß. Nicht lange vorher war ein ſtrenges Edict gegen die Wildſchützen erneuert worden, welches den Uebertreter zum Zuchthauſe verdammte. Robert war unermüdet, die geheimen Gänge ſeines Feindes zu beſchleichen: endlich gelang es ihm auch, den Unbeſonnenen über der That zu ergreifen. Wolf wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung ſeines ganzen kleinen Vermögens brachte er es mühſam dahin, die zuerkannte Strafe durch eine Geldbuße abzuwenden.

Robert triumphirte. Sein Nebenbuhler war aus dem Felde geſchlagen, und Hannchens Gunſt für den Bettler verloren. Wolf kannte ſeinen Feind, und dieſer Feind war der glückliche Beſitzer ſeiner Johanne. Drückendes Gefühl des Mangels geſellte ſich zu beleidigtem Stolze. Noth und Eiferſucht ſtürmen vereinigt auf ſeine Empfindlichkeit ein, der Hunger treibt ihn hinaus in die weite Welt, Rache und Leidenſchaft halten ihn feſt. Er wird zum zweiten Mal Wilddieb; aber Roberts verdoppelte Wachſamkeit überliſtet ihn zum zweiten Mal wieder. Jetzt erfährt er die ganze Schärfe des Geſetzes: denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus der Reſidenz abgeliefert.

Das Strafjahr war überſtanden, ſeine Leidenſchaft durch die Entfernung gewachſen, und ſein Trotz unter dem Gewicht des Unglücks geſtiegen. Kaum erlangt er die Freiheit, ſo eilt er nach ſeinem Geburtsort, ſich ſeiner Johanne zu zeigen. Er erſcheint; man flieht ihn. Die dringende Noth hat endlich ſeinen Hochmuth gebeugt und ſeine Weichlichkeit überwunden — er bietet ſich den Reichen des Orts an, und will für den Taglohn dienen. Der Bauer zuckt über den ſchwachen Zärtling die

Achſel; der derbe Knochenbau ſeines handfeſten Mitbewerbers ſticht ihn bei dieſem fühlloſen Gönner aus. Er wagt einen letzten Verſuch. Ein Amt iſt noch ledig, der äußerſte verlorne Poſten des ehrlichen Namens — er meldet ſich zum Hirten des Städtchens, aber der Bauer will ſeine Schweine keinem Taugenichts anvertrauen. In allen Entwürfen getäuſcht, an allen Orten zurückgewieſen, wird er zum dritten Mal Wilddieb, und zum dritten Mal trifft ihn das Unglück, ſeinem wachſamen Feinde in die Hände zu fallen.

Der doppelte Rückfall hatte ſeine Verſchuldung erſchwert. Die Richter ſahen in das Buch der Geſetze, aber nicht einer in die Gemüthsfaſſung des Beklagten. Das Mandat gegen die Wilddiebe bedurfte einer ſolennen und exemplariſchen Genugthuung, und Wolf wurde verurtheilt, das Zeichen des Galgens auf den Rücken gebrannt, drei Jahre auf der Feſtung zu arbeiten.

Auch dieſe Periode verlief, und er ging von der Feſtung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in ſeinem Leben an; man höre ihn ſelbſt, wie er nachher gegen ſeinen geiſtlichen Beiſtand und vor Gerichte bekannt hat. „Ich betrat die Feſtung," ſagt er, „als ein Verirrter und verließ ſie als ein Lotterbube. Ich hatt noch etwas in der Welt gehabt, das mir theuer war, und mein Stolz krümmte ſich unter der Schande. Wie ich auf die Feſtung gebracht war, ſperrte man mich zu dreiundzwanzig Gefangenen ein, unter denen zwei Mörder und die übrigen alle berüchtigte Diebe und Vagabunden waren. Man verhöhnte mich, wenn ich von Gott ſprach, und ſetzte mir zu, ſchändliche Läſterungen gegen den Erlöſer zu ſagen. Man ſang mir Hurenlieder vor, die ich, ein liederlicher Bube, nicht ohne Ekel und Entſetzen hörte; aber was ich ausüben ſah, empörte meine Schamhaftigkeit noch

mehr. Kein Tag verging, wo nicht irgend ein ſchändlicher Lebenslauf wiederholt, irgend ein ſchlimmer Anſchlag geſchmiedet ward. Anfangs floh ich dieſes Volk und verkroch mich vor ihren Geſprächen, ſo gut mir's möglich war; aber ich brauchte ein Geſchöpf, und die Barbarei meiner Wächter hatte mir auch meinen Hund abgeſchlagen. Die Arbeit war hart und tyranniſch, mein Körper kränklich; ich brauchte Beiſtand, und wenn ich's aufrichtig ſagen ſoll, ich brauchte Bedaurung, und dieſe mußte ich mit dem letzten Ueberreſte meines Gewiſſens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das Abſcheulichſte, und im letzten Vierteljahr hatte ich meine Lehrmeiſter übertroffen.

„Von jetzt an lechzte ich nach dem Tage meiner Freiheit, wie ich nach Rache lechzte. Alle Menſchen hatten mich beleidigt, denn alle waren beſſer und glücklicher als ich. Ich betrachtete mich als den Märtyrer des natürlichen Rechts und als ein Schlachtopfer der Geſetze. Zähneknirſchend rieb ich meine Ketten, wenn die Sonne hinter meinem Feſtungsberg heraufkam; eine weite Ausſicht iſt zweifache Hölle für einen Gefangenen. Der freie Zugwind, der durch die Luftlöcher meines Thurmes pfiff, und die Schwalbe, die ſich auf dem eiſernen Stab meines Gitters niederließ, ſchienen mich mit ihrer Freiheit zu necken und machten mir meine Gefangenſchaft deſto gräßlicher. Damals gelobte ich unverſöhnlichen glühenden Haß Allem, was dem Menſchen gleicht, und was ich gelobte, habe ich redlich gehalten.

„Mein erſter Gedanke, ſobald ich mich frei ſah, war meine Vaterſtadt. So wenig auch für meinen künftigen Unterhalt da zu hoffen war, ſo viel verſprach ſich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopfte wilder, als der Kirchthurm von weitem aus dem Gehölze ſtieg. Es war nicht mehr das herzliche Wohlbehagen, wie ich's bei meiner erſten Wallfahrt empfunden hatte

— das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die ich dort einſt erlitten hatte, erwachte mit Einemmale aus einem ſchrecklichen Todesſchlaf; alle Wunden bluteten wieder, alle Narben gingen auf. Ich verdoppelte meine Schritte, denn es erquickte mich im voraus, meine Feinde durch meinen plötzlichen Anblick in Schrecken zu ſetzen, und ich dürſtete jetzt eben ſo ſehr nach neuer Erniedrigung, als ich damals davor gezittert hatte.

„Die Glocken läuteten zur Veſper, als ich mitten auf dem Markte ſtand. Die Gemeinde wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich ſchnell; Jedermann, der mir aufſtieß, trat ſcheu zurück. Ich hatte von jeher die kleinen Kinder ſehr lieb gehabt, und auch jetzt übermannte mich's unwillkürlich, daß ich einem Knaben, der neben mir vorbei hüpfte, einen Groſchen bot. Der Knabe ſah mich einen Augenblick ſtarr an und warf mir den Groſchen ins Geſicht. Wäre mein Blut nur etwas ruhiger geweſen, ſo hätte ich mich erinnert, daß der Bart, den ich noch von der Feſtung mitbrachte, meine Geſichtszüge bis zum Gräßlichen entſtellte — aber mein böſes Herz hatte meine Vernunft angeſteckt. Thränen, wie ich ſie nie geweint hatte, liefen über meine Backen.

„Der Knabe weiß nicht, wer ich bin, noch woher ich komme, ſagte ich halblaut zu mir ſelbſt, und doch meidet er mich wie ein ſchändliches Thier. Bin ich denn irgendwo auf der Stirn gezeichnet, oder habe ich aufgehört, einem Menſchen ähnlich zu ſehen, weil ich fühle, daß ich keinen mehr lieben kann? Die Verachtung dieſes Knaben ſchmerzte mich bitterer, als dreijähriger Galiotendienſt, denn ich hatte ihm Gutes gethan und konnte ihn keines perſönlichen Haſſes beſchuldigen.

„Ich ſetzte mich auf einen Zimmerplatz, der Kirche gegenüber; was ich eigentlich wollte, weiß ich nicht; doch ich weiß noch,

daß ich mit Erbitterung aufſtand, als von allen meinen vorübergehenden Bekannten keiner mich nur eines Grußes gewürdigt hatte, auch nicht Einer. Unwillig verließ ich meinen Standort, eine Herberge aufzuſuchen; als ich an der Ecke einer Gaſſe umlenkte, rannte ich gegen meine Johanne. „Sonnenwirth!" ſchrie ſie laut auf, und machte eine Bewegung, mich zu umarmen. „Du wieder da, lieber Sonnenwirth! Gott ſey Dank, daß du wieder kommſt!" Hunger und Elend ſprach aus ihrer Bedeckung, eine ſchändliche Krankheit aus ihrem Geſichte; ihr Anblick verkündete die verworfenſte Creatur, zu der ſie erniedrigt war. Ich ahnete ſchnell, was hier geſchehen ſeyn möchte, einige fürſtliche Dragoner, die mir eben begegnet waren, ließen mich errathen, daß Garniſon in dem Städtchen lag. „Soldatendirne!" rief ich und drehte ihr lachend den Rücken zu. Es that mir wohl, daß noch ein Geſchöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte ſie niemals geliebt.

„Meine Mutter war todt. Mit meinem kleinen Hauſe hatten ſich meine Creditoren bezahlt gemacht. Ich hatte Niemand und nichts mehr. Alle Welt floh mich, wie einen Giftigen, aber ich hatte endlich verlernt, mich zu ſchämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menſchen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf, und ergötzte mich, ſie zu verſcheuchen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenſchaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermuthete.

„Die ganze Welt ſtand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Muth verloren, es auch nur zu ſcheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich dieſe Sinnesart aufgezwungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war, die

Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anſpruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Erniedrigung erlebt, ſo hätte ich mich ſelber entleiben müſſen.

„Was ich nunmehr eigentlich beſchloſſen hatte, war mir ſelber noch unbekannt. Ich wollte Böſes thun, ſo viel erinnerte ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schickſal verdienen. Die Geſetze, meinte ich, wären Wohlthaten für die Welt, alſo faßte ich den Vorſatz, ſie zu verletzen: ehemals hatte ich aus Nothwendigkeit und Leichtſinn geſündigt, jetzt that ich's aus freier Wahl zu meinem Vergnügen.

„Mein Erſtes war, daß ich mein Wildſchießen fortſetzte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenſchaft geworden, und außerdem mußte ich ja leben. Aber dieß war es nicht allein; es kitzelte mich, das fürſtliche Edict zu verhöhnen und meinem Landesherrn nach allen Kräften zu ſchaden. Ergriffen zu werden, beſorgte ich nicht mehr, denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entdecker bereit, und das wußte ich, daß mein Schuß ſeinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, das mir aufſtieß, nur weniges machte ich auf der Gränze zu Gelde, das meiſte ließ ich verweſen. Ich lebte kümmerlich, um nur den Aufwand an Blei und Pulver zu beſtreiten. Meine Verheerungen in der großen Jagd wurden ruchtbar, aber mich drückte kein Verdacht mehr. Mein Anblick löſchte ihn aus. Mein Name war vergeſſen.

„Dieſe Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchſtrichen, die Fährte eines Hirſches zu verfolgen. Zwei Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet, und ſchon fing ich an, meine Beute verloren zu geben, als ich ſie auf einmal in ſchußgerechter Entfernung entdeckte. Ich will anſchlagen und abdrücken — aber plötzlich erſchreckt mich der Anblick eines Hutes, der wenige

Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forſche genauer, und erkenne den Jäger Robert, der hinter dem dicken Stamme einer Eiche auf eben das Wild anſchlägt, dem ich den Schuß beſtimmt hatte. Eine tödtliche Kälte fährt bei dieſem Anblick durch meine Gebeine. Juſt das war der Menſch, den ich unter allen lebendigen Dingen am gräßlichſten haßte, und dieſer Menſch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. In dieſem Augenblick dünkte mich's, als ob die ganze Welt in meinem Flintenſchuß läge, und der Haß meines ganzen Lebens in die einzige Fingerſpitze ſich zuſammendrängte, womit ich den mörderiſchen Druck thun ſollte. Eine unſichtbare, fürchterliche Hand ſchwebte über mir, der Stundenweiſer meines Schickſals zeigte unwiderruflich auf dieſe ſchwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Flinte die ſchreckliche Wahl erlaubte — meine Zähne ſchlugen zuſammen wie im Fieberfroſt, und der Odem ſperrte ſich erſtickend in meiner Lunge. Eine Minute lang blieb der Lauf meiner Flinte ungewiß zwiſchen dem Menſchen und dem Hirſch mitten inne ſchwanken — eine Minute — und noch eine — und wieder eine. Rache und Gewiſſen rangen hartnäckig und zweifelhaft, aber die Rache gewann's, und der Jäger lag todt am Boden.

„Mein Gewehr fiel mit dem Schuſſe . . . . . . Mörder . . . . ſtammelte ich langſam — der Wald war ſtill wie ein Kirchhof — ich hörte deutlich, daß ich Mörder ſagte. Als ich näher ſchlich, ſtarb der Mann. Lange ſtand ich ſprachlos vor dem Todten, ein helles Gelächter endlich machte mir Luft. „Wirſt du jetzt reinen Mund halten, guter Freund!" ſagte ich und trat keck hin, indem ich zugleich das Geſicht des Ermordeten auswärts kehrte. Die Augen ſtanden ihm weit auf. Ich wurde ernſthaft und ſchwieg plötzlich wieder ſtille. Es fing mir an, ſeltſam zu werden.

„Bis hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gefrevelt; jetzt war etwas geſchehen, wofür ich noch nicht gebüßt hatte. Eine Stunde vorher, glaube ich, hätte mich kein Menſch überredet, daß es noch etwas Schlechteres, als mich, unter dem Himmel gebe; jetzt fing ich an zu muthmaßen, daß ich vor einer Stunde wohl gar zu beneiden war.

„Gottes Gerichte fielen mir nicht ein — wohl aber eine, ich weiß nicht welche? verwirrte Erinnerung an Strang und Schwert, und die Execution einer Kindermörderin, die ich als Schuljunge mit angeſehen hatte. Etwas ganz beſonders Schreckbares lag für mich in dem Gedanken, daß von jetzt an mein Leben verwirkt ſey. Auf Mehreres beſinne ich mich nicht mehr. Ich wünſchte gleich darauf, daß er noch lebte. Ich that mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Böſe zu erinnern, das mir der Todte im Leben zugefügt hatte, aber ſonderbar! mein Gedächtniß war wie ausgeſtorben. Ich konnte nichts mehr von allem dem hervorrufen, was mich vor einer Viertelſtunde zum Raſen gebracht hatte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieſer Mordthat gekommen war.

„Noch ſtand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen einiger Peitſchen, und das Geknarre von Frachtwagen, die durchs Holz fuhren, brachte mich zu mir ſelbſt. Es war kaum eine Viertelmeile abſeits der Heerſtraße, wo die That geſchehen war. Ich mußte auf meine Sicherheit denken.

„Unwillkürlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, daß der Entleibte ſonſt eine Taſchenuhr beſeſſen hätte. Ich brauchte Geld, um die Gränze zu erreichen — und doch fehlte mir der Muth, nach dem Platze umzuwenden, wo der Todte lag. Hier erſchreckte mich ein Gedanke an den Teufel und an eine Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zuſammen; entſchloſſen, es mit der ganzen

Hölle aufzunehmen, ging ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Börſe noch etwas Weniges über einen Thaler an Gelde. Eben, da ich Beides zu mir ſtecken wollte, hielt ich plötzlich ein und überlegte. Es war keine Anwandlung von Scham, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergrößern — Trotz, glaube ich, war es, daß ich die Uhr wieder von mir warf, und von dem Gelde nur die Hälfte behielt. Ich wollte für einen perſönlichen Feind des Erſchoſſenen, aber nicht für ſeinen Räuber gehalten ſeyn.

„Jetzt floh ich waldeinwärts. Ich wußte, daß das Holz ſich vier deutſche Meilen nordwärts erſtreckte, und dort an die Gränzen des Landes ſtieß. Bis zum hohen Mittage lief ich athemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewiſſensangſt zerſtreut; aber ſie kam ſchrecklicher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tauſend gräßliche Geſtalten gingen an mir vorüber, und ſchlugen wie ſchneidende Meſſer in meine Bruſt. Zwiſchen einem Leben voll raſtloſer Todesfurcht und einer gewaltſamen Entleibung war mir jetzt eine ſchreckliche Wahl gelaſſen, und ich mußte wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbſtmord aus der Welt zu gehen, und entſetzte mich vor der Ausſicht, darin zu bleiben. Geklemmt zwiſchen die gewiſſen Qualen des Lebens und die ungewiſſen Schrecken der Ewigkeit, gleich unfähig zu leben und zu ſterben, brachte ich die ſechste Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde, vollgepreßt von Qualen, wovon noch kein lebendiger Menſch zu erzählen weiß.

„In mich gekehrt und langſam, ohne mein Wiſſen den Hut tief ins Geſicht gedrückt, als ob mich dieß vor dem Auge der lebloſen Natur hätte unkenntlich machen können, hatte ich unvermerkt einen ſchmalen Fußſteig verfolgt, der mich durch das

dunkelſte Dickicht führte — als plötzlich eine rauhe befehlende Stimme vor mir her: „Halt!“ rufte. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerſtreuung und der heruntergedrückte Hut hatten mich verhindert, um mich herumzuſchauen. Ich ſchlug die Augen auf und ſah einen wilden Mann auf mich zukommen, der eine große knotige Keule trug. Seine Figur ging ins Rieſenmäßige — meine erſte Beſtürzung wenigſtens hatte mich dieß glauben gemacht — und die Farbe ſeiner Haut war von einer gelben Mulattenſchwärze, woraus das Weiße eines ſchielenden Auges bis zum Graſſen hervortrat. Er hatte, ſtatt eines Gurts, ein dickes Seil zweifach um einen grünen wollenen Rock geſchlagen, worin ein breites Schlachtmeſſer bei einer Piſtole ſtack. Der Ruf wurde wiederholt, und ein kräftiger Arm hielt mich feſt. Der Laut eines Menſchen hatte mich in Schrecken gejagt, aber der Anblick eines Böſewichts gab mir Herz. In der Lage, worin ich jetzt war, hatte ich Urſache vor jedem redlichen Manne, aber keine mehr, vor einem Räuber zu zittern.

„Wer da?“ ſagte dieſe Erſcheinung.

„Deinesgleichen,“ war meine Antwort, „wenn du der wirklich biſt, dem du gleich ſiehſt!“

„Dahinaus geht der Weg nicht. Was haſt du hier zu ſuchen?“

„Was haſt du hier zu fragen?“ verſetzte ich trotzig.

„Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuß bis zum Wirbel. Es ſchien, als ob er meine Figur gegen die ſeinige und meine Antwort gegen meine Figur halten wollte — ‚Du ſprichſt brutal, wie ein Bettler,“ ſagte er endlich.

„Das mag ſeyn. Ich bin's noch geſtern geweſen.“

„Der Mann lachte. „Man ſollte darauf ſchwören.‘ rief er, „du wollteſt auch noch jetzt für nichts Beſſeres gelten.“

„Für etwas Schlechteres alſo“ — Ich wollte weiter

„Sachte, Freund! Was jagt dich denn ſo? Was haſt du für Zeit zu verlieren?“

„Ich beſann mich einen Augenblick. Ich weiß nicht, wie mir das Wort auf die Zunge kam, „das Leben iſt kurz,“ ſagte ich langſam, „und die Hölle währt ewig.“

„Er ſah mich ſtier an. „Ich will verdammt ſeyn,“ ſagte er endlich, „oder du biſt irgend an einem Galgen hart vorbeigeſtreift.“

„Das mag wohl noch kommen. Alſo auf Wiederſehen, Camerad!“

„Topp, Camerade!“ ſchrie er, indem er eine zinnerne Flaſche aus ſeiner Jagdtaſche hervorlangte, einen kräftigen Schluck daraus that, und mir ſie reichte. Flucht und Beängſtigung hatten meine Kräfte aufgezehrt, und dieſen ganzen entſetzlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich, in dieſer Waldgegend zu verſchmachten, wo auf drei Meilen in der Runde kein Labſal für mich zu hoffen war. Man urtheile, wie froh ich auf dieſe angebotene Geſundheit Beſcheid that. Neue Kraft floß mit dieſem Erquicktrunk in meine Gebeine und friſcher Muth in mein Herz, und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fing an zu glauben, daß ich doch wohl nicht ganz elend wäre; ſo viel konnte dieſer willkommene Trank. Ja, ich bekenne es, mein Zuſtand gränzte wieder an einen glücklichen, denn endlich, nach tauſend fehlgeſchlagenen Hoffnungen, hatte ich eine Creatur gefunden, die mir ähnlich ſchien. In dem Zuſtand, worein ich verſunken war, hätte ich mit dem hölliſchen Geiſte Cameradſchaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben.

„Der Mann hatte ſich aufs Gras hingeſtreckt, ich that ein Gleiches.

„Dein Trunk hat mir wohlgethan!“ ſagte ich. „Wir müſſen bekannter werden.“

„Er ſchlug Feuer, ſeine Pfeife zu zünden.

„Treibſt du das Handwerk ſchon lange?“

„Er ſah mich feſt an. „Was willſt du damit ſagen?“

„War das ſchon oft blutig?“ Ich zog das Meſſer aus ſeinem Gürtel.

„Wer biſt du?“ ſagte er ſchrecklich, und legte die Pfeife von ſich.

„Ein Mörder, wie du — aber nur erſt ein Anfänger.“

„Der Menſch ſah mich ſteif an und nahm ſeine Pfeife wieder.

„Du biſt nicht hier zu Hauſe?“ ſagte er endlich.

„Drei Meilen von hier. Der Sonnenwirth in L..., wenn du von mir gehört haſt.“

Der Mann ſprang auf, wie ein Beſeſſener. „Der Wildſchütze Wolf?“ ſchrie er haſtig.

„Der nämliche.“

„Willkommen, Camerad! Willkommen!“ rief er und ſchüttelte mir kräftig die Hände. „Das iſt brav, daß ich dich endlich habe, Sonnenwirth! Jahr und Tag ſchon ſinn' ich darauf, dich zu kriegen. Ich kenne dich recht gut. Ich weiß um Alles. Ich habe lange auf dich gerechnet.“

„Auf mich gerechnet? Wozu denn?“

„Die ganze Gegend iſt voll von dir. Du haſt Feinde, ein Amtmann hat dich gedrückt, Wolf! Man hat dich zu Grunde gerichtet, himmelſchreiend iſt man mit dir umgegangen.“

„Der Mann wurde hitzig — „Weil du ein paar Schweine geſchoſſen haſt, die der Fürſt auf unſern Aeckern und Feldern füttert, haben ſie dich Jahre lang im Zuchthauſe und auf der Feſtung herumgezogen, haben ſie dich um Haus und Wirth-

ſchaft beſtohlen, haben ſie dich zum Bettler gemacht. Iſt es dahin gekommen, Bruder, daß der Menſch nicht mehr gelten ſoll, als ein Haſe? Sind wir nicht beſſer, als das Vieh auf dem Felde? — Und ein Kerl, wie du, konnte das dulden?"

„Konnt' ich's ändern?"

„Das werden wir ja wohl ſehen. Aber ſage mir doch, woher kommſt du denn jetzt und was führſt du im Schilde?"

„Ich erzählte ihm meine ganze Geſchichte. Der Mann, ohne abzuwarten, bis ich zu Ende war, ſprang mit froher Ungeduld auf und mich zog er nach. „Komm, Bruder Sonnenwirth," ſagte er, „jetzt biſt du reif, jetzt hab' ich dich, wo ich dich brauchte. Ich werde Ehre mit dir einlegen. Folge mir!"

„Wo willſt du mich hinführen?"

„Frage nicht lange. Folge!" — Er ſchleppte mich mit Gewalt fort.

„Wir waren eine kleine Viertelmeile gegangen. Der Wald wurde immer abſchüſſiger, unwegſamer und wilder, keiner von uns ſprach ein Wort, bis mich endlich die Pfeife meines Führers aus meinen Betrachtungen aufſchreckte. Ich ſchlug die Augen auf, wir ſtanden am ſchroffen Abſturz eines Felſen, der ſich in eine tiefe Kluft hinunterbückte. Eine zweite Pfeife antwortete aus dem innerſten Bauche des Felſens, und eine Leiter kam, wie von ſich ſelbſt, langſam aus der Tiefe geſtiegen. Mein Führer kletterte zuerſt hinunter, mich hieß er warten, bis er wieder käme. Erſt muß ich den Hund an Ketten legen laſſen, ſetzte er hinzu, du biſt hier fremd, die Beſtie würde dich zerreißen. Damit ging er.

„Jetzt ſtand ich allein vor dem Abgrund, und ich wußte recht gut, daß ich allein war. Die Unvorſichtigkeit meines Führers entging meiner Aufmerkſamkeit nicht. Es hätte mir nur einen beherzten Entſchluß gekoſtet, die Leiter heraufzuziehen, ſo war ich

frei, und meine Flucht war geſichert. Ich geſtehe, daß ich das einſah. Ich ſah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen ſollte; es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlöſung mehr iſt. Mir fing an, vor der Laufbahn zu ſchaudern, die ich nunmehr betreten wollte; nur eine ſchnelle Flucht konnte mich retten. Ich beſchließe dieſe Flucht — ſchon ſtreckte ich den Arm nach der Leiter aus — aber auf einmal donnert's in meinen Ohren, es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle: „Was hat ein Mörder zu wagen?“ — und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Reue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgethürmt, wie ein Fels, und ſperrte meine Rückkehr auf ewig. Zugleich erſchien auch mein Führer wieder und kündigte mir an, daß ich kommen ſolle. Jetzt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter.

„Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, ſo erweiterte ſich der Grund und einige Hütten wurden ſichtbar. Mitten zwiſchen dieſen öffnete ſich ein runder Raſenplatz, auf welchem ſich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menſchen um ein Kohlfeuer gelagert hatte. „Hier, Cameraden,“ ſagte mein Führer und ſtellte mich mitten in den Kreis; „unſer Sonnenwirth! heißt ihn willkommen!“

„Sonnenwirth!“ ſchrie Alles zugleich, und Alles fuhr auf und drängte ſich um mich her, Männer und Weiber. Soll ich's geſtehen? Die Freude war ungeheuchelt und herzlich. Vertrauen, Achtung ſogar erſchien auf jedem Geſichte; dieſer drückte mir die Hand, jener ſchüttelte mich vertraulich am Kleide, der ganze Auftritt war wie das Wiederſehen eines alten Bekannten, der einem werth iſt. Meine Ankunft hatte den Schmaus unterbrochen, der eben anfangen ſollte. Man ſetzte ihn ſogleich fort und nöthigte mich, den Willkomm zu trinken.

Wildpret aller Art war die Mahlzeit, und die Weinflaſche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar. Wohlleben und Einigkeit ſchien die ganze Bande zu beſeelen, und Alles wetteiferte, ſeine Freude über mich zügelloſer an den Tag zu legen.

„Man hatte mich zwiſchen zwei Weibsperſonen ſitzen laſſen, welches der Ehrenplatz an der Tafel war. Ich erwartete den Auswurf ihres Geſchlechts, aber wie groß war meine Verwunderung, als ich unter dieſer ſchändlichen Rotte die ſchönſten weiblichen Geſtalten entdeckte, die mir jemals vor Augen gekommen. Margarethe, die älteſte und ſchönſte von beiden, ließ ſich Jungfer nennen, und konnte kaum fünfundzwanzig ſeyn. Sie ſprach ſehr frech, und ihre Gebärden ſagten noch mehr. Marie, die jüngere, war verheirathet, aber einem Mann entlaufen, der ſie mißhandelt hatte. Sie war feiner gebildet, ſah aber blaß aus und ſchmächtig, und fiel weniger ins Auge, als ihre feurige Nachbarin. Beide Weiber eiferten auf einander, meine Begierden zu entzünden; die ſchöne Margarethe kam meiner Blödigkeit durch freche Scherze zuvor, aber das ganze Weib war mir zuwider, und mein Herz hatte die ſchüchterne Marie auf immer gefangen.

„Du ſiehſt, Bruder Sonnenwirth," fing der Mann jetzt an, der mich hergebracht hatte, „du ſiehſt, wie wir untereinander leben, und jeder Tag iſt dem heutigen gleich. Nicht wahr, Cameraden?"

„Jeder Tag, wie der heutige!" wiederholte die ganze Bande.

„Kannſt du dich alſo entſchließen, an unſerer Lebensart Gefallen zu finden, ſo ſchlag' ein und ſey unſer Anführer. Bis jetzt bin ich es geweſen, aber dir will ich weichen. Seyd ihr's zufrieden, Cameraden?"

„Ein fröhliches „Ja!" antwortete aus allen Kehlen.

„Mein Kopf glühte, mein Gehirn war betäubt, von Wein

und Begierden ſiedete mein Blut. Die Welt hatte mich ausgeworfen, wie einen Verpeſteten — hier fand ich brüderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehre. Welche Wahl ich auch treffen wollte, ſo erwartete mich Tod; hier aber konnte ich wenigſtens mein Leben für einen höhern Preis verkaufen. Wolluſt war meine wüthendſte Neigung; das andere Geſchlecht hatte mir bis jetzt nur Verachtung bewieſen, hier erwarteten mich Gunſt und zügelloſe Vergnügungen. Mein Entſchluß koſtete mir wenig. „Ich bleibe bei euch, Cameraden," rief ich laut mit Entſchloſſenheit und trat mitten unter die Bande; „ich bleibe bei euch," rief ich nochmals, „wenn ihr mir meine ſchöne Nachbarin abtretet!" — Alle kamen überein, mein Verlangen zu bewilligen, ich war erklärter Eigenthümer einer H*** und das Haupt einer Diebesbande."

Den folgenden Theil der Geſchichte übergehe ich ganz; das bloß Abſcheuliche hat nichts Unterrichtendes für den Leſer. Ein Unglücklicher, der bis zu dieſer Tiefe herunterſank, mußte ſich endlich Alles erlauben, was die Menſchheit empört — aber einen zweiten Mord beging er nicht mehr, wie er ſelbſt auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieſes Menſchen verbreitete ſich in kurzem durch die ganze Provinz. Die Landſtraßen wurden unſicher, nächtliche Einbrüche beunruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirths wurde der Schrecken des Landvolks, die Gerechtigkeit ſuchte ihn auf, und eine Prämie wurde auf ſeinen Kopf geſetzt. Er war ſo glücklich, jeden Anſchlag auf ſeine Freiheit zu vereiteln und verſchlagen genug, den Aberglauben des wunderſüchtigen Bauern zu ſeiner Sicherheit zu benutzen. Seine Gehülfen mußten ausſprengen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht und könne hexen. Der Diſtrict, auf welchem er ſeine Rolle ſpielte, gehörte damals noch weniger als jetzt zu

den aufgeklärten Deutſchlands; man glaubte dieſem Gerüchte, und ſeine Perſon war geſichert. Niemand zeigte Luſt, mit dem gefährlichen Kerl anzubinden, dem der Teufel zu Dienſten ſtünde.

Ein Jahr ſchon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfing ihm unerträglich zu werden. Die Rotte, an deren Spitze er ſich geſtellt hatte, erfüllte ſeine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführeriſche Außenſeite hatte ihn damals im Taumel des Weines geblendet; jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abſcheulich er hintergangen worden. Hunger und Mangel traten an die Stelle des Ueberfluſſes, womit man ihn eingewiegt hatte; ſehr oft mußte er ſein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu ſchützen. Das Schattenbild jener brüderlichen Eintracht verſchwand; Neid, Argwohn und Eiferſucht wütheten im Innern dieſer verworfenen Bande. Die Gerechtigkeit hatte demjenigen, der ihn lebendig ausliefern würde, Belohnung, und, wenn es ein Mitſchuldiger wäre, noch eine feierliche Begnadigung zugeſagt — eine mächtige Verſuchung für den Auswurf der Erde! Der Unglückliche kannte ſeine Gefahr. Die Redlichkeit derjenigen, die Menſchen und Gott verriethen, war ein ſchlechtes Unterpfand ſeines Lebens. Sein Schlaf war von jetzt an dahin; ewige Todesangſt zerfraß ſeine Ruhe; das gräßliche Geſpenſt des Argwohns raſſelte hinter ihm, wo er hinfloh, peinigte ihn, wenn er wachte, bettete ſich neben ihm, wenn er ſchlafen ging, und ſchreckte ihn in entſetzlichen Träumen. Das verſtummte Gewiſſen gewann zugleich ſeine Sprache wieder, und die ſchlafende Natter der Reue wachte bei dieſem allgemeinen Sturme ſeines Buſens auf. Sein ganzer Haß wandte ſich jetzt von der Menſchheit und kehrte ſeine ſchreckliche Schneide gegen ihn ſelber. Er vergab jetzt der ganzen Natur, und fand Niemand, als ſich allein zu verfluchen.

Das Laſter hatte ſeinen Unterricht an dem Unglücklichen vollendet; ſein natürlich guter Verſtand ſiegte endlich über die traurige Täuſchung. Jetzt fühlte er, wie tief er gefallen war, ruhigere Schwermuth trat an die Stelle knirſchender Verzweiflung. Er wünſchte mit Thränen die Vergangenheit zurück; jetzt wußte er gewiß, daß er ſie ganz anders wiederholen würde. Er fing an zu hoffen, daß er noch rechtſchaffen werden dürfe, weil er bei ſich empfand, daß er es könne. Auf dem höchſten Gipfel ſeiner Verſchlimmerung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor ſeinem erſten Fehltritt geweſen war.

Um eben dieſe Zeit war der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen, und die Werbungen gingen ſtark. Der Unglückliche ſchöpfte Hoffnung von dieſem Umſtand, und ſchrieb einen Brief an ſeinen Landesherrn, den ich auszugsweiſe hier einrücke:

„Wenn Ihre fürſtliche Huld ſich nicht ekelt, bis zu mir herunter zu ſteigen, wenn Verbrecher meiner Art nicht außerhalb Ihrer Erbarmung liegen, ſo gönnen Sie mir Gehör, durchlauchtigſter Oberherr! Ich bin Mörder und Dieb, das Geſetz verdammt mich zum Tode, die Gerichte ſuchen mich auf — und ich biete mich an, mich freiwillig zu ſtellen. Aber ich bringe zugleich eine ſeltſame Bitte vor Ihren Thron. Ich verabſcheue mein Leben und fürchte den Tod nicht, aber ſchrecklich iſt mir's zu ſterben, ohne gelebt zu haben. Ich möchte leben, um einen Theil des Vergangenen gut zu machen; ich möchte leben, um den Staat zu verſöhnen, den ich beleidigt habe. Meine Hinrichtung wird ein Beiſpiel ſeyn für die Welt, aber kein Erſatz meiner Thaten. Ich haſſe das Laſter und ſehne mich feurig nach Rechtſchaffenheit und Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Vaterlande furchtbar zu werden; ich hoffe, daß mir noch einige übrig geblieben ſind, ihm zu nützen.

„Ich weiß, daß ich etwas Unerhörtes begehre. Mein Leben iſt verwirkt, mir ſteht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erſcheine nicht in Ketten und Banden vor Ihnen — noch bin ich frei — und meine Furcht hat den kleinſten Antheil an meiner Bitte.

„Es iſt Gnade, um was ich flehe. Einen Anſpruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr geltend zu machen. — Doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urtheilſpruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Wäre mir damals die Billigkeit minder verſagt worden, ſo würde ich jetzt vielleicht keiner Gnade bedürfen.

„Laſſen Sie Gnade für Recht ergehen, mein Fürſt! Wenn es in Ihrer fürſtlichen Macht ſteht, das Geſetz für mich zu erbitten, ſo ſchenken Sie mir das Leben. Es ſoll Ihrem Dienſte von nun an gewidmet ſeyn. Wenn Sie es können, ſo laſſen Sie mich Ihren gnädigſten Willen aus öffentlichen Blättern vernehmen, und ich werde mich auf Ihr fürſtliches Wort in der Hauptſtadt ſtellen. Haben Sie es anders mit mir beſchloſſen, ſo thue die Gerechtigkeit denn das Ihrige, ich muß das Meinige thun.“

Dieſe Bittſchrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zweite und dritte, worin der Supplicant um eine Reiterſtelle im Dienſte des Fürſten bat. Seine Hoffnung zu einem Pardon erloſch gänzlich, er faßte alſo den Entſchluß, aus dem Lande zu fliehen, und im Dienſte des Königs von Preußen als ein braver Soldat zu ſterben.

Er entwiſchte glücklich ſeiner Bande und trat dieſe Reiſe an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landſtadt, wo er übernachten wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geſchärftere Mandate zu ſtrenger Unterſuchung der Rei-

ſenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürſt, im Kriege Partei genommen hatte. Einen ſolchen Befehl hatte auch der Thorſchreiber dieſes Städtchens, der auf einer Bank vor dem Schlage ſaß, als der Sonnenwirth geritten kam. Der Aufzug dieſes Mannes hatte etwas Poſſierliches, und zugleich etwas Schreckliches und Wildes. Der hagre Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl ſeiner Kleidungsſtücke, wobei wahrſcheinlich weniger ſein Geſchmack, als die Chronologie ſeiner Entwendungen zu Rathe gezogen war, contraſtirte ſeltſam genug mit einem Geſicht, worauf ſo viele wüthende Affecte, gleich den verſtümmelten Leichen auf einem Wahlplatz, verbreitet lagen. Der Thorſchreiber ſtutzte beim Anblick dieſes ſeltſamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigjährige Amtsführung hatte in ihm einen unfehlbaren Phyſiognomen aller Landſtreicher erzogen. Der Falkenblick dieſes Spürers verfehlte auch hier ſeinen Mann nicht. Er ſperrte ſogleich das Stadtthor und forderte dem Reiter den Paß ab, indem er ſich ſeines Zügels verſicherte. Wolf war auf Fälle dieſer Art vorbereitet, und führte auch wirklich einen Paß bei ſich, den er unlängſt von einem geplünderten Kaufmann erbeutet hatte. Aber dieſes einzelne Zeugniß war nicht genug, eine vierzigjährige Obſervanz umzuſtoßen und das Orakel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Thorſchreiber glaubte ſeinen Augen mehr als dieſem Papiere, und Wolf war genöthigt, ihm nach dem Amthauſe zu folgen.

Der Oberamtmann des Orts unterſuchte den Paß und erklärte ihn für richtig. Er war ein ſtarker Anbeter der Neuigkeit und liebte beſonders, bei einer Bouteille über die Zeitung zu plaudern. Der Paß ſagte ihm, daß der Beſitzer geradesweges aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplatz des Krieges war. Er hoffte Privatnachrichten aus dem Fremden

herauszulocken und ſchickte einen Secretär mit dem Paß zurück, ihn auf eine Flaſche Wein einzuladen.

Unterdeſſen hält der Sonnenwirth vor dem Amthauſe; das lächerliche Schauſpiel hat den Janhagel des Städtchens ſchaarenweiſe um ihn her verſammelt. Man murmelt ſich in die Ohren, deutet wechſelsweiſe auf das Roß und den Reiter; der Muthwille des Pöbels ſteigt endlich bis zu einem lauten Tumult. Unglücklicherweiſe war das Pferd, worauf jetzt Alles mit Fingern wies, ein geraubtes; er bildet ſich ein, das Pferd ſey in Steckbriefen beſchrieben und erkannt. Die unerwartete Gaſtfreundlichkeit des Ober-Amtmanns vollendet ſeinen Verdacht. Jetzt hält er's für ausgemacht, daß die Betrügerei ſeines Paſſes verrathen und dieſe Einladung nur die Schlinge ſey, ihn lebendig und ohne Widerſetzung zu fangen. Böſes Gewiſſen macht ihn zum Dummkopf, er gibt ſeinem Pferde die Sporen und rennt davon, ohne Antwort zu geben.

Dieſe plötzliche Flucht iſt die Loſung zum Aufſtand.

„Ein Spitzbube!“ ruft Alles, und Alles ſtürzt hinter ihm her. Dem Reiter gilt es um Leben und Tod, er hat ſchon den Vorſprung, ſeine Verfolger keuchen athemlos nach, er iſt ſeiner Rettung nahe — aber eine ſchwere Hand drückt unſichtbar gegen ihn, die Uhr ſeines Schickſals iſt abgelaufen, die unerbittliche Nemeſis hält ihren Schuldner an. Die Gaſſe, der er ſich anvertraute, endigt in einem Sack, er muß rückwärts gegen ſeine Verfolger umwenden.

Der Lärm dieſer Begebenheit hat unterdeſſen das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht, Haufen ſammeln ſich zu Haufen, alle Gaſſen ſind geſperrt, ein Heer von Feinden kommt im Anmarſch gegen ihn her. Er zeigt eine Piſtole, das Volk weicht, er will ſich mit Macht einen Weg durchs Gedränge bahnen. „Dieſer Schuß,“ ruft er, „ſoll dem Toll-

kühnen, der mich halten will —" Die Furcht gebietet eine allgemeine Pauſe — ein beherzter Schloſſergeſelle endlich fällt ihm von hinten her in den Arm und faßt den Finger, womit der Raſende eben losdrücken will, und drückt ihn aus dem Gelenke. Die Piſtole fällt, der wehrloſe Mann wird vom Pferde herabgeriſſen, und im Triumphe nach dem Amthauſe zurück geſchleppt.

„Wer ſeyd Ihr?" fragt der Richter mit ziemlich brutalem Ton.

„Ein Mann, der entſchloſſen iſt, auf keine Frage zu antworten, bis man ſie höflicher einrichtet."

„Wer ſind Sie?"

„Für was ich mich ausgab. Ich habe ganz Deutſchland durchreist, und die Unverſchämtheit nirgends, als hier, zu Hauſe gefunden."

„Ihre ſchnelle Flucht macht Sie ſehr verdächtig. Warum flohen Sie?"

„Weil ich's müde war, der Spott Ihres Pöbels zu ſeyn."

„Sie drohten, Feuer zu geben."

„Meine Piſtole war nicht geladen." Man unterſuchte das Gewehr, es war keine Kugel darin.

„Warum führen Sie heimliche Waffen bei ſich?"

„Weil ich Sachen von Werth bei mir trage, und weil man mich vor einem gewiſſen Sonnenwirth gewarnt hat, der in dieſen Gegenden ſtreifen ſoll."

„Ihre Antworten beweiſen ſehr viel für Ihre Dreiſtigkeit, aber nichts für Ihre gute Sache. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen, ob Sie mir die Wahrheit entdecken wollen."

„Ich werde bei meiner Ausſage bleiben."

„Man führe ihn nach dem Thurm."

„Nach dem Thurm? — Herr Ober-Amtmann, ich hoffe,

es gibt noch Gerechtigkeit in dieſem Lande. Ich werde Genugthuung fordern.“

„Ich werde ſie Ihnen geben, ſobald Sie gerechtfertigt ſind.“

Den Morgen darauf überlegte der Ober-Amtmann, der Fremde möchte doch wohl unſchuldig ſeyn; die befehlshaberiſche Sprache würde nichts über ſeinen Starrſinn vermögen, es wäre vielleicht beſſer gethan, ihm mit Anſtand und Mäßigung zu begegnen. Er verſammelte die Geſchwornen des Orts und ließ den Gefangenen vorführen.

„Verzeihen Sie es der erſten Aufwallung, mein Herr, wenn ich Sie geſtern etwas hart anließ.“

„Sehr gern, wenn Sie mich ſo faſſen.“

„Unſere Geſetze ſind ſtreng, und Ihre Begebenheit machte Lärm. Ich kann Sie nicht frei geben, ohne meine Pflicht zu verletzen. Der Schein iſt gegen Sie. Ich wünſchte, Sie ſagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte.

„Wenn ich nun nichts wüßte?“

„So muß ich den Vorfall an die Regierung berichten, und Sie bleiben ſo lange in feſter Verwahrung.“

„Und dann?“

„Dann laufen Sie Gefahr, als ein Landſtreicher über die Gränze gepeitſcht zu werden, oder wenn's gnädig geht, unter die Werber zu fallen.“

Er ſchwieg einige Minuten, und ſchien einen heftigen Kampf zu kämpfen; dann drehte er ſich raſch zu dem Richter.

„Kann ich auf eine Viertelſtunde mit Ihnen allein ſeyn?“

Die Geſchwornen ſahen ſich zweideutig an, entfernten ſich aber auf einen gebietenden Wink ihres Herrn.

„Nun, was verlangen Sie?“

„Ihr geſtriges Betragen, Herr Ober-Amtmann, hätte mich

nimmermehr zu einem Geſtändniß gebracht, denn ich trotze der Gewalt. Die Beſcheidenheit, womit Sie mich heute behandeln, hat mir Vertrauen und Achtung gegen Sie gegeben. Ich glaube, daß Sie ein edler Mann ſind."

„Was haben Sie mir zu ſagen?"

„Ich ſehe, daß Sie ein edler Mann ſind. Ich habe mir längſt einen Mann gewünſcht, wie Sie. Erlauben Sie mir Ihre rechte Hand."

„Wo will das hinaus?"

„Dieſer Kopf iſt grau und ehrwürdig. Sie ſind lange in der Welt geweſen — haben der Leiden wohl viele gehabt — Nicht wahr? und ſind menſchlicher worden."

„Mein Herr — Wozu ſoll das?"

„Sie ſtehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, bald — bald brauchen Sie Barmherzigkeit bei Gott. Sie werden ſie Menſchen nicht verſagen — — Ahnen Sie nichts? Mit wem glauben Sie, daß Sie reden?"

„Was iſt das? Sie erſchrecken mich."

„Ahnen Sie noch nicht — Schreiben Sie es Ihrem Fürſten, wie Sie mich fanden, und daß ich ſelbſt aus freier Wahl mein Verräther war — daß ihm Gott einmal gnädig ſeyn werde, wie er jetzt mir es ſeyn wird — Bitten Sie für mich, alter Mann, und laſſen Sie dann auf Ihren Bericht eine Thräne fallen: ich bin der Sonnenwirth."

Spiel des Schickſals.

Ein Bruchſtück aus einer wahren Geſchichte.

Aloyſius von G*** war der Sohn eines Bürgerlichen von Stande in ***ſchen Dienſten, und die Keime ſeines glücklichen Genie's wurden durch eine liberale Erziehung frühzeitig entwickelt. Noch ſehr jung, aber mit gründlichen Kenntniſſen verſehen, trat er in Militärdienſte bei ſeinem Landesherrn, dem er als ein junger Mann von großen Verdienſten und noch größeren Hoffnungen nicht lange verborgen blieb. G*** war in vollem Feuer der Jugend, der Fürſt war es auch; G*** war raſch, unternehmend; der Fürſt, der es auch war, liebte ſolche Charaktere. Durch eine reiche Ader von Witz und eine Fülle von Wiſſenſchaft wußte G*** ſeinen Umgang zu beſeelen, jeden Cirkel, in den er ſich miſchte, durch eine immer gleiche Jovialität aufzuheitern, und über Alles, was ſich ihm darbot, Reiz und Leben auszugießen; und der Fürſt verſtand ſich darauf, Tugenden zu ſchätzen, die er in einem hohen Grade ſelbſt beſaß. Alles, was er unternahm, ſeine Spielereien ſelbſt, hatten einen Anſtrich von Größe; Hinderniſſe ſchreckten ihn nicht, und kein Fehlſchlag konnte ſeine Beharrlichkeit beſiegen. Den Werth dieſer Eigenſchaften erhöhte eine empfehlende Geſtalt, das volle Bild blühender Geſundheit und herculiſcher Stärke, durch das beredte Spiel eines regen Geiſtes beſeelt; im Blick, Gang und Weſen eine anerſchaffene natürliche Majeſtät, durch eine edle Beſcheidenheit gemildert. War der Prinz von

dem Geiſte ſeines jungen Geſellſchafters bezaubert, ſo riß dieſe verführeriſche Außenſeite ſeine Sinnlichkeit unwiderſtehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonie der Neigungen und der Charaktere ſtifteten in kurzem ein Verhältniß zwiſchen Beiden, das alle Stärke von der Freundſchaft und von der leidenſchaftlichen Liebe alles Feuer und alle Heftigkeit beſaß. G*** flog von einer Beförderung zur andern; aber dieſe äußerlichen Zeichen ſchienen ſehr weit hinter dem, was er dem Fürſten in der That war, zurückzubleiben. Mit erſtaunlicher Schnelligkeit blühte ſein Glück empor, weil der Schöpfer desſelben ſein Anbeter, ſein leidenſchaftlicher Freund war. Noch nicht zwei und zwanzig Jahre alt, ſah er ſich auf einer Höhe, womit die Glücklichſten ſonſt ihre Laufbahn beſchließen. Aber ſein thätiger Geiſt konnte nicht lange im Schoße müßiger Eitelkeit raſten, noch ſich mit dem ſchimmernden Gefolge einer Größe begnügen, zu deren gründlichem Gebrauch er ſich Muth und Kräfte genug fühlte. Während daß der Fürſt nach dem Ringe des Vergnügens flog, vergrub ſich der junge Günſtling unter Acten und Büchern, und widmete ſich mit laſttragendem Fleiß den Geſchäften, deren er ſich endlich ſo geſchickt und ſo vollkommen bemächtigte, daß jede Angelegenheit, die nur einigermaßen von Belang war, durch ſeine Hände ging. Aus einem Geſpielen ſeiner Vergnügen wurde er bald erſter Rath und Miniſter, und endlich Beherrſcher ſeines Fürſten. Bald war kein Weg mehr zu dieſem, als durch ihn. Er vergab alle Aemter und Würden; alle Belohnungen wurden aus ſeinen Händen empfangen.

G*** war in zu früher Jugend und mit zu raſchen Schritten zu dieſer Größe emporgeſtiegen, um ihrer mit Mäßigung zu genießen. Die Höhe, worauf er ſich erblickte, machte ſeinen Ehrgeiz ſchwindeln; die Beſcheidenheit verließ ihn, ſobald das

letzte Ziel ſeiner Wünſche erſtiegen war. Die demuthsvolle Unterwürfigkeit, welche von den Erſten des Landes, von Allen, die durch Geburt, Anſehen und Glücksgüter ſo weit über ihn erhoben waren, welche, von Greiſen ſelbſt, ihm, einem Jünglinge, gezollt wurde, berauſchte ſeinen Hochmuth, und die unumſchränkte Gewalt, von der er Beſitz genommen, machte bald eine gewiſſe Härte in ſeinem Weſen ſichtbar, die von jeher als Charakterzug in ihm gelegen hatte und ihm auch durch alle Abwechſelungen ſeines Glückes geblieben iſt. Keine Dienſtleiſtung war ſo mühevoll und groß, die ihm ſeine Freunde nicht zumuthen durften; aber ſeine Feinde mochten zittern: denn ſo ſehr er auf der einen Seite ſein Wohlwollen übertrieb, ſo wenig Maß hielt er in ſeiner Rache. Er gebrauchte ſein Anſehen weniger, ſich ſelbſt zu bereichern, als viele Glückliche zu machen, die ihm, als dem Schöpfer ihres Wohlſtandes, huldigen ſollten; aber Laune, nicht Gerechtigkeit, wählte die Subjecte. Durch ein hochfahrendes, gebieteriſches Weſen entfremdete er ſelbſt die Herzen derjenigen von ſich, die er am meiſten verpflichtet hatte, indem er zugleich alle ſeine Nebenbuhler und heimlichen Neider in eben ſo viele unverſöhnliche Feinde verwandelte.

Unter denen, welche jeden ſeiner Schritte mit Augen der Eiferſucht und des Neides bewachten, und in der Stille ſchon die Werkzeuge zu ſeinem Untergange zurichteten, war ein piemonteſiſcher Graf, Joſeph Martinengo, von der Suite des Fürſten, den G*** ſelbſt, als eine unſchädliche und ihm ergebene Creatur, in dieſen Poſten eingeſchoben hatte, um ihn bei den Vergnügungen ſeines Herrn den Platz ausfüllen zu laſſen, deſſen er ſelbſt überdrüſſig zu werden anfing, und den er lieber mit einer gründlichern Beſchäftigung vertauſchte. Da er dieſen Menſchen als ein Werk ſeiner Hände betrachtete, das

er, ſobald es ihm nur einfiele, in das Nichts wieder zurückwerfen könnte, woraus er es gezogen: ſo hielt er ſich desſelben, durch Furcht ſowohl, als durch Dankbarkeit, verſichert, und verfiel dadurch in eben den Fehler, den Richelieu beging, da er Ludwig dem Dreizehnten den jungen le Grand zum Spielzeug überließ. Aber, ohne dieſen Fehler mit Richelieu's Geiſte verbeſſern zu können, hatte er es mit einem verſchlagenern Feinde zu thun, als der franzöſiſche Miniſter zu bekämpfen gehabt hatte. Anſtatt ſich ſeines guten Glücks zu überheben, und ſeinen Wohlthäter fühlen zu laſſen, daß man ſeiner nun entübrigt ſey, war Martinengo vielmehr aufs ſorgfältigſte bemüht, den Schein dieſer Abhängigkeit zu unterhalten und ſich mit verſtellter Unterwürfigkeit immer mehr und mehr an den Schöpfer ſeines Glücks anzuſchließen. Zu gleicher Zeit aber unterließ er nicht, die Gelegenheit, die ſein Poſten ihm verſchaffte, öfters um den Fürſten zu ſeyn, in ihrem ganzen Umfange zu benutzen und ſich dieſem nach und nach nothwendig und unentbehrlich zu machen. In kurzer Zeit wußte er das Gemüth ſeines Herrn auswendig, alle Zugänge zu ſeinem Vertrauen hatte er ausgeſpäht und ſich unvermerkt in ſeine Gunſt eingeſtohlen. Alle jene Künſte, die ein edler Stolz und eine natürliche Erhabenheit der Seele den Miniſter verachten gelehrt hatte, wurden von dem Italiener in Anwendung gebracht, der zur Erreichung ſeines Zwecks auch das niedrigſte Mittel nicht verſchmähte. Da ihm ſehr gut bewußt war, daß der Menſch nirgends mehr eines Führers und Gehülfen bedarf, als auf dem Wege des Laſters, und daß nichts zu kühnern Vertraulichkeiten berechtigt, als eine Mitwiſſenſchaft geheimgehaltener Blößen: ſo weckte er Leidenſchaften bei dem Prinzen, die bis jetzt noch in ihm geſchlummert hatten, und dann drang er ſich ihm ſelbſt zum Vertrauten und Helfershelfer dabei auf. Er riß ihn zu ſolchen

Ausſchweifungen hin, die die wenigſten Zeugen und Mitwiſſer dulden; und dadurch gewöhnte er ihn unvermerkt, Geheimniſſe bei ihm niederzulegen, wovon jeder Dritte ausgeſchloſſen war. So gelang es ihm endlich, auf die Verſchlimmerung des Fürſten ſeinen ſchändlichen Glücksplan zu gründen und eben darum, weil das Geheimniß ein weſentliches Mittel dazu war, ſo war das Herz des Fürſten ſein, ehe ſich G*** auch nur träumen ließ, daß er es mit einem Andern theilte.

Man dürfte ſich wundern, daß eine ſo wichtige Veränderung der Aufmerkſamkeit des Letztern entging; aber G*** war ſeines eignen Werthes zu gewiß, um ſich einen Mann, wie Martinengo, als Nebenbuhler auch nur zu denken, und dieſer ſich ſelbſt zu gegenwärtig, zu ſehr auf ſeiner Hut, um durch irgend eine Unbeſonnenheit ſeinen Gegner aus dieſer ſtolzen Sicherheit zu reißen. Was Tauſende vor ihm auf dem glatten Grunde der Fürſtengunſt ſtraucheln gemacht hatte, brachte auch G*** zum Falle — zu große Zuverſicht zu ſich ſelbſt. Die geheimen Vertraulichkeiten zwiſchen Martinengo und ſeinem Herrn beunruhigten ihn nicht. Gern gönnte er einem Aufkömmling ein Glück, das er ſelbſt im Herzen verachtete und das nie das Ziel ſeiner Beſtrebungen geweſen war. Nur weil ſie allein ihm den Weg zu der höchſten Gewalt bahnen konnte, hatte die Freundſchaft des Fürſten einen Reiz für ihn gehabt, und leichtſinnig ließ er die Leiter hinter ſich fallen, ſobald ſie ihm auf die erwünſchte Höhe geholfen hatte.

Martinengo war nicht der Mann, ſich mit einer ſo untergeordneten Rolle zu begnügen. Mit jedem Schritte, den er in der Gunſt ſeines Herrn vorwärts that, wurden ſeine Wünſche kühner, und ſein Ehrgeiz fing an, nach einer gründlichern Befriedigung zu ſtreben. Die künſtliche Rolle von Unterwürfigkeit, die er bis jetzt noch immer gegen ſeinen Wohlthäter beibehalten

hatte, wurde immer drückender für ihn, je mehr das Wachsthum ſeines Anſehens ſeinen Hochmuth weckte. Da das Betragen des Miniſters gegen ihn ſich nicht nach den ſchnellen Fortſchritten verfeinerte, die er in der Gunſt des Fürſten machte, im Gegentheil oft ſichtbar genug darauf eingerichtet ſchien, ſeinen aufſteigenden Stolz durch eine heilſame Rückerinnerung an ſeinen Urſprung niederzuſchlagen: ſo wurde ihm dieſes gezwungene und widerſprechende Verhältniß endlich ſo läſtig, daß er einen ernſtlichen Plan entwarf, es durch den Untergang ſeines Nebenbuhlers auf einmal zu endigen. Unter dem undurchdringlichſten Schleier der Verſtellung brütete er dieſen Plan zur Reife. Noch durfte er es nicht wagen, ſich mit ſeinem Nebenbuhler in offenbarem Kampfe zu meſſen; denn obgleich die erſte Blüthe von G*** Favoritſchaft dahin war, ſo hatte ſie doch zu frühzeitig angefangen, und zu tiefe Wurzeln im Gemüthe des jungen Fürſten geſchlagen, um ſo ſchnell daraus verdrängt zu werden. Der kleinſte Umſtand konnte ſie in ihrer erſten Stärke zurückbringen; darum begriff Martinengo wohl, daß der Streich, den er ihm beibringen wollte, ein tödtender Streich ſeyn müſſe. Was G*** an des Fürſten Liebe vielleicht verloren haben mochte, hatte er an ſeiner Ehrfurcht gewonnen; je mehr ſich Letzterer den Regierungsgeſchäften entzog, deſto weniger konnte er des Mannes entrathen, der, ſelbſt auf Unkoſten des Landes, mit der gewiſſenhafteſten Ergebenheit und Treue ſeinen Nutzen beſorgte — und ſo theuer er ihm ehedem als Freund geweſen war, ſo wichtig war er ihm jetzt als Miniſter.

Was für Mittel es eigentlich geweſen, wodurch der Italiener zu ſeinem Zwecke gelangte, iſt ein Geheimniß zwiſchen den Wenigen geblieben, die der Schlag traf und die ihn führten. Man muthmaßt, daß er dem Fürſten die Originalien einer

heimlichen und ſehr verdächtigen Correſpondenz vorgelegt, welche G*** mit einem benachbarten Hofe ſoll unterhalten haben; ob ächt oder unterſchoben, darüber ſind die Meinungen getheilt. Wie dem aber auch geweſen ſeyn möge, ſo erreichte er ſeine Abſicht in einem fürchterlichen Grade. G*** erſchien in den Augen des Fürſten als der undankbarſte und ſchwärzeſte Verräther, deſſen Verbrechen ſo außer allen Zweifel geſetzt war, daß man ohne fernere Unterſuchung ſogleich gegen ihn verfahren zu dürfen glaubte. Das Ganze wurde unter dem tiefſten Geheimniß zwiſchen Martinengo und ſeinem Herrn verhandelt, daß G*** auch nicht einmal von ferne das Gewitter merkte, das über ſeinem Haupte ſich zuſammenzog. In dieſer verderblichen Sicherheit verharrte er bis zu dem ſchrecklichen Augenblick, wo er von einem Gegenſtande der allgemeinen Anbetung und des Neides zu einem Gegenſtande der höchſten Erbarmung herunter ſinken ſollte.

Als dieſer entſcheidende Tag erſchienen war, beſuchte G*** nach ſeiner Gewohnheit die Wachparade. Vom Fähndrich war er in einem Zeitraum von wenigen Jahren bis zum Rang eines Obriſten hinaufgerückt; und auch dieſer Poſten war nur ein beſcheidener Name für die Miniſterwürde, die er in der That bekleidete, und die ihn über die Erſten im Lande hinausſetzte. Die Wachparade war der gewöhnliche Ort, wo ſein Stolz die allgemeine Huldigung einnahm, wo er in einer kurzen Stunde einer Größe und Herrlichkeit genoß, für die er den ganzen Tag über Laſten getragen hatte. Die Erſten vom Range nahten ſich ihm hier nicht anders als mit ehrerbietiger Schüchternheit und die ſich ſeiner Wohlgewogenheit nicht ganz ſicher wußten, mit Zittern. Der Fürſt ſelbſt, wenn er ſich je zuweilen hier einfand, ſah ſich neben ſeinem Vezier vernachläſſigt, weil es weit gefährlicher war, dieſem Letztern zu mißfallen, als

es Nutzen brachte, jenen zum Freunde zu haben. Und eben dieſer Ort, wo er ſich ſonſt als einem Gotte hatte huldigen laſſen, war jetzt zu dem ſchrecklichen Schauplatz ſeiner Erniedrigung erkoren.

Sorglos trat er in den wohlbekannten Cirkel, der ſich eben ſo unwiſſend über das, was kommen ſollte, als er ſelbſt, heute, wie immer, ehrerbietig vor ihm aufthat, ſeine Befehle erwartend. Nicht lange, ſo erſchien in Begleitung einiger Adjutanten, Martinengo, nicht mehr der geſchmeidige, tiefgebückte, lächelnde Höfling — frech und bauernſtolz, wie ein zum Herrn gewordener Lakai, mit trotzigem feſtem Tritte ſchreitet er ihm entgegen, und mit bedecktem Haupte ſteht er vor ihm ſtill, im Namen des Fürſten ſeinen Degen fordernd. Man reicht ihm dieſen mit einem Blicke ſchweigender Beſtürzung, er ſtemmt die entblößte Klinge gegen den Boden, ſprengt ſie durch einen Fußtritt entzwei und läßt die Splitter zu G***s Füßen fallen. Auf dieſes gegebene Signal fallen beide Adjutanten über ihn her, der eine beſchäftigt, ihm das Ordenskreuz von der Bruſt zu ſchneiden, der andere, beide Achſelbänder, nebſt den Aufſchlägen der Uniform, abzulöſen, und Cordon und Federbuſch von dem Hute zu reißen. Während dieſer ganzen ſchrecklichen Operation, die mit unglaublicher Schnelligkeit von ſtatten geht, hört man von mehr als fünfhundert Menſchen, die dicht umher ſtehen, nicht einen einzigen Laut, nicht einen einzigen Athemzug in der ganzen Verſammlung. Mit bleichen Geſichtern, mit klopfenden Herzen und in todtenähnlicher Erſtarrung ſteht die erſchrockene Menge im Kreis um ihn herum, der in dieſer ſonderbaren Ausſtaffirung — ein ſeltſamer Anblick von Lächerlichkeit und Entſetzen! — einen Augenblick durchlebt, den man ihm nur auf dem Hochgerichte nachempfindet. Tauſend Andere an ſeinem Platze würde die Gewalt des erſten Schreckens ſinnlos

zu Boden geſtreckt haben; ſein robuſter Nervenbau und ſeine ſtarke Seele dauerten dieſen fürchterlichen Zuſtand aus und ließen ihn alles Gräßliche desſelben erſchöpfen.

Kaum iſt dieſe Operation geendigt, ſo führt man ihn durch die Reihen zahlloſer Zuſchauer bis ans äußerſte Ende des Paradeplatzes, wo ein bedeckter Wagen ihn erwartet. Ein ſtummer Wink befiehlt ihm, in denſelben zu ſteigen; eine Escorte von Huſaren begleitet ihn. Das Gerücht dieſes Vorgangs hat ſich unterdeſſen durch die ganze Reſidenz verbreitet, alle Fenſter öffnen ſich, alle Straßen ſind von Neugierigen erfüllt, die ſchreiend dem Zuge folgen, und unter abwechſelnden Ausrufungen des Hohns, der Schadenfreude, und einer noch weit kränkendern Bedauerniß, ſeinen Namen wiederholen. Endlich ſieht er ſich im Freien, aber ein neuer Schrecken wartet hier auf ihn. Seitab von der Heerſtraße lenkt der Wagen, einen wenig befahrnen menſchenleeren Weg — den Weg nach dem Hochgerichte, gegen welches man ihn, auf einen ausdrücklichen Befehl des Fürſten, langſam heranfährt. Hier nachdem man ihm alle Qualen der Todesangſt zu empfinden gegeben, lenkt man wieder nach einer Straße ein, die von Menſchen beſucht wird. In der ſengenden Sonnenhitze ohne Labung, ohne menſchlichen Zuſpruch, bringt er ſieben ſchreckliche Stunden in dieſem Wagen zu, der endlich mit Sonnenuntergang an dem Ort ſeiner Beſtimmung — der Feſtung — ſtille hält. Des Bewußtſeyns beraubt, in einem mittlern Zuſtande zwiſchen Leben und Tod (ein zwölfſtündiges Faſten und der brennende Durſt hatten endlich ſeine Rieſennatur überwältigt) zieht man ihn aus dem Wagen — und in einer ſcheußlichen Grube unter der Erde wacht er wieder auf. Das Erſte, was ſich, als er die Augen zum neuen Leben wieder aufſchlägt, ihm darbietet, iſt eine grauenvolle Kerkerwand, durch einige Mondesſtrahlen matt

erleuchtet, die in einer Höhe von neunzehn Klaftern durch ſchmale Ritzen auf ihn herunter fallen. — An ſeiner Seite findet er ein dürftiges Brod nebſt einem Waſſerkrug, und daneben eine Schütte Stroh zu ſeinem Lager. In dieſem Zuſtande verharrt er bis zum folgenden Mittag, wo endlich in der Mitte des Thurmes ein Laden ſich aufthut und zwei Hände ſichtbar werden, von welchen in einem hängenden Korbe dieſelbe Koſt, die er geſtern hier gefunden, heruntergelaſſen wird. Jetzt, ſeit dieſem ganzen fürchterlichen Glückswechſel zum erſtenmal, entriſſen ihm Schmerz und Sehnſucht einige Fragen: wie er hieher komme? und was er verbrochen habe? Aber keine Antwort von oben; die Hände verſchwinden, nnd der Laden geht wieder zu. Ohne das Geſicht eines Menſchen zu ſehen, ohne auch nur eines Menſchen Stimme zu hören, ohne irgend einen Aufſchluß über dieſes entſetzliche Schickſal, über Künftiges und Vergangenes in gleich fürchterlichen Zweifeln, von keinem warmen Lichtſtrahl erquickt, von keinem geſunden Lüftchen erfriſcht, aller Hülfe unerreichba und vom allgemeinen Mitleid vergeſſen, zählt er in dieſem Orte der Verdammniß vierhundert und neunzig gräßliche Tage an den kümmerlichen Broden ab, die ihm von einer Mittagsſtunde zur andern in trauriger Einförmigkeit hinunter gereicht werden. Aber eine Entdeckung, die er ſchon in den erſten Tagen ſeines Hierſeyns macht, vollendet das Maß ſeines Elends. Er kennt dieſen Ort — er ſelbſt war es, der ihn, von einer niedrigen Rachgier getrieben, wenige Monate vorher neu erbaute, um einen verdienten Officier darin verſchmachten zu laſſen, der das Unglück gehabt hatte, ſeinen Unwillen auf ſich zu laden. Mit erfinderiſcher Grauſamkeit hatte er ſelbſt die Mittel angegeben, den Aufenthalt in dieſem Kerker grauenvoller zu machen. Er hatte vor nicht gar langer Zeit in eigener Perſon eine Reiſe

hieher gethan, den Bau in Augenſchein zu nehmen, und die Vollendung desſelben zu beſchleunigen. Um ſeine Marter aufs Aeußerſte zu treiben, muß es ſich fügen, daß derſelbe Officier, für den dieſer Kerker zugerichtet worden, ein alter würdiger Oberſter, dem eben verſtorbenen Commandanten der Feſtung im Amte nachfolgt, und aus einem Schlachtopfer ſeiner Rache der Herr ſeines Schickſals wird. So floh ihn auch der letzte traurige Troſt, ſich ſelbſt zu bemitleiden, und das Schickſal, ſo hart es ihn auch behandelte, einer Ungerechtigkeit zu zeihen. Zu dem ſinnlichen Gefühl ſeines Elends geſellte ſich noch eine wüthende Selbſtverachtung, und der Schmerz, der für ſtolze Herzen der bitterſte iſt, von der Großmuth eines Feindes abzuhängen, dem er keine gezeigt hatte.

Aber dieſer rechtſchaffene Mann war für eine niedre Rache zu edel. Unendlich viel koſtete ſeinem menſchenfreundlichen Herzen die Strenge, die ſeine Inſtruction ihm gegen den Gefangenen auflegte; aber als ein alter Soldat gewöhnt, den Buchſtaben ſeiner Ordre mit blinder Treue zu befolgen, konnte er weiter nichts, als ihn bedauern. Einen thätigern Helfer fand der Unglückliche an dem Garniſonprediger der Feſtung, der, von dem Elend des gefangenen Mannes gerührt, wovon er nur ſpät und nur durch dunkle unzuſammenhängende Gerüchte Wiſſenſchaft bekam, ſogleich den feſten Entſchluß faßte, etwas zu ſeiner Erleichterung zu thun. Dieſer achtungswürdige Geiſtliche, deſſen Namen ich ungern unterdrücke, glaubte ſeinem Hirtenberufe nicht beſſer nachkommen zu können, als wenn er ihn jetzt zum Beſten eines unglücklichen Mannes geltend machte, dem auf keinem andern Weg mehr zu helfen war.

Da er von dem Commandanten der Feſtung nicht erhalten konnte, zu dem Gefangenen gelaſſen zu werden, ſo machte er ſich in eigener Perſon auf den Weg nach der Hauptſtadt, ſein

Geſuch dort unmittelbar bei dem Fürſten zu betreiben. Er that einen Fußfall vor demſelben und flehte ſeine Erbarmung für den unglücklichen Menſchen an, der ohne die Wohlthaten des Chriſtenthums, von denen auch das ungeheuerſte Verbrechen nicht ausſchließen könne, hülflos verſchmachte und der Verzweiflung vielleicht nahe ſey. Mit aller Unerſchrockenheit und Würde, die das Bewußtſeyn erfüllter Pflicht verleiht, forderte er einen freien Zutritt zu dem Gefangenen, der ihm als Beichtkind angehöre und für deſſen Seele er dem Himmel verantwortlich ſey. Die gute Sache, für die er ſprach, machte ihn beredt, und den erſten Unwillen des Fürſten hatte die Zeit ſchon in etwas gebrochen. Er bewilligte ihm ſeine Bitte, den Gefangenen mit einem geiſtlichen Beſuche erfreuen zu dürfen.

Das erſte Menſchenantlitz, das der unglückliche S*** nach einem Zeitraume von ſechzehn Monaten erblickte, war das Geſicht ſeines Helfers. Den einzigen Freund, der ihm in der Welt lebte, dankte er ſeinem Elende; ſein Wohlſtand hatte ihm keinen erworben. Der Beſuch des Predigers war für ihn eines Engels Erſcheinung. Ich beſchreibe ſeine Empfindungen nicht. Aber von dieſem Tag an floſſen ſeine Thränen gelinder, weil er ſich von einem menſchlichen Weſen beweint ſah.

Entſetzen hatte den Geiſtlichen ergriffen, da er in die Mordgrube hineintrat. Seine Augen ſuchten einen Menſchen — und ein Grauen erweckendes Scheuſal kroch aus einem Winkel ihm entgegen, der mehr dem Lager eines wilden Thieres, als dem Wohnorte eines menſchlichen Geſchöpfes glich. Ein blaſſes todtenähnliches Gerippe, alle Farbe des Lebens aus ſeinem Angeſicht verſchwunden, in welches Gram und Verzweiflung tiefe Furchen geriſſen hatten, Bart und Nägel durch eine ſo lange Vernachläſſigung bis zum Scheußlichen gewachſen, vom langen Gebrauche die Kleidung halb vermodert, und aus gänz-

lichem Mangel der Reinigung die Luft um ihn verpeſtet — ſo fand er dieſen Liebling des Glücks, und dieſem Allem hatte ſeine eiſerne Geſundheit widerſtanden! Von dieſem Anblick noch mehr außer ſich geſetzt, eilte der Prediger auf der Stelle zu dem Gouverneur, um auch noch die zweite Wohlthat für den armen Unglücklichen auszuwirken, ohne welche die erſte für keine zu rechnen war.

Da ſich dieſer abermals mit dem ausdrücklichen Buchſtaben ſeiner Inſtruction entſchuldigt, entſchließt er ſich großmüthig zu einer zweiten Reiſe nach der Reſidenz, die Gnade des Fürſten noch einmal in Anſpruch zu nehmen. Er erklärt, daß er ſich, ohne die Würde des Sacraments zu verletzen, nimmermehr entſchließen könne, irgend eine heilige Handlung mit ſeinem Gefangenen vorzunehmen, wenn ihm nicht zuvor die Aehnlichkeit mit Menſchen zurückgegeben würde. Auch dieſes wird bewilligt, und erſt von dieſem Tage an lebte der Gefangene wieder.

Noch viele Jahre brachte G*** auf dieſer Feſtung zu, aber in einem weit leidlichern Zuſtande, nachdem der kurze Sommer des neuen Günſtlings verblüht war und Andere an ſeinem Poſten wechſelten, welche menſchlicher dachten, oder doch keine Rache an ihm zu ſättigen hatten. Endlich, nach einer zehnjährigen Gefangenſchaft, erſchien ihm der Tag der Erlöſung — aber keine gerichtliche Unterſuchung, keine förmliche Losſprechung. Er empfängt ſeine Freiheit als ein Geſchenk aus den Händen der Gnade; zugleich ward ihm auferlegt, das Land auf ewig zu räumen.

Hier verlaſſen mich die Nachrichten, die ich, bloß aus mündlichen Ueberlieferungen, über ſeine Geſchichte habe ſammeln können; und ich ſehe mich gezwungen über einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinwegzuſchreiten. Während deſſelben

fing G*** in fremden Kriegsdienſten von neuem ſeine Laufbahn an, die ihn endlich auch dort auf eben den glänzenden Gipfel führte, wovon er in ſeinem Vaterlande ſo ſchrecklich heruntergeſtürzt war. Die Zeit endlich, die Freundin der Unglücklichen, die eine langſame, aber unausbleibliche Gerechtigkeit übet, nahm endlich auch dieſen Rechtshandel über ſich. Die Jahre der Leidenſchaften waren bei dem Fürſten vorüber, und die Menſchheit fing allgemach an, einen Werth bei ihm zu erlangen, wie ſeine Haare ſich bleichten. Noch am Grabe erwachte in ihm eine Sehnſucht nach dem Lieblinge ſeiner Jugend. Um, wo möglich, dem Greiſe die Kränkungen zu vergüten, die er auf den Mann gehäuft hatte, lud er den Vertriebenen freundlich in ſeine Heimath zurück, nach welcher auch in G***s Herzen ſchon längſt eine ſtille Sehnſucht zurückgekehrt war. Rührend war dieſes Wiederſehen, warm und täuſchend der Empfang, als hätte man ſich geſtern erſt getrennt. Der Fürſt ruhte mit einem nachdenkenden Blicke auf dem Geſichte, das ihm ſo wohl bekannt und doch wieder ſo fremd war; es war, als zählte er die Furchen, die er ſelbſt darein gegraben hatte. Forſchend ſuchte er in des Greiſes Geſicht die geliebten Züge des Jünglings wieder zuſammen, aber was er ſuchte, fand er nicht mehr. Man zwang ſich zu einer froſtigen Vertraulichkeit. Beider Herzen hatten Scham und Furcht auf immer und ewig getrennt. Ein Anblick, der ihm ſeine ſchwere Uebereilung wieder in ſeine Seele rief, konnte dem Fürſten nicht wohl thun! G*** konnte den Urheber ſeines Unglücks nicht mehr lieben. Doch getröſtet und ruhig ſah er in die Vergangenheit, wie man ſich eines überſtandenen ſchweren Traumes erfreuet.

Nicht lange, ſo erblickte man G*** wieder im vollkommenen Beſitz aller ſeiner vorigen Würden, und der Fürſt bezwang ſeine innere Abneigung, um ihm für das Vergangne einen

glanzenden Erſatz zu geben. Aber konnte er ihm auch das Herz dazu wiedergeben, das er auf immer für den Genuß des Lebens verſtümmelte? Konnte er ihm die Jahre der Hoffnungen wiedergeben, oder für den abgelebten Greis ein Glück erdenken, das auch nur von weitem den Raub erſetzte, den er an dem Manne begangen hatte?

Noch neunzehn Jahre genoß G*** dieſen heitern Abend ſeines Lebens. Nicht Schickſale, nicht die Jahre hatten das Feuer der Leidenſchaft bei ihm aufzehren, noch die Jovialität ſeines Geiſtes ganz bewölken können. Noch in ſeinem ſiebenzigſten Jahre haſchte er nach dem Schatten eines Guts, das er im zwanzigſten wirklich beſeſſen hatte. Er ſtarb endlich — als Befehlshaber von der Feſtung ***, wo Staatsgefangene aufbewahrt wurden. Man wird erwarten, daß er gegen dieſe eine Menſchlichkeit geübt, deren Werth er an ſich ſelbſt hatte ſchätzen lernen müſſen; aber er behandelte ſie hart und launiſch und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derſelben ſtreckte ihn auf den Sarg in ſeinem achtzigſten Jahre.

Der Geiſterſeher.

Aus den Papieren des Grafen von O**.

Erſtes Buch.

Ich erzähle eine Begebenheit, die Vielen unglaublich ſcheinen wird, und von der ich großentheils ſelbſt Augenzeuge war. Den Wenigen, welche von einem gewiſſen politiſchen Vorfalle unterrichtet ſind, wird ſie — wenn anders dieſe Blätter ſie noch am Leben finden — einen willkommenen Aufſchluß darüber geben; und auch ohne dieſen Schlüſſel wird ſie den Uebrigen, als ein Beitrag zur Geſchichte des Betrugs und der Verirrungen des menſchlichen Geiſtes, vielleicht wichtig ſeyn. Man wird über die Kühnheit des Zwecks erſtaunen, den die Bosheit zu entwerfen und zu verfolgen im Stande iſt; man wird über die Mittel erſtaunen, die ſie aufzubieten vermag, um ſich dieſes Zwecks zu verſichern. Reine, ſtrenge Wahrheit wird meine Feder leiten; denn wenn dieſe Blätter an die Welt treten, bin ich nicht mehr, und nie werde ich ihr Schickſal erfahren.

Es war auf meiner Zurückreiſe nach Kurland im Jahr 17** um die Carnevalszeit, als ich den Prinzen von ** in Venedig

beſuchte. Wir hatten uns in **ſchen Kriegsdienſten kennen lernen, und erneuerten hier eine Bekanntſchaft, die der Friede unterbrochen hatte. Weil ich ohnedieß wünſchte, das Merkwürdige dieſer Stadt zu ſehen, und der Prinz nur noch Wechſel erwartete, um nach ** zurückzureiſen, ſo beredete er mich leicht, ihm Geſellſchaft zu leiſten und meine Abreiſe ſo lange zu verſchieben. Wir kamen überein, uns nicht von einander zu trennen, ſo lange unſer Aufenthalt in Venedig dauern würde, und der Prinz war ſo gefällig, mir ſeine eigne Wohnung im Mohren anzubieten.

Er lebte hier unter dem ſtrengſten Incognito, weil er ſich ſelbſt leben wollte, und ſeine geringe Apanage ihm auch nicht verſtattet hätte, die Hoheit ſeines Ranges zu behaupten. Zwei Cavaliere, auf deren Verſchwiegenheit er ſich vollkommen verlaſſen konnte, waren, nebſt einigen treuen Bedienten, ſein ganzes Gefolge. Den Aufwand vermied er mehr aus Temperament als aus Sparſamkeit. Er floh die Vergnügungen; bis zu ſeinem fünf und dreißigſten Jahre hatte er allen Reizungen dieſer wollüſtigen Stadt widerſtanden. Das ſchöne Geſchlecht war ihm gleichgültig. Tiefer Ernſt und eine ſchwärmeriſche Melancholie herrſchte in ſeiner Gemüthsart. Seine Neigungen waren ſtill, aber hartnäckig bis zum Uebermaß, ſeine Wahl langſam und ſchüchtern, ſeine Anhänglichkeit warm und ewig; mitten in einem geräuſchvollen Gewühle von Menſchen ging er einſam. In ſeine eigene Phantaſienwelt verſchloſſen, war er ſehr oft ein Fremdling in der wirklichen — und weil er wohl wußte, wie ſchlecht er beobachtete, ſo verbot er ſich jedes Urtheil und übertrieb die Gerechtigkeit gegen fremdes. Niemand war mehr dazu geboren, ſich beherrſchen zu laſſen, ohne ſchwach zu ſeyn. Dabei war er unerſchrocken und zuverläſſig, ſobald er einmal überzeugt war, und beſaß gleich großen Muth, ein

erkanntes Vorurtheil zu bekämpfen und für ein anderes zu ſterben.

Als der dritte Prinz ſeines Hauſes hatte er keine wahrſcheinliche Ausſicht zur Regierung. Sein Ehrgeiz war nie erwacht. Seine Leidenſchaften hatten eine andere Richtung genommen.

Zufrieden, von keinem fremden Willen abzuhängen, drang er den ſeinigen Niemand zum Geſetze auf; die geräuſchloſe Ruhe eines zwangloſen Privatlebens begränzte alle ſeine Wünſche. Er las viel, doch ohne Wahl. Eine nachläſſige Erziehung und frühe Kriegsdienſte hatten ſeinen Geiſt nicht zur Reife kommen laſſen. Alle Kenntniſſe, die er nachher ſchöpfte, vermehrten nur das verworrene Chaos ſeiner Begriffe, weil ſie auf keinen feſten Grund gebaut waren.

Er war Proteſtant, wie ſeine ganze Familie — durch Geburt, nicht nach Unterſuchung, die er nie angeſtellt hatte, ob er gleich in einer Epoche ſeines Lebens Schwärmer darin geweſen war. Maçon iſt er, ſo viel ich weiß, nie geworden.

Eines Abends, als wir nach Gewohnheit in tiefer Maske und abgeſondert auf dem Platze St. Marcus ſpazieren gingen — es fing an, ſpät zu werden, und das Gedränge hatte ſich verloren — bemerkte der Prinz, daß eine Maske uns überall folgte. Die Maske war ein Armenier und ging allein. Wir beſchleunigten unſere Schritte und ſuchten ſie durch öftere Veränderung unſeres Weges irre zu machen — umſonſt, die Maske blieb immer dicht hinter uns. „Sie haben doch keine Intrigue hier gehabt?" ſagte endlich der Prinz zu mir. „Die Ehemänner in Venedig ſind gefährlich." — Ich kenne keine einzige Dame, gab ich zur Antwort. „Laſſen Sie uns hier nieder=

ſitzen und deutſch ſprechen," fuhr er fort. „Ich bilde mir ein, man verkennt uns." Wir ſetzten uns auf eine ſteinerne Bank und erwarteten, daß die Maske vorübergehen ſollte. Sie kam gerade auf uns zu und nahm ihren Platz dicht an der Seite des Prinzen. Er zog die Uhr heraus, und ſagte mir laut auf franzöſiſch, indem er aufſtund: „Neun Uhr vorbei. Kommen Sie. Wir vergeſſen, daß man uns im Louvre erwartet." Dieß erdichtete er nur, um die Maske von unſerer Spur zu entfernen. „Neun Uhr," wiederholte ſie in eben der Sprache nachdrücklich und langſam. „Wünſchen Sie ſich Glück, Prinz (indem ſie ihn bei ſeinem wahren Namen nannte). Um neun Uhr iſt er geſtorben." Damit ſtand ſie auf und ging. Wir ſahen uns beſtürzt an. — „Wer iſt geſtorben?" ſagte endlich der Prinz nach einer langen Stille. „Laſſen Sie uns ihr nachgehen," ſagte ich, und eine Erklärung fordern." Wir durchkrochen alle Winkel des Marcus — die Maske war nicht mehr zu finden. Unbefriedigt kehrten wir nach unſerm Gaſthofe zurück. Der Prinz ſagte mir unterwegs nicht ein Wort, ſondern ging ſeitwärts und allein, und ſchien einen gewaltſamen Kampf zu kämpfen, wie er mir auch nachher geſtanden hat. Als wir zu Hauſe waren, öffnete er zum erſten Male wieder den Mund. „Es iſt doch lächerlich," ſagte er, „daß ein Wahnſinniger die Ruhe eines Mannes mit zwei Worten ſo erſchüttern ſoll." Wir wünſchten uns eine gute Nacht, und ſobald ich auf meinem Zimmer war, merkte ich mir in meiner Schreibtafel den Tag und die Stunde, wo es geſchehen war. Es war ein Donnerſtag.

Am folgenden Abend ſagte mir der Prinz: „Wollen wir nicht einen Gang über den Marcusplatz machen, und unſern geheimnißvollen Armenier aufſuchen? Mich verlangt doch nach der Entwicklung dieſer Komödie." Ich war's zufrieden. Wir

blieben bis eilf Uhr auf dem Platze. Der Armenier war nirgends zu ſehen. Das Nämliche wiederholten wir die vier folgenden Abende und jedesmal mit demſelben ſchlechten Erfolge.

Als wir am ſechsten Abend unſer Hotel verließen, hatte ich den Einfall — ob unwillkürlich, oder aus Abſicht, beſinne ich mich nicht mehr — den Bedienten zu hinterlaſſen, wo wir zu finden ſeyn würden, wenn nach uns gefragt werden ſollte. Der Prinz bemerkte meine Vorſicht und lobte ſie mit einer lächelnden Miene. Es war ein großes Gedränge auf dem Marcusplatze, als wir da ankamen. Wir hatten kaum dreißig Schritte gemacht, ſo bemerkte ich den Armenier wieder, der ſich mit ſchnellen Schritten durch die Menge arbeitete, und mit den Augen Jemand zu ſuchen ſchien. Eben waren wir im Begriff, ihn zu erreichen, als der Baron von F. aus der Suite des Prinzen athemlos auf uns zukam, und dem Prinzen einen Brief überbrachte. „Er iſt ſchwarz geſiegelt,“ ſetzte er hinzu. „Wir vermutheten, daß es Eile hätte.“ Das fiel auf mich wie ein Donnerſchlag. Der Prinz war zu einem Flambeau getreten und fing an zu leſen. „Mein Couſin iſt geſtorben!“ rief er. „Wann?“ ſtürzte ich ihm heftig ins Wort. Er ſah noch einmal in den Brief. „Vorigen Donnerſtag, Abends um neun Uhr.“

Wir hatten nicht Zeit, von unſerm Erſtaunen zurückzukommen, ſo ſtand der Armenier unter uns. „Sie ſind hier erkannt, gnädigſter Herr,“ ſagte er zu dem Prinzen. „Eilen Sie nach dem Mohren. Sie werden die Abgeordneten des Senats dort finden. Tragen Sie kein Bedenken, die Ehre anzunehmen, die man Ihnen erweiſen will. Der Baron von F. vergaß, Ihnen zu ſagen, daß Ihre Wechſel angekommen ſind.“ Er verlor ſich in dem Gedränge.

Wir eilten nach unſerm Hotel. Alles fand ſich, wie der Armenier es verkündet hatte. Drei Nobili der Republik ſtanden bereit, den Prinzen zu bewillkommen und ihn mit Pracht nach der Aſſemblee zu begleiten, wo der hohe Adel der Stadt ihn erwartete. Er hatte kaum ſo viel Zeit, mir durch einen flüchtigen Wink zu verſtehen zu geben, daß ich für ihn wach bleiben möchte.

Nachts gegen eilf kam er wieder. Ernſt und gedankenvoll trat er ins Zimmer, und ergriff meine Hand, nachdem er die Bedienten entlaſſen hatte. „Graf," ſagte er mit den Worten Hamlets zu mir, „es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unſern Philoſophien träumen."

„Gnädigſter Herr," antwortete ich, „Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß Sie um eine große Hoffnung reicher zu Bette gehen." (Der Verſtorbene war der Erbprinz.)

„Erinnern Sie mich nicht daran," ſagte der Prinz. „Und wenn eine Krone für mich wäre gewonnen worden, ich hätte jetzt mehr zu thun, als dieſer Kleinigkeit nachzudenken. — — Wenn dieſer Armenier nicht bloß errathen hat" — —

„Wie iſt das möglich, Prinz?" fiel ich ein. —

„So will ich Ihnen alle meine fürſtlichen Hoffnungen für eine Mönchskutte abtreten."

Ich führe dieſes mit Fleiß hier an, weil ich glaube, daß es zu einem Beweiſe dienen kann, wie entfernt er noch damals von jeder herrſchſüchtigen Abſicht geweſen iſt.

Den folgenden Abend fanden wir uns zeitiger, als gewöhnlich, auf dem Marcusplatze ein. Ein plötzlicher Regenguß nöthigte uns, in ein Kaffeehaus einzukehren, wo geſpielt wurde. Der Prinz ſtellte ſich hinter den Stuhl eines Spaniers und beobachtete das Spiel. Ich war in ein anſtoßendes Zimmer gegangen, wo ich Zeitungen las. Eine Weile darauf hörte ich Lärmen. Vor der Ankunft des Prinzen war der Spanier unauf-

hörlich im Verluſte geweſen, jetzt gewann er auf alle Karten. Das ganze Spiel ward auffallend verändert, und die Bank war in Gefahr, von dem Pointeur, den dieſe glückliche Wendung kühner gemacht hatte, aufgefordert zu werden. Ein Venetianer, der ſie hielt, ſagte dem Prinzen mit beleidigendem Tone, er ſtöre das Glück, und er ſolle den Tiſch verlaſſen. Dieſer ſah ihn kalt an und blieb; dieſelbe Faſſung behielt er, als der Venetianer ſeine Beleidigung franzöſiſch wiederholte. Der Letztere glaubte, daß der Prinz beide Sprachen nicht verſtehe, und wandte ſich mit verachtungsvollem Lachen zu den Uebrigen: „Sagen Sie mir doch, meine Herren, wie ich mich dieſem Balordo verſtändlich machen ſoll?" Zugleich ſtand er auf und wollte den Prinzen beim Arme ergreifen; dieſen verließ hier die Geduld, er packte den Venetianer mit ſtarker Hand und warf ihn unſanft zu Boden. Das ganze Haus kam in Bewegung. Auf das Geräuſch ſtürzte ich herein, unwillkürlich rief ich ihn bei ſeinem Namen. „Nehmen Sie ſich in Acht, Prinz," ſetzte ich mit Unbeſonnenheit hinzu, „wir ſind hier in Venedig." Der Name des Prinzen gebot eine allgemeine Stille, woraus bald ein Gemurmel wurde, das mir gefährlich ſchien. Alle anweſenden Italiener rotteten ſich zu Haufen und traten bei Seite. Einer um den Andern verließ den Saal, bis wir uns beide mit dem Spanier und einigen Franzoſen allein fanden. „Sie ſind verloren, gnädigſter Herr," ſagten dieſe, „wenn Sie nicht ſogleich die Stadt verlaſſen. Der Venetianer, den Sie ſo übel behandelt haben, iſt reich genug, einen Bravo zu dingen. Es koſtet ihm nur fünfzig Zechinen, Sie aus der Welt zu ſchaffen." Der Spanier bot ſich an, zur Sicherheit des Prinzen Wache zu holen und uns ſelbſt nach Hauſe zu begleiten. Dasſelbe wollten auch die Franzoſen. Wir ſtanden noch und überlegten, was zu thun wäre, als die Thür ſich öffnete und

einige Bedienten der Staatsinquiſition hereintraten. Sie zeigten uns eine Ordre der Regierung, worin uns Beiden befohlen ward, ihnen ſchleunig zu folgen. Unter einer ſtarken Bedeckung führte man uns bis zum Canal. Hier erwartete uns eine Gondel, in die wir uns ſetzen mußten. Ehe wir ausſtiegen, wurden uns die Augen verbunden. Man führte uns eine große ſteinerne Treppe hinauf und dann durch einen langen gewundenen Gang über Gewölber, wie ich aus dem vielfachen Echo ſchloß, das unter unſern Füßen hallte. Endlich gelangten wir vor eine andere Treppe, welche uns ſechs und zwanzig Stufen in die Tiefe hinunter führte. Hier öffnete ſich ein Saal, wo man uns die Binde wieder von den Augen nahm. Wir befanden uns in einem Kreiſe ehrwürdiger alter Männer, alle ſchwarz gekleidet, der ganze Saal mit ſchwarzen Tüchern behangen und ſparſam erleuchtet, eine Todtenſtille in der ganzen Verſammlung, welches einen ſchreckhaften Eindruck machte. Einer von dieſen Greiſen, wahrſcheinlich der oberſte Staatsinquiſitor, näherte ſich dem Prinzen und fragte ihn mit einer feierlichen Miene, während man ihm den Venetianer vorführte:

„Erkennen Sie dieſen Menſchen für den nämlichen, der Sie auf dem Kaffeehauſe beleidigt hat?“

„Ja,“ antwortete der Prinz.

Darauf wandte Jener ſich zu dem Gefangenen: „Iſt das dieſelbe Perſon, die Sie heute Abend wollten ermorden laſſen?“

Der Gefangene antwortete mit Ja.

Sogleich öffnete ſich der Kreis, und mit Entſetzen ſahen wir den Kopf des Venetianers vom Rumpfe trennen. „Sind Sie mit dieſer Genugthuung zufrieden?“ fragte der Staatsinquiſitor. — Der Prinz lag ohnmächtig in den Armen ſeiner Begleiter — „Gehen Sie nun,“ fuhr Jener mit einer

ſchrecklichen Stimme fort, indem er ſich gegen mich wandte, „und urtheilen Sie künftig weniger vorſchnell von der Gerechtigkeit in Venedig.“

Wer der verborgene Freund geweſen, der uns durch den ſchnellen Arm der Juſtiz von einem gewiſſen Tode errettet hatte, konnten wir nicht errathen. Starr von Schrecken erreichten wir unſere Wohnung. Es war nach Mitternacht. Der Kammerjunker von Z*** erwartete uns mit Ungeduld an der Treppe.

„Wie gut war es, daß Sie geſchickt haben!“ ſagte er zum Prinzen, indem er uns leuchtete. — „Eine Nachricht, die der Baron von F*** gleich nachher von dem St. Marcusplatze nach Hauſe brachte, hatte uns wegen Ihrer in die tödtlichſte Angſt geſetzt.“

„Geſchickt hätte ich? Wann? Ich weiß nichts davon.“

„Dieſen Abend nach acht Uhr. Sie ließen uns ſagen, daß wir ganz außer Sorgen ſeyn dürften, wenn Sie heute ſpäter nach Hauſe kämen.“

Hier ſah der Prinz mich an. „Haben Sie vielleicht, ohne mein Wiſſen, dieſe Sorgfalt gebraucht?“

Ich wußte von gar nichts.

„Es muß doch wohl ſo ſeyn, Ihro Durchlaucht,“ ſagte der Kammerjunker — „denn hier iſt ja Ihre Repetiruhr, die Sie zur Sicherheit mitſchickten.“ Der Prinz griff nach der Uhrtaſche. Die Uhr war wirklich fort, und er erkannte jene für die ſeinige. „Wer brachte ſie?“ fragte er mit Beſtürzung.

„Eine unbekannte Maske, in armeniſcher Kleidung, die ſich ſogleich wieder entfernte.“

Wir ſtanden und ſahen uns an. — „Was halten Sie davon?“ ſagte endlich der Prinz nach einem langen Stillſchweigen. „Ich habe hier einen verborgenen Aufſeher in Venedig.“

Der ſchreckliche Auftritt dieſer Nacht hatte dem Prinzen ein Fieber zugezogen, das ihn acht Tage nöthigte, das Zimmer zu hüten. In dieſer Zeit wimmelte unſer Hotel von Einheimiſchen und Fremden, die der entdeckte Stand des Prinzen herbeigelockt hatte. Man wetteiferte unter einander, ihm Dienſte anzubieten, und wir bemerkten mit Vergnügen, wie immer der Nächſtfolgende den Weggehenden verdächtig machte. Liebesbriefe und Arkana überſchwemmten uns von allen Seiten. Jeder ſuchte nach ſeiner Art ſich geltend zu machen. Des ganzen Vorgangs in der Staatsinquiſition wurde nicht mehr erwähnt. Weil der Hof zu ** die Abreiſe des Prinzen noch aufgeſchoben wünſchte, ſo erhielten einige Bankiers in Venedig Anweiſung, ihm beträchtliche Summen auszuzahlen. So ward er wider Willen in den Stand geſetzt, ſeinen Aufenthalt in Italien zu verlängern, und auf ſein Bitten entſchloß ich mich auch, meine Abreiſe noch zu verſchieben.

Sobald er ſo weit geneſen war, um das Zimmer wieder verlaſſen zu können, beredete ihn der Arzt, eine Spazierfahrt auf der Brenta zu machen, um die Luft zu verändern. Das Wetter war hell, und die Partie ward angenommen. Als wir eben im Begriff waren, in die Gondel zu ſteigen, vermißte der Prinz den Schlüſſel zu einer kleinen Schatulle, die ſehr wichtige Papiere enthielt. Sogleich kehrten wir um, ihn zu ſuchen. Er beſann ſich auf das genaueſte, die Schatulle noch den vorigen Tag verſchloſſen zu haben, und ſeit dieſer Zeit war er nicht aus dem Zimmer gekommen. Aber alles Suchen war umſonſt, wir mußten davon abſtehen, um die Zeit nicht zu verlieren. Der Prinz, deſſen Seele über jeden Argwohn erhaben war, erklärte ihn für verloren und bat uns, nicht weiter davon zu ſprechen.

Die Fahrt war die angenehmſte. Eine maleriſche Land-

ſchaft, die mit jeder Krümmung des Fluſſes ſich an Reichthum und Schönheit zu übertreffen ſchien — der heiterſte Himmel, der mitten im Hornung einen Maientag bildete — reizende Gärten und geſchmackvolle Landhäuſer ohne Zahl, welche beide Ufer der Brenta ſchmücken — hinter uns das majeſtätiſche Venedig, mit hundert aus dem Waſſer ſpringenden Thürmen und Maſten, alles dieß gab uns das herrlichſte Schauſpiel von der Welt. Wir überließen uns ganz dem wohlthätigen Zauber dieſer ſchönen Natur, unſere Laune war die heiterſte, der Prinz ſelbſt verlor ſeinen Ernſt und wetteiferte mit uns in fröhlichen Scherzen. Eine luſtige Muſik ſchallte uns entgegen, als wir, zwei italieniſche Meilen von der Stadt, ans Land ſtiegen. Sie kam aus einem kleinen Dorfe, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde; hier wimmelte es von Geſellſchaft aller Art. Ein Trupp junger Mädchen und Knaben, alle theatraliſch gekleidet, bewillkommte uns mit einem pantomimiſchen Tanz. Die Erfindung war neu, Leichtigkeit und Grazie beſeelten jede Bewegung. Eh' der Tanz noch völlig zu Ende war, ſchien die Anführerin desſelben, welche eine Königin vorſtellte, plötzlich wie von einem unſichtbaren Arme gehalten. Leblos ſtand ſie und Alles. Die Muſik ſchwieg. Kein Odem war zu hören in der ganzen Verſammlung, und ſie ſtand da, den Blick auf die Erde geheftet, in einer tiefen Erſtarrung. Auf einmal fuhr ſie mit Wuth der Begeiſterung in die Höhe, blickte wild um ſich her. „Ein König iſt unter uns," rief ſie, riß ihre Krone vom Haupte und legte ſie — zu den Füßen des Prinzen. Alles, was da war, richtete hier die Augen auf ihn, lange Zeit ungewiß, ob Bedeutung in dieſem Gaukelſpiel wäre, ſo ſehr hatte der affectvolle Ernſt dieſer Spielerin getäuſcht. — Ein allgemeines Händeklatſchen des Beifalls unterbrach endlich dieſe Stille. Meine Augen ſuchten den Prinzen.

Ich bemerkte, daß er nicht wenig betroffen war und ſich Mühe gab, den forſchenden Blicken der Zuſchauer auszuweichen. Er warf Geld unter dieſe Kinder und eilte aus dem Gewühle zu kommen.

Wir hatten nur wenige Schritte gemacht, als ein ehrwürdiger Barfüßer ſich durch das Volk arbeitete und dem Prinzen in den Weg trat. „Herr," ſagte der Mönch, „gib der Madonna von deinem Gelde! Du wirſt ihr Gebet brauchen." Er ſprach dieß mit einem Tone, der uns betreten machte. Das Gedränge riß ihn weg.

Unſer Gefolge war unterdeſſen gewachſen. Ein engliſcher Lord, den der Prinz ſchon in Nizza geſehen hatte, einige Kaufleute aus Livorno, ein deutſcher Domherr, ein franzöſiſcher Abbé mit einigen Damen und ein ruſſiſcher Officier geſellten ſich zu uns. Die Phyſiognomie des Letztern hatte etwas ganz Ungewöhnliches, das unſere Aufmerkſamkeit an ſich zog. Nie in meinem Leben ſah ich ſo viele Züge und ſo wenig Charakter, ſo viel anlockendes Wohlwollen mit ſo viel zurückſtoßendem Froſt in Einem Menſchengeſichte beiſammen wohnen. Alle Leidenſchaften ſchienen darin gewühlt und es wieder verlaſſen zu haben. Nichts war übrig, als der ſtille, durchdringende Blick eines vollendeten Menſchenkenners, der jedes Auge verſcheuchte, worauf er traf. Dieſer ſeltſame Menſch folgte uns von weitem, ſchien aber an Allem, was vorging, nur einen nachläſſigen Antheil zu nehmen.

Wir kamen vor eine Bude zu ſtehen, wo Lotterie gezogen wurde. Die Damen ſetzten ein, wir Andern folgten ihrem Beiſpiel; auch der Prinz forderte ein Loos. Es gewann eine Tabatiere. Als er ſie aufmachte, ſah ich ihn blaß zurückfahren. — Der Schlüſſel lag darin.

„Was iſt das?" ſagte der Prinz zu mir, als wir einen

Augenblick allein waren. „Eine höhere Gewalt jagt mich. Allwiſſenheit ſchwebt um mich. Ein unſichtbares Weſen, dem ich nicht entfliehen kann, bewacht alle meine Schritte. Ich muß den Armenier aufſuchen und muß Licht von ihm haben.“

„Die Sonne neigte ſich zum Untergang, als wir vor dem Luſthauſe ankamen, wo das Abendeſſen ſervirt war. Der Name des Prinzen hatte unſere Geſellſchaft bis zu ſechszehn Perſonen vergrößert. Außer den oben erwähnten waren noch ein Virtuoſe aus Rom, einige Schweizer und ein Aventurier aus Palermo, der Uniform trug und ſich für einen Capitän ausgab, zu uns geſtoßen. Es ward beſchloſſen, den ganzen Abend hier zuzubringen, und mit Fackeln nach Hauſe zu fahren. Die Unterhaltung bei Tiſche war ſehr lebhaft, und der Prinz konnte nicht umhin, die Begebenheit mit dem Schlüſſel zu erzählen, welche eine allgemeine Verwunderung erregte. Es wurde heftig über dieſe Materie geſtritten. Die meiſten aus der Geſellſchaft behaupteten dreiſt weg, daß alle dieſe geheimen Künſte auf eine Taſchenſpielerei hinausliefen; der Abbé, der ſchon viel Wein bei ſich hatte, forderte das ganze Geiſterreich in die Schranken heraus, der Engländer ſagte Blasphemien, der Muſikus machte das Kreuz vor dem Teufel. Wenige, worunter der Prinz war, hielten dafür, daß man ſein Urtheil über dieſe Dinge zurückhalten müſſe; während deſſen unterhielt ſich der ruſſiſche Officier mit den Frauenzimmern und ſchien das ganze Geſpräch nicht zu achten. In der Hitze des Streits hatte man nicht bemerkt, daß der Sicilianer hinausgegangen war. Nach Verfluß einer kleinen halben Stunde kam er wieder, in einen Mantel gehüllt, und ſtellte ſich hinter den Stuhl des Franzoſen. „Sie haben vorhin die Bravour geäußert, es mit allen Geiſtern aufzunehmen — wollen Sie es mit e i n e m verſuchen?“

„Topp!“ ſagte der Abbé — „wenn Sie es auf ſich nehmen wollen, mir einen herbeizuſchaffen.“

„Das will ich,“ antwortete der Sicilianer (indem er ſich gegen uns kehrte), wenn dieſe Herren und Damen uns werden verlaſſen haben.“

„Warum das?“ rief der Engländer. „Ein herzhafter Geiſt fürchtet ſich vor keiner luſtigen Geſellſchaft.“

„Ich ſtehe nicht für den Ausgang,“ ſagte der Sicilianer.

„Um des Himmels willen! Nein!“ ſchrien die Frauenzimmer an dem Tiſche und fuhren erſchrocken von ihren Stühlen.

„Laſſen Sie Ihren Geiſt kommen,“ ſagte der Abbé trotzig, „aber warnen Sie ihn vorher, daß es hier ſpitzige Klingen gibt!“ (indem er einen von den Gäſten um ſeinen Degen bat).

„Das mögen Sie alsdann halten, wie Sie wollen,“ antwortete der Sicilianer kalt, „wenn Sie nachher noch Luſt dazu haben.“ Hier kehrte er ſich zum Prinzen. „Gnädigſter Herr,“ ſagte er zu dieſem, „Sie behaupten, daß Ihr Schlüſſel in fremden Händen geweſen — Können Sie vermuthen, in welchen?“

„Nein.“

„Rathen Sie auch auf Niemand?“

„Ich hatte freilich einen Gedanken —“

„Würden Sie die Perſon erkennen, wenn Sie ſie vor ſich ſähen?“

„Ohne Zweifel.“

Hier ſchlug der Sicilianer ſeinen Mantel zurück und zog einen Spiegel hervor, den er dem Prinzen vor die Augen hielt.

„Iſt es dieſe?“

Der Prinz trat mit Schrecken zurück.

„Was haben Sie geſehen?“ fragte ich.

„Den Armenier.“

Der Sicilianer verbarg ſeinen Spiegel wieder unter den Mantel. „War es dieſelbe Perſon, die Sie meinen?“ fragte die ganze Geſellſchaft.

„Die nämliche.“

Hier veränderte ſich jedes Geſicht, man hörte auf zu lachen Alle Augen hingen neugierig an dem Sicilianer.

„Monsieur l'Abbé, das Ding wird ernſthaft,“ ſagte der Engländer, „ich rath' Ihnen, auf den Rückzug zu denken.“

„Der Kerl hat den Teufel im Leibe!“ ſchrie der Franzoſe und flog aus dem Hauſe — die Frauenzimmer ſtürzten mit Geſchrei aus dem Saale — der Virtuoſe folgte ihnen — der deutſche Domherr ſchnarchte in einem Seſſel — der Ruſſe blieb, wie bisher, gleichgültig ſitzen.

„Sie wollten vielleicht nur einen Großſprecher zum Gelächter machen,“ fing der Prinz wieder an, nachdem jene hinaus waren — „oder hätten Sie wohl Luſt, uns Wort zu halten?“

„Es iſt wahr,“ ſagte der Sicilianer. „Mit dem Abbé war es mein Ernſt nicht. Ich habe ihn beim Wort genommen, weil ich wohl wußte, daß die Memme es nicht ſo weit würde kommen laſſen. Die Sache ſelbſt iſt übrigens zu ernſthaft um bloß einen Scherz damit auszuführen.“

„Sie räumen alſo doch ein, daß ſie in Ihrer Gewalt iſt?“

Der Magier ſchwieg eine lange Zeit und ſchien den Prinzen ſorgfältig mit den Augen zu prüfen.

„Ja,“ antwortete er endlich.

Die Neugierde des Prinzen war bereits auf den höchſten Grad geſpannt. Dieß war jederzeit ſeine Lieblingsſchwärmerei geweſen, und ſeit jener erſten Erſcheinung des Armeniers hat-

ten ſich alle Ideen wieder bei ihm gemeldet, die ſeine reifere Vernunft und eine beſſere Lecture ſo lange abgewieſen hatten. Er ging mit dem Sicilianer bei Seite, und ich hörte ihn ſehr angelegentlich mit ihm unterhandeln.

„Sie haben hier einen Mann vor ſich,“ fuhr er fort, „der von Ungeduld brennt, in dieſer wichtigen Materie es zu einer Ueberzeugung zu bringen. Ich würde denjenigen als meinen Wohlthäter, als meinen erſten Freund umarmen, der hier meine Zweifel zerſtreute und die Decke von meinen Augen zöge. — Wollen Sie ſich dieſes großes Verdienſt um mich erwerben?“

„Was verlangen Sie von mir?“ ſagte der Magier mit Bedenken.

„Für jetzt nur eine Probe Ihrer Kunſt. Laſſen Sie mich eine Erſcheinung ſehen.“

„Wozu ſoll das führen?“

„Dann mögen Sie aus meiner nähern Bekanntſchaft urtheilen, ob ich eines höhern Unterrichts werth bin.“

„Ich ſchätz' Sie über Alles, durchlauchtigſter Prinz. Eine geheime Gewalt in Ihrem Angeſichte, die Sie ſelbſt noch nicht kennen, hat mich beim erſten Anblick unwiderſtehlich an Sie gebunden. Sie ſind mächtiger, als Sie ſelbſt wiſſen. Sie haben unumſchränkt über meine ganze Gewalt zu gebieten — aber —“

„Alſo laſſen Sie mich eine Erſcheinung ſehen.“

„Aber ich muß erſt gewiß ſeyn, daß Sie dieſe Forderung nicht aus Neugierde an mich machen. Wenn gleich die unſichtbaren Kräfte mir einigermaßen zu Willen ſind, ſo iſt es unter der heiligen Bedingung, daß ich meine Gewalt nicht mißbrauche.“

„Meine Abſichten ſind die reinſten. Ich will Wahrheit.“

Hier verließen ſie ihren Platz und traten zu einem ent-

fernten Fenſter, wo ich ſie nicht weiter hören konnte. Der Engländer, der dieſe Unterredung gleichfalls mit angehört hatte, zog mich auf die Seite.

„Ihr Prinz iſt ein edler Mann; es thut mir leid um ihn. Ich verwette meine Seele, daß er mit einem Schurken zu thun hat.“

„Es wird darauf ankommen,“ ſagte ich, „wie er ſich aus dem Handel zieht.“

„Wiſſen Sie was?“ ſagte der Engländer: „Jetzt macht der arme Teufel ſich koſtbar. Er wird ſeine Kunſt nicht auskramen, bis er Geld klingen hört. Es ſind unſer Neune. Wir wollen eine Collecte machen. Das bricht ihm den Hals und öffnet vielleicht Ihrem Prinzen die Augen.“

„Ich bin's zufrieden.“

Der Engländer warf ſechs Guineen auf einen Teller und ſammelte in der Reihe herum. Jeder gab einige Louis; dem Ruſſen gefiel unſer Vorſchlag ungemein, er legte eine Banknote von hundert Zechinen auf den Teller — eine Verſchwendung, über welche der Engländer erſchrack. Wir brachten die Collecte dem Prinzen. „Haben Sie die Güte,“ ſagte der Engländer, „bei dieſem Herrn für uns fürzuſprechen, daß er uns eine Probe ſeiner Kunſt ſehen laſſe und dieſen kleinen Beweis unſerer Erkenntlichkeit annehme.“ Der Prinz legte noch einen koſtbaren Ring auf den Teller, und reichte ihn dem Sicilianer. Dieſer bedachte ſich einige Secunden — „Meine Herren,“ fing er darauf an, „dieſe Großmuth erniedrigt mich — aber ich gebe Ihrem Verlangen nach. Ihr Wunſch ſoll erfüllt werden (indem er eine Glocke zog). Was dieſes Gold betrifft, worauf ich ſelber kein Recht habe, ſo werden Sie mir erlauben, daß ich es in dem nächſten Benedictinerkloſter für milde Stiftungen

niederlege. Dieſen Ring behalte ich als ein ſchätzbares Denkmal, das mich an den würdigſten Prinzen erinnern ſoll.“

Hier kam der Wirth, dem er das Geld ſogleich überlieferte.

„Und er iſt dennoch ein Schurke,“ ſagte mir der Engländer ins Ohr. „Das Geld ſchlägt er aus, weil ihm jetzt mehr an dem Prinzen gelegen iſt.“

„Was verlangen Sie?“ fragte jetzt der Magier den Letztern.

Der Prinz beſann ſich einen Augenblick — „Lieber gleich einen großen Mann,“ rief der Lord. „Fordern Sie den Papſt Ganganelli. Dem Herrn wird das gleich wenig koſten.“

Der Sicilianer biß ſich in die Lippen — „Ich darf keinen citiren, der die Weihung empfangen hat.“

„Das iſt ſchlimm,“ ſagte der Engländer. „Vielleicht hätten wir von ihm erfahren, an welcher Krankheit er geſtorben iſt.“

„Der Marquis von Lanoy,“ nahm der Prinz jetzt das Wort, „war franzöſiſcher Brigadier im vorigen Kriege und mein vertrauteſter Freund. In der Bataille bei Haſtinbeck empfing er eine tödtliche Wunde, man trug ihn nach meinem Zelte, wo er bald darauf in meinen Armen ſtarb. Als er ſchon mit dem Tode rang, winkte er mich noch zu ſich. „Prinz,“ fing er an, „ich werde mein Vaterland nicht wieder ſehen, erfahren Sie alſo ein Geheimniß, wozu Niemand, als ich, den Schlüſſel hat. In einem Kloſter auf der flandriſchen Gränze lebt eine — —“ Hier verſchied er. Die Hand des Todes zertrennte den Faden ſeiner Rede, ich möchte ihn hier haben und di Fortſetzung hören.“

„Viel gefordert, bei Gott!“ rief der Engländer. „Ich erkläre Sie für den größten Künſtler des Erdbodens, wenn Sie dieſe Aufgabe löſen.“

Wir bewunderten die ſinnreiche Wahl des Prinzen und gaben ihr einſtimmig unſern Beifall. Unterdeſſen ging der

Magier mit ſtarken Schritten auf und nieder und ſchien unentſchloſſen mit ſich ſelbſt zu kämpfen.

„Und das war Alles, was der Sterbende Ihnen zu hinterlaſſen hatte?"

„Alles."

„Thaten Sie keine weitern Nachfragen deßwegen in ſeinem Vaterlande?"

„Sie waren alle vergebens."

„Der Marquis von Lanoy hatte untadelhaft gelebt? — Ich darf nicht jeden Todten rufen."

„Er ſtarb mit Reue über die Ausſchweifungen ſeiner Jugend."

„Tragen Sie irgend etwa ein Andenken von ihm bei ſich?"

„Ja" — (Der Prinz führte wirklich eine Tabatiere bei ſich, worauf das Miniaturbild des Marquis in Email war und die er bei der Tafel neben ſich hatte liegen gehabt.)

„Ich verlange es nicht zu wiſſen — — laſſen Sie mich allein. Sie ſollen den Verſtorbenen ſehen."

Wir wurden gebeten, uns ſo lange in den andern Pavillon zu begeben, bis er uns rufen würde. Zugleich ließ er alle Meubeln aus dem Saale räumen, die Fenſter ausheben, und die Läden auf das genaueſte verſchließen. Dem Wirth, mit dem er ſchon vertraut zu ſeyn ſchien, befahl er, ein Gefäß mit glühenden Kohlen zu bringen, und alle Feuer im Hauſe ſorgfältig mit Waſſer zu löſchen. Ehe wir weggingen nahm er von Jedem insbeſondere das Ehrenwort, ein ewiges Stillſchweigen über das zu beobachten, was wir ſehen und hören würden. Hinter uns wurden alle Zimmer auf dieſem Pavillon verriegelt.

Es war nach eilf Uhr, und eine Todtenſtille herrſchte im ganzen Hauſe. Beim Hinausgehen fragte mich der Ruſſe, ob wir geladne Piſtolen bei uns hätten? — „Wozu?" ſagte ich —

„Es iſt auf alle Fälle,“ verſetzte er. „Warten Sie einen Augenblick, ich will mich darnach umſehen.“ Er entfernte ſich. Der Baron von F. und ich öffneten ein Fenſter, das jenem Pavillon gegenüber ſah, und es kam uns vor, als hörten wir zwei Menſchen zuſammen flüſtern, und ein Geräuſch, als ob man eine Leiter anlegte. Doch war das nur eine Muthmaßung, und ich getraute mir nicht, ſie für wahr auszugeben. Der Ruſſe kam mit einem paar Piſtolen zurück, nachdem er eine halbe Stunde ausgeblieben war. Wir ſahen ſie ihn ſcharf laden. Es war beinahe zwei Uhr, als der Magier wieder erſchien, und uns ankündigte, daß es Zeit wäre. Ehe wir hinein traten, ward uns befohlen, die Schuhe auszuziehen, und im bloßen Hemde, Strümpfen und Unterkleidern zu erſcheinen. Hinter uns wurde, wie das erſte Mal, verriegelt.

Wir fanden, als wir in den Saal zurückkamen, mit einer Kohle einen weiten Kreis beſchrieben, der uns alle zehn bequem faſſen konnte. Ringsherum, an allen vier Wänden des Zimmers waren die Dielen weggehoben, daß wir gleichſam auf einer Inſel ſtanden. Ein Altar, mit ſchwarzem Tuch behangen, ſtand mitten im Kreiſe errichtet, unter welchen ein Teppich von rothem Atlaß gebreitet war. Eine chaldäiſche Bibel lag bei einem Todtenkopf aufgeſchlagen auf dem Altar, und ein ſilbernes Crucifix war darauf feſt gemacht. Statt der Kerzen brannte Spiritus in einer ſilbernen Capſel. Ein dicker Rauch von Olibanum verfinſterte den Saal, davon das Licht beinahe erſtickte. Der Beſchwörer war entkleidet, wie wir, aber barfuß; um den bloßen Hals trug er ein Amulet an einer Kette von Menſchenhaaren, um die Lenden hatte er eine weiße Schürze geſchlagen, die mit geheimen Chiffren und ſymboliſchen Figuren bezeichnet war. Er hieß uns einander die Hände reichen, und eine tiefe Stille beobachten; vorzüglich empfahl er

uns, ja keine Frage an die Erſcheinung zu thun. Den Engländer und mich (gegen uns Beide ſchien er das meiſte Mißtrauen zu hegen) erſuchte er, zwei bloße Degen unverrückt und kreuzweiſe, einen Zoll hoch, über ſeinem Scheitel zu halten, ſo lange die Handlung dauern würde. Wir ſtanden in einem halben Mond um ihn herum, der ruſſiſche Officier drängte ſich dicht an den Engländer und ſtand zunächſt an dem Altar. Das Geſicht gegen Morgen gerichtet, ſtellte ſich der Magier jetzt auf den Teppich, ſprengte Weihwaſſer nach allen vier Weltgegenden, und neigte ſich dreimal gegen die Bibel. Eine halbe Viertelſtunde dauerte die Beſchwörung, von welcher wir nichts verſtanden; nach Endigung derſelben gab er denen, die zunächſt hinter ihm ſtanden, ein Zeichen, daß ſie ihn jetzt feſt bei den Haaren faſſen ſollten. Unter den heftigſten Zuckungen rief er den Verſtorbenen dreimal mit Namen, und das drittemal ſtreckte er nach dem Crucifixe die Hand aus — —

Auf einmal empfanden wir alle zugleich einen Streich, wie vom Blitze, daß unſere Hände auseinander flogen; ein plötzlicher Donnerſchlag erſchütterte das Haus, alle Schlöſſer klangen, alle Thüren ſchlugen zuſammen, der Deckel an der Capſel fiel zu, das Licht löſchte aus, und an der entgegenſtehenden Wand über dem Kamine zeigte ſich eine menſchliche Figur in blutigem Hemde, bleich und mit dem Geſicht eines Sterbenden.

„Wer ruft mich?“ ſagte eine hohle, kaum hörbare Stimme.

„Dein Freund,“ antwortete der Beſchwörer, „der dein Andenken ehret und für deine Seele betet,“ zugleich nannte er den Namen des Prinzen.

Die Antworten erfolgten immer nach einem ſehr großen Zwiſchenraume.

„Was verlangt er?“ fuhr dieſe Stimme fort.

„Dein Bekenntniß will er zu Ende hören, das du in dieſer Welt angefangen und nicht beſchloſſen haſt.“

„In einem Kloſter auf der flandriſchen Gränze lebt — — —“

Hier erzitterte das Haus von neuem. Die Thür ſprang freiwillig unter einem heftigen Donnerſchlag auf, ein Blitz erleuchtete das Zimmer, und eine andere körperliche Geſtalt, blutig und blaß, wie die erſte, aber ſchrecklicher, erſchien an der Schwelle. Der Spiritus fing von ſelbſt an wieder zu brennen, und der Saal wurde hell wie zuvor. „Wer iſt unter uns?“ rief der Magier erſchrocken und warf einen Blick des Entſetzens durch die Verſammlung — „Dich hab' ich nicht gewollt.“ Die Geſtalt ging mit majeſtätiſchem, leiſem Schritt gerade auf den Altar zu, ſtellte ſich auf den Teppich, und uns gegenüber und faßte das Crucifix. Die erſte Figur ſahen wir nicht mehr.

„Wer ruft mich?“ fragte dieſe zweite Erſcheinung.

Der Magier fing an, heftig zu zittern. Schrecken und Erſtaunen hatten uns gefeſſelt. Ich griff nach einer Piſtole, der Magier riß ſie mir aus der Hand und drückte ſie auf die Geſtalt ab. Die Kugel rollte langſam auf dem Altar, und die Geſtalt trat unverändert aus dem Rauche. Jetzt ſank der Magier ohnmächtig nieder.

„Was wird das?“ rief der Engländer voll Erſtaunen und wollte einen Streich mit dem Degen nach ihr thun. Die Geſtalt berührte ſeinen Arm, und die Klinge fiel zu Boden. Hier trat der Angſtſchweiß auf meine Stirn. Baron F. geſtand uns nachher, daß er gebetet habe. Dieſe ganze Zeit über ſtand der Prinz furchtlos und ruhig, die Augen ſtarr auf die Erſcheinung gerichtet.

„Ja, ich erkenne dich!“ rief er endlich voll Rührung aus, „du biſt Lanoy, du biſt mein Freund — — Woher kommſt du?„

„Die Ewigkeit iſt ſtumm. Frage mich aus dem vergangenen Leben.“

„Wer lebt in dem Kloſter, das du mir bezeichnet haſt?“

„Meine Tochter.“

„Wie? Du biſt Vater geweſen?“

„Weh mir, daß ich es nicht war!“

„Biſt du nicht glücklich, Lanoy?“

„Gott hat gerichtet.“

„Kann ich dir auf dieſer Welt noch einen Dienſt erzeigen?“

„Keinen, als an dich ſelbſt zu denken.“

„Wie muß ich das?“

„In Rom wiſt du es erfahren.“

Hier erfolgte ein neuer Donnerſchlag — eine ſchwarze Rauchwolke erfüllte das Zimmer; als ſie zerfloſſen war, fanden wir keine Geſtalt mehr. Ich ſtieß einen Fenſterladen auf. Es war Morgen.

Jetzt kam auch der Magier aus ſeiner Betäubung zurück. „Wo ſind wir?“ rief er aus, als er Tageslicht erblickte. Der ruſſiſche Officier ſtand dicht hinter ihm und ſah ihm über die Schulter. „Taſchenſpieler,“ ſagte er mit ſchrecklichem Blick zu ihm: „Du wirſt keinen Geiſt mehr rufen.“

Der Sicilianer drehte ſich um, ſah ihm genauer ins Geſicht, that einen lauten Schrei und ſtürzte zu ſeinen Füßen.

Jetzt ſahen wir alle auf einmal den vermeintlichen Ruſſen an. Der Prinz erkannte in ihm ohne Mühe die Züge ſeines Armeniers wieder, und das Wort, das er eben hervorſtottern wollte, erſtarb auf ſeinem Munde. Schrecken und Ueberraſchung hatten uns alle wie verſteinert. Lautlos und unbeweglich ſtarrten wir dieſes geheimnißvolle Weſen an, das uns mit einem Blicke ſtiller Gewalt und Größe durchſchaute. Eine Minute

dauerte dieß Schweigen — und wieder eine. Kein Odem war in der ganzen Verſammlung.

Einige kräftige Schläge an die Thür brachten uns endlich wieder zu uns ſelbſt. Die Thür fiel zertrümmert in den Saal, und herein drangen Gerichtsdiener mit Wache. „Hier finden wir ſie ja beiſammen!“ rief der Anführer und wandte ſich zu ſeinen Begleitern. „Im Namen der Regierung!“ rief er uns zu. „Ich verhafte euch.“ Wir hatten nicht ſo viel Zeit, uns zu beſinnen; in wenig Augenblicken waren wir umringt. Der ruſſiſche Officier, den ich jetzt wieder den Armenier nenne, zog den Anführer der Häſcher auf die Seite, und ſo viel mir dieſe Verwirrung zuließ, bemerkte ich, daß er ihm einige Worte heimlich ins Ohr ſagte und etwas Schriftliches vorzeigte. Sogleich verließ ihn der Häſcher mit einer ſtummen und ehrerbietigen Verbeugung, wandte ſich darauf zu uns und nahm ſeinen Hut ab. „Vergeben Sie, meine Herren,“ ſagte er, „daß ich Sie mit dieſem Betrüger vermengen konnte. Ich will nicht fragen, wer Sie ſind — aber dieſer Herr verſichert mich, daß ich Männer von Ehre vor mir habe.“ Zugleich winkte er ſeinen Begleitern, von uns abzulaſſen. Den Sicilianer befahl er, wohl zu bewachen und zu binden. „Der Burſche da iſt überreif,“ ſetzte er hinzu. „Wir haben ſchon ſieben Monate auf ihn gelauert.“

Dieſer elende Menſch war wirklich ein Gegenſtand des Jammers. Das doppelte Schrecken der zweiten Geiſtererſcheinung und dieſes unerwarteten Ueberfalls hatte ſeine Beſinnungskraft überwältigt. Er ließ ſich binden wie ein Kind; die Augen lagen weit aufgeſperrt und ſtier in einem todtenähnlichen Geſicht, und ſeine Lippen bebten in ſtillen Zuckungen, ohne einen Laut auszuſtoßen. Jeden Augenblick erwarteten wir einen Ausbruch von Convulſionen. Der Prinz fühlte Mitleid mit ſeinem

Zuſtand, und unternahm es, ſeine Loslaſſung bei dem Gerichts-diener auszuwirken, dem er ſich zu erkennen gab.

„Gnädigſter Herr,“ ſagte dieſer, „wiſſen Sie auch, wer der Menſch iſt, für welchen Sie ſich ſo großmüthig verwenden? Der Betrug, den er Ihnen zu ſpielen gedachte, iſt ſein geringſtes Verbrechen. Wir haben ſeine Helfershelfer. Sie ſagen abſcheuliche Dinge von ihm aus. Er mag ſich noch glücklich preiſen, wenn er mit der Galeere davon kommt.“

Unterdeſſen ſahen wir auch den Wirth nebſt ſeinen Hausgenoſſen mit Stricken gebunden über den Hof führen — „Auch dieſer?“ rief der Prinz. „Was hat denn dieſer verſchuldet?“ — „Er war ſein Mitſchuldiger und Hehler,“ antwortete der Anführer der Häſcher, „der ihm zu ſeinen Taſchenſpielerſtückchen und Diebereien behülflich geweſen und ſeinen Raub mit ihm getheilt hat. Gleich ſollen Sie überzeugt ſeyn, gnädigſter Herr (indem er ſich zu ſeinen Begleitern kehrte). Man durchſuche das ganze Haus und bringe mir ſogleich Nachricht, was man gefunden hat.“

Jetzt ſah ſich der Prinz nach dem Armenier um — aber er war nicht mehr vorhanden; in der allgemeinen Verwirrung, welche dieſer Ueberfall anrichtete, hatte er Mittel gefunden, unbemerkt zu entkommen. Der Prinz war untröſtlich; gleich wollte er ihm alle ſeine Leute nachſchicken, er ſelbſt wollte ihn aufſuchen und mich mit ſich fortreißen. Ich eilte ans Fenſter; das ganze Haus war von Neugierigen umringt, die das Gerücht dieſer Begebenheit herbeigeführt hatte. Unmöglich war es, durch das Gedränge zu kommen. Ich ſtellte dem Prinzen dieſes vor. „Wenn es dieſem Armenier ein Ernſt iſt, ſich vor uns zu verbergen, ſo weiß er unfehlbar die Schliche beſſer als wir, und alle unſere Nachforſchungen werden vergebens ſeyn. Lieber laſſen Sie uns noch hier bleiben, gnädigſter Prinz. Viel-

leicht kann uns dieſer Gerichtsdiener etwas Näheres von ihm ſagen, dem er ſich, wenn ich anders recht geſehen, entdeckt hat.“

Jetzt erinnerten wir uns, daß wir noch ausgekleidet waren. Wir eilten nach unſerm Zimmer, uns in der Geſchwindigkeit in unſere Kleider zu werfen. Als wir zurückkamen, war die Hausſuchung geſchehen.

Nachdem man den Altar weggeräumt und die Dielen des Saals aufgebrochen, entdeckte man ein geräumiges Gewölbe, worin ein Menſch gemächlich aufrecht ſitzen konnte, mit einer Thür verſehen, die durch eine ſchmale Treppe nach dem Keller führte. In dieſem Gewölbe fand man eine Elektriſirmaſchine, eine Uhr und eine kleine ſilberne Glocke, welche letztere, ſo wie die Elektriſirmaſchine, mit dem Altar und dem darauf befeſtigten Crucifixe Communication hatte. Ein Fenſterladen, der dem Kamine gerade gegenüberſtand, war durchbrochen und mit einem Schieber verſehen, um, wie wir nachher erfuhren, eine magiſche Laterne in ſeine Oeffnung einzupaſſen, aus welcher die verlangte Geſtalt auf die Wand über dem Kamine gefallen war. Vom Dachboden und aus dem Keller brachte man verſchiedene Trommeln, woran große bleierne Kugeln an Schnüren befeſtigt hingen, wahrſcheinlich um das Geräuſch des Donners hervorzubringen, das wir gehört hatten. Als man die Kleider des Sicilianers durchſuchte, fand man in einem Etui verſchiedene Pulver, wie auch lebendigen Mercur in Phiolen und Büchſen, Phosphorus in einer gläſernen Flaſche, einen Ring, den wir gleich für einen magnetiſchen erkannten, weil er an einem ſtählernen Knopfe hängen blieb, dem er von ungefähr nahe gebracht worden, in den Rocktaſchen ein Paternoſter, einen Judenbart, Terzerole und einen Dolch. „Laſſ’ doch ſehen, ob ſie geladen ſind,“ ſagte einer von den Häſchern, indem er

eines von den Terzerolen nahm und ins Kamin abſchoß. „Jeſus Maria!“ rief eine hohle menſchliche Stimme, eben die, welche wir von der erſten Erſcheinung gehört hatten — und in demſelben Augenblicke ſahen wir einen blutenden Körper aus dem Schlot herunterſtürzen. — „Noch nicht zur Ruhe, armer Geiſt?“ rief der Engländer, während daß wir Andern mit Schrecken zurückfuhren. „Gehe heim zu deinem Grabe. Du haſt geſchienen, was du nicht warſt; jetzt wirſt du ſeyn, was du ſchieneſt.“

„Jeſus Maria! Ich bin verwundet,“ wiederholte der Menſch im Kamine. Die Kugel hatte ihm das rechte Bein zerſchmettert. Sogleich beſorgte man, daß die Wunde verbunden wurde.

„Aber wer biſt du denn und was für ein böſer Dämon muß dich hieher führen?“

„Ein armer Barfüßer,“ antwortete der Verwundete. „Ein fremder Herr hier hat mir eine Zechine geboten, daß ich —“

„Eine Formel herſagen ſollte. Und warum haſt du dich denn nicht gleich wieder davon gemacht?“

„Er wollte mir ein Zeichen geben, wenn ich fortfahren ſollte; aber das Zeichen blieb aus, und wie ich hinausſteigen wollte, war die Leiter weggezogen.“

„Und wie heißt denn die Formel, die er dir eingelernt hat?“

Der Menſch bekam hier eine Ohnmacht, daß nichts weiter aus ihm herauszubringen war. Unterdeſſen hatte ſich der Prinz zu dem Anführer der Häſcher gewendet.

„Sie haben uns,“ ſagte er, indem er ihm zugleich einige Goldſtücke in die Hand drückte, „Sie haben uns aus den Händen eines Betrügers gerettet und uns, ohne uns noch zu kennen, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Wollen Sie nun unſere Verbindlichkeit vollkommen machen, und uns entdecken, wer

der Unbekannte war, dem es nur ein paar Worte koſtete, uns in Freiheit zu ſetzen?"

„Wen meinen Sie?" fragte der Anführer der Häſcher mit einer Miene, die deutlich zeigte, wie unnöthig dieſe Frage war.

„Den Herrn in ruſſiſcher Uniform meine ich, der Sie vorhin bei Seite zog, Ihnen etwas Schriftliches vorwies und einige Worte ins Ohr ſagte, worauf Sie uns ſogleich wieder losgaben."

„Sie kennen dieſen Herrn alſo nicht?" fragte der Häſcher wieder. „Er war nicht von Ihrer Geſellſchaft?"

„Nein," ſagte der Prinz — „und aus ſehr wichtigen Urſachen wünſchte ich näher mit ihm bekannt zu werden."

„Näher," antwortete der Häſcher, „kenn' ich ihn auch nicht. Sein Name ſelbſt iſt mir unbekannt, und heute habe ich ihn zum erſten Male in meinem Leben geſehen."

„Wie? und in ſo kurzer Zeit, durch ein paar Worte konnte er ſo viel über Sie vermögen, daß Sie ihn ſelbſt und uns Alle für unſchuldig erklärten?"

„Allerdings, durch ein einziges Wort."

„Und dieſes war? — Ich geſtehe, daß ich es wiſſen möchte."

„Dieſer Unbekannte, gnädigſter Herr" — indem er die Zechinen in ſeiner Hand wog — „Sie ſind zu großmüthig gegen mich geweſen, um Ihnen länger ein Geheimniß daraus zu machen — dieſer Unbekannte war — ein Officier der Staatsinquiſition."

„Der Staatsinquiſition! — Dieſer! —"

„Nicht anders, gnädigſter Herr — und davon überzeugte mich das Papier, welches er mir vorzeigte."

„Dieſer Menſch, ſagten Sie? Es iſt nicht möglich."

„Ich will Ihnen noch mehr ſagen, gnädigſter Herr. Eben dieſer war es, auf deſſen Denunciation ich hieher geſchickt worden bin, den Geiſterbeſchwörer zu verhaften."

Wir ſahen uns mit noch größerm Erſtaunen an.

„Da hätten wir es ja heraus,“ rief endlich der Engländer, „warum der arme Teufel von Beſchwörer ſo erſchrocken zuſammenfuhr, als er ihm näher ins Geſicht ſah. Er erkannte ihn für einen Spion, und darum that er jenen Schrei und ſtürzte zu ſeinen Füßen —“

„Nimmermehr!“ rief der Prinz. „Dieſer Menſch iſt Alles, was er ſeyn will, und Alles, was der Augenblick will, daß er ſeyn ſoll. Was er wirklich iſt, hat keines Menſchen Sohn erfahren. Sahen Sie den Sicilianer zuſammenſinken, als er ihm die Worte ins Ohr ſchrie: Du wirſt keinen Geiſt mehr rufen? Dahinter iſt mehr. Daß man vor etwas Menſchlichem ſo zu erſchrecken pflegt, ſoll mich Niemand überreden.“

„Darüber wird uns der Magier ſelbſt wohl am beſten zurechtweiſen können,“ ſagte der Lord, „wenn uns dieſer Herr (ſich zu dem Anführer der Gerichtsdiener wendend) Gelegenheit verſchaffen will, ſeinen Gefangenen zu ſprechen.“

Der Anführer der Häſcher verſprach es uns, und wir redeten mit dem Engländer ab, daß wir ihn gleich den andern Morgen aufſuchen wollten. Jetzt begaben wir uns nach Venedig zurück.

Mit dem früheſten Morgen war Lord Seymour da (dieß war der Name des Engländers), und bald nachher erſchien eine vertraute Perſon, die der Gerichtsdiener abgeſchickt hatte, uns nach dem Gefängniſſe zu führen. Ich habe vergeſſen, zu erzählen, daß der Prinz ſchon ſeit etlichen Tagen einen ſeiner Jäger vermißte, einen Bremer von Geburt, der ihm viele Jahre redlich gedient und ſein ganzes Vertrauen beſeſſen hatte. Ob er verunglückt oder geſtohlen, oder auch entlaufen war, wußte Niemand. Zu dem Letztern war gar kein wahrſcheinlicher Grund vorhanden, weil er jederzeit ein ſtiller und ordentlicher Menſch

geweſen und nie ein Tadel an ihm gefunden war. Alles, worauf ſeine Cameraden ſich beſinnen konnten, war, daß er in der letzten Zeit ſehr ſchwermüthig geweſen und, wo er nur einen Augenblick erhaſchen konnte, ein gewiſſes Minoritenkloſter in der Giudecca beſucht habe, wo er auch mit einigen Brüdern öfters Umgang gepflegt. Dieß brachte uns auf die Vermuthung, daß er vielleicht in die Hände der Pfaffen gerathen ſeyn möchte und ſich katholiſch gemacht hätte; und weil der Prinz über dieſen Artikel damals noch ſehr tolerant oder ſehr gleichgültig dachte, ſo ließ er's, nach einigen fruchtloſen Nachforſchungen, dabei bewenden. Doch ſchmerzte ihn der Verluſt dieſes Menſchen, der ihm auf ſeinen Feldzügen immer zur Seite geweſen, immer treu an ihm gehangen und in einem fremden Lande ſo leicht nicht wieder zu erſetzen war. Heute nun, als wir eben im Begriff ſtanden, auszugehen, ließ ſich der Bankier des Prinzen melden, an den der Auftrag ergangen war, für einen neuen Bedienten zu ſorgen. Dieſer ſtellte dem Prinzen einen gut gebildeten und wohlgekleideten Menſchen in mittlern Jahren vor, der lange Zeit in Dienſten eines Procurators als Secretär geſtanden, Franzöſiſch und auch etwas Deutſch ſprach, übrigens mit den beſten Zeugniſſen verſehen war. Seine Phyſiognomie gefiel, und da er ſich übrigens erklärte, daß ſein Gehalt von der Zufriedenheit des Prinzen mit ſeinen Dienſten abhängen ſollte, ſo ließ er ihn ohne Verzug eintreten.

Wir fanden den Sicilianer in einem Privatgefängniſſe, wohin er, dem Prinzen zu Gefallen, wie der Gerichtsdiener ſagte, einſtweilen gebracht worden war, ehe er unter die Bleidächer geſetzt wurde, zu denen kein Zugang mehr offen ſteht. Dieſe Bleidächer ſind das fürchterlichſte Gefängniß in Venedig, unter dem Dache des St. Marcuspalaſtes, worin die unglücklichen Verbrecher von der dörrenden Sonnenhitze, die ſich auf der

Bleifläche ſammelt, oft bis zum Wahnwitze leiden. Der Sicilianer hatte ſich von dem geſtrigen Zufalle wieder erholt, und ſtand ehrerbietig auf, als er den Prinzen anſichtig wurde. in Bein und eine Hand waren gefeſſelt, ſonſt aber konnte er frei durch das Zimmer gehen. Bei unſerm Eintritt entfernte ſich die Wache vor die Thür.

„Ich komme,“ ſagte der Prinz, „über zwei Punkte eine Erklärung von Ihnen zu verlangen. Die eine ſind Sie mir ſchuldig, und es wird Ihr Schade nicht ſeyn, wenn Sie mich über den andern befriedigen.“

„Meine Rolle iſt ausgeſpielt,“ verſetzte der Sicilianer. „Mein Schickſal ſteht in Ihren Händen.“

„Ihre Aufrichtigkeit allein iſt es, die es erleichtern kann.“

„Fragen Sie, gnädigſter Herr. Ich bin bereit zu antworten, denn ich habe nichts mehr zu verlieren.“

„Sie haben mich das Geſicht des Armeniers in Ihrem Spiegel ſehen laſſen. Wodurch bewirkten Sie dieſes?“

„Es war kein Spiegel, was Sie geſehen haben. Ein bloßes Paſtellgemälde hinter einem Glaſe, das einen Mann in armeniſcher Kleidung vorſtellte, hat Sie getäuſcht. Meine Geſchwindigkeit, die Dämmerung, Ihr Erſtaunen unterſtützten dieſen Betrug. Das Bild ſelbſt wird ſich unter den übrigen Sachen finden, die man in dem Gaſthofe in Beſchlag genommen hat.“

„Aber wie konnten Sie meine Gedanken ſo gut wiſſen und gerade auf den Armenier rathen?“

„Dieſes war gar nicht ſchwer, gnädigſter Herr. Ohne Zweifel haben Sie ſich bei Tiſche, in Gegenwart ihrer Bedienten, über die Begebenheit öfters herausgelaſſen, die ſich zwiſchen Ihnen und dieſem Armenier ereignet hat. Einer von meinen Leuten machte mit einem Jäger zufälliger Weiſe in der Giu-

decca Bekanntſchaft, aus welchem er nach und nach ſo viel zu ziehen wußte, als mir zu wiſſen nöthig war.“

„Wo iſt dieſer Jäger?“ fragte der Prinz. „Ich vermiſſe ihn, und ganz gewiß wiſſen Sie um ſeine Entweichung.“

„Ich ſchwöre Ihnen, daß ich nicht das Geringſte davon weiß, gnädigſter Herr. Ich ſelbſt hab’ ihn nie geſehen und nie eine andere Abſicht mit ihm gehabt, als die eben gemeldete.“

„Fahren Sie fort,“ ſagte der Prinz.

„Auf dieſem Wege nun erhielt ich überhaupt auch die erſte Nachricht von Ihrem Aufenthalt und Ihren Begebenheiten in Venedig, und ſogleich entſchloß ich mich, ſie zu nützen. Sie ſehen, gnädigſter Herr, daß ich aufrichtig bin. Ich wußte von Ihrer vorhabenden Spazierfahrt auf der Brenta; ich hatte mich darauf verſehen, und ein Schlüſſel, der Ihnen von ungefähr entfiel, gab mir die erſte Gelegenheit, meine Kunſt an Ihnen zu verſuchen.“

„Wie? So hätte ich mich geirrt? Das Stückchen mit dem Schlüſſel war Ihr Werk und nicht des Armeniers? Der Schlüſſel, ſagen Sie, wäre mir entfallen?“

„Als Sie die Börſe zogen — und ich nahm den Augenblick wahr, da mich Niemand beobachtete, ihn ſchnell mit dem Fuße zu verdecken. Die Perſon, bei der Sie die Lotterielooſe nahmen, war im Verſtändniß mit mir. Sie ließ Sie aus dem Gefäße ziehen, wo keine Niete zu holen war, und der Schlüſſel lag längſt in der Doſe, ehe ſie von Ihnen gewonnen wurde.“

‚Nunmehr begreif’ ich’s. Und der Barfüßermönch, der ſich mir in den Weg warf und mich ſo feierlich anredete?“

„War der nämliche, den man, wie ich höre, verwundet aus dem Kamine gezogen. Es iſt einer von meinen Cameraden,

der mir unter dieſer Verhüllung ſchon manche gute Dienſte geleiſtet.“

„Aber zu welchem Ende ſtellten Sie dieſes an?“

„Um Sie nachdenkend zu machen — um einen Gemüthszuſtand in Ihnen vorzubereiten, der Sie für das Wunderbare, das ich mit Ihnen im Sinne hatte, empfänglich machen ſollte.“

„Aber der pantomimiſche Tanz, der eine ſo überraſchende, ſeltſame Wendung nahm — dieſer war doch wenigſtens nicht von Ihrer Erfindung?“

„Das Mädchen, welches die Königin vorſtellte, war von mir unterrichtet und ihre ganze Rolle mein Werk. Ich vermuthete, daß es Eure Durchlaucht nicht wenig befremden würde, an dieſem Orte bekannt zu ſeyn, und, verzeihen Sie mir, gnädigſter Herr, das Abenteuer mit dem Armenier ließ mich hoffen, daß Sie bereits ſchon geneigt ſeyn würden, natürliche Auslegungen zu verſchmähen und nach höhern Quellen des Außerordentlichen zu ſpüren.“

„In der That!“ rief der Prinz mit einer Miene zugleich des Verdruſſes und der Verwunderung, indem er mir beſonders einen bedeutenden Blick gab, „in der That,“ rief er aus, „das habe ich nicht erwartet!“ *)

---

*) Und wahrſcheinlich auch die wenigſten meiner Leſer. Dieſe zu den Füßen des Prinzen ſo unerwartet und ſo feierlich niedergelegte Krone, mit der vorhergehenden Prophezeyung des Armeniers zuſammen genommen, ſcheint ſo natürlich und ungezwungen auf einen gewiſſen Zweck zu zielen, daß mir beim erſten Leſen dieſer Memoires ſogleich die verfängliche Anrede der Zauberſchweſtern in Macbeth: *Heil dir, Than von Glamis, der einſt König ſeyn wird!* dabei eingefallen iſt; und vermuthlich iſt es Mehrern ſo ergangen. Wenn eine gewiſſe Vorſtellung auf eine feierliche und ungewöhnliche Art in die Seele gebracht worden, ſo kann es nicht fehlen, daß alle darauf folgenden, welche nur der geringſten Beziehung auf ſie fähig ſind, ſich an

„Aber,“ fuhr der Prinz nach einem langen Stillſchweigen wieder fort, „wie brachten Sie die Geſtalt hervor, die an der Wand über dem Kamine erſchien?“

„Durch die Zauberlaterne, welche an dem gegenüberſtehenden Fenſterladen angebracht war, wo Sie auch die Oeffnung dazu bemerkt haben werden.“

„Aber wie kam es denn, daß kein einziger unter uns ſie gewahr wurde?“ fragte Lord Seymour.

„Sie erinnern ſich, gnädigſter Herr, daß ein dicker Rauch von Olibanum den ganzen Saal verfinſterte, als Sie zurückgekommen waren. Zugleich hatte ich die Vorſicht gebraucht, die Dielen, welche man weggehoben, neben demjenigen Fenſter anlehnen zu laſſen, wo die Laterna magica eingefügt war; dadurch verhinderte ich, daß Ihnen dieſer Fenſterladen nicht ſogleich ins Geſicht fiel. Uebrigens blieb die Laterne auch ſo lange durch einen Schieber verdeckt, bis Sie alle ihre Plätze genommen hatten, und keine Unterſuchung im Zimmer mehr von Ihnen zu fürchten war.“

„Mir kam vor,“ fiel ich ein, „als hörte ich in der Nähe des Saals eine Leiter anlegen, als ich in dem andern Pavillon aus dem Fenſter ſah. War dem wirklich ſo?“

„Ganz recht. Eben dieſe Leiter, auf welcher mein Gehülfe

dieſelbe anſchließen und in einen gewiſſen Rapport mit ihr ſetzen. Der Sicilianer, der, wie es ſcheint, mit der ganzen Sache nicht mehr und nicht weniger gewollt hat als den Prinzen dadurch zu überraſchen, daß er ihn merken ließ, ſein Stand ſey entdeckt, hat dem Armenier, ohne daran zu denken, in die Hand gearbeitet: aber ſo ſehr die Sache auch an Intereſſe verliert, wenn man den höhern Zweck zurücknimmt, auf welchen ſie anfangs angelegt ſchien, ſo wenig darf ich doch der hiſtoriſchen Wahrheit zu nahe treten, und ich erzähle das Factum, wie ich es gefunden. A. d. H.

zu dem bewußten Fenſter emporkletterte, um die Zauberlaterne zu dirigiren.“

„Die Geſtalt,“ fuhr der Prinz fort, „ſchien wirklich eine flüchtige Aehnlichkeit mit meinem verſtorbenen Freunde zu haben; beſonders traf es ein, daß ſie ſehr blond war. War dieſes bloßer Zufall, oder woher ſchöpften Sie dieſelbe?“

„Eure Durchlaucht erinnern ſich, daß Sie über Tiſche eine Doſe neben ſich hatten liegen gehabt, auf welcher das Portrait eines Officiers in **ſcher Uniform in Email war. Ich fragte Sie, ob Sie von Ihrem Freunde nicht irgend ein Andenken bei ſich führten? worauf Sie mit Ja antworteten; daraus ſchloß ich, daß es vielleicht die Doſe ſeyn möchte. Ich hatte das Bild über Tiſche gut ins Auge gefaßt, und weil ich im Zeichnen ſehr geübt, auch im Treffen ſehr glücklich bin, ſo war es mir ein Leichtes, dem Bilde dieſe flüchtige Aehnlichkeit zu geben, die Sie wahrgenommen haben; und um ſo mehr, da die Geſichtszüge des Marquis ſehr ins Auge fallen.“

„Aber die Geſtalt ſchien ſich doch zu bewegen. —“

„So ſchien es — aber es war nicht die Geſtalt, ſondern der Rauch, der von ihrem Scheine beleuchtet war.“

„Und der Menſch, welcher aus dem Schlot herabſtürzte, antwortete alſo für die Erſcheinung?“

„Eben dieſer.“

„Aber er konnte ja die Fragen nicht wohl hören.“

„Dieſes brauchte er auch nicht. Sie beſinnen ſich, gnädigſter Prinz, daß ich Ihnen allen auf das ſtrengſte verbot, ſelbſt eine Frage an das Geſpenſt zu richten. Was ich ihn fragen würde und er mir antworten ſollte, war abgeredet; und damit ja kein Verſehen vorfiele, ließ ich ihn große Pauſen beobachten, die er an Schlägen einer Uhr abzählen mußte.“

„Sie gaben dem Wirthe Befehl, alle Feuer im Hauſe

ſorgfältig mit Waſſer löſchen zu laſſen; dieß geſchah ohne Zweifel —"

„Um meinen Mann im Kamine außer Gefahr des Erſtickens zu ſetzen, weil die Schornſteine im Hauſe ineinander laufen, und ich vor Ihrer Suite nicht ſo recht ſicher zu ſeyn glaubte."

„Wie kam es aber," fragte Lord Seymour, „daß Ihr Geiſt weder früher noch ſpäter da war, als Sie ihn brauchten?"

„Mein Geiſt war ſchon eine gute Weile im Zimmer, ehe ich ihn citirte; aber ſo lange der Spiritus brannte, konnte man dieſen matten Schein nicht ſehen. Als meine Beſchwörungsformel geendigt war, ließ ich das Gefäß, worin der Spiritus flammte, zuſammenfallen, es wurde Nacht im Saal, und jetzt erſt wurde man die Figur an der Wand gewahr, die ſich ſchon längſt darauf reflectirt hatte."

„Aber in eben dem Moment, als der Geiſt erſchien, empfanden wir Alle einen elektriſchen Schlag. Wie bewirkten Sie dieſen?"

„Die Maſchine unter dem Altar haben Sie entdeckt. Sie ſahen auch, daß ich auf einem ſeidenen Fußteppich ſtand. Ich ließ Sie in einem halben Mond um mich herumſtehen und einander die Hände reichen; als es nahe dabei war, winkte ich einem von Ihnen, mich bei den Haaren zu faſſen. Das ſilberne Crucifix war der Conductor, und Sie empfingen den Schlag, als ich es mit der Hand berührte."

„Sie befahlen uns, dem Grafen von O** und mir," ſagte Lord Seymour, „zwei bloße Degen kreuzweiſe über ihrem Scheitel zu halten, ſo lange die Beſchwörung dauern würde. Wozu nun dieſes?"

„Zu nichts weiter, als um Sie beide, denen ich am wenigſten traute, während des ganzen Actus zu beſchäftigen. Sie

erinnern ſich, daß ich Ihnen ausdrücklich einen Zoll hoch beſtimmte; dadurch, daß Sie dieſe Entfernung immer in Acht nehmen mußten, waren Sie verhindert, Ihre Blicke dahin zu richten, wo ich ſie nicht gern haben wollte. Meinen ſchlimmſten Feind hatte ich damals noch gar nicht ins Auge gefaßt."

„Ich geſtehe," rief Lord Seymour, „daß dieß vorſichtig gehandelt heißt — aber warum mußten wir ausgekleidet ſeyn?"

„Bloß um der Handlung eine Feierlichkeit mehr zu geben, und durch das Ungewöhnliche Ihre Einbildungskraft zu ſpannen."

„Die zweite Erſcheinung ließ Ihren Geiſt nicht zum Worte kommen," ſagte der Prinz. „Was hätten wir eigentlich von ihm erfahren ſollen?"

„Beinahe dasſelbe, was Sie nachher gehört haben. Ich fragte Eure Durchlaucht nicht ohne Abſicht, ob Sie mir auch Alles geſagt, was Ihnen der Sterbende aufgetragen, und ob Sie keine weiteren Nachfragen wegen ſeiner in ſeinem Vaterlande gethan; dieſes fand ich nöthig, um nicht gegen Thatſachen anzuſtoßen, die der Ausſage meines Geiſtes hätten widerſprechen können. Ich fragte, gewiſſer Jugendſünden wegen, ob der Verſtorbene untadelhaft gelebt; und auf die Antwort, welche Sie mir gaben, gründete ich alsdann meine Erfindung."

„Ueber dieſe Sache," fing der Prinz nach einigem Stillſchweigen an, „haben Sie mir einen befriedigenden Aufſchluß gegeben. Aber ein Hauptumſtand iſt noch zurück, worüber ich Licht von Ihnen verlange."

„Wenn es in meiner Gewalt ſteht, und —"

„Keine Bedingungen. Die Gerechtigkeit, in deren Händen Sie ſind, dürfte ſo beſcheiden nicht fragen. Wer war dieſer Unbekannte, vor dem wir Sie niederſtürzen ſahen? Was wiſſen Sie von ihm? Woher kennen Sie ihn? Und was hat es für eine Bewandtniß mit dieſer zweiten Erſcheinung?"

„Gnädigſter Prinz —“

„Als Sie ihm genauer ins Geſicht ſahen, ſtießen Sie einen lauten Schrei aus und ſtürzten nieder. Warum das? Was bedeutete das?“

„Dieſer Unbekannte, gnädigſter Prinz“ — — Er hielt inne, wurde ſichtbarlich unruhiger und ſah uns alle in der Reihe herum mit verlegenen Blicken an — „Ja, bei Gott, gnädigſter Prinz, dieſer Unbekannte iſt ein ſchreckliches Weſen.“

„Was wiſſen Sie von ihm? Wie ſteht er mit Ihnen in Verbindung? — Hoffen Sie nicht, uns die Wahrheit zu verhehlen.“

„Davor werd' ich mich wohl hüten — denn wer ſteht mir dafür, daß er nicht in dieſem Augenblicke mitten unter uns ſteht?“

„Wo? Wer?“ riefen wir alle zugleich, und ſchauten uns halb lachend, halb beſtürzt im Zimmer um — „Das iſt ja nicht möglich.“

„O! dieſem Menſchen — oder wer er ſeyn mag — ſind Dinge möglich, die noch weit weniger zu begreifen ſind.“

„Aber wer iſt er denn? Woher ſtammt er? Armenier oder Ruſſe? Was iſt das Wahre an dem, wofür er ſich ausgibt?“

„Keines von Allem, was er ſcheint. Es wird wenige Stände und Nationen geben, davon er nicht ſchon die Maske getragen. Wer er ſey? Woher er gekommen? Wohin er gehe? weiß Niemand. Daß er lange in Aegypten geweſen, wie Viele behaupten, und dort aus einer Katakombe ſeine verborgene Weisheit geholt habe, will ich weder bejahen noch verneinen. Bei uns kennt man ihn nur unter dem Namen des Unergründlichen. Wie alt, zum Beiſpiel, ſchätzen Sie ihn?“

„Nach dem äußern Anſchein zu urtheilen, kann er kaum vierzig zurückgelegt haben.“

„Und wie alt denken Sie, daß ich ſey?“

„Nicht weit von fünfzig.“

„Ganz recht — und wenn ich Ihnen nun ſage, daß ich noch ein Burſche von ſiebenzehn Jahren war, als mir mein Großvater von dieſem Wundermanne erzählte, der ihn ungefähr in eben dem Alter, worin er jetzt zu ſeyn ſcheint, in Famaguſta geſehen hat.“ —

„Das iſt lächerlich, unglaublich und übertrieben.“

„Nicht um einen Zug. Hielten mich dieſe Feſſeln nicht ab, ich wollte Ihnen Bürgen ſtellen, deren ehrwürdiges Anſehen Ihnen keinen Zweifel mehr übrig laſſen ſollte. Es gibt glaubwürdige Leute, die ſich erinnern, ihn in verſchiedenen Weltgegenden zu gleicher Zeit geſehen zu haben. Keines Degens Spitze kann ihn durchbohren, kein Gift ihm etwas anhaben, kein Feuer ſengt ihn, kein Schiff geht unter, worauf er ſich befindet. Die Zeit ſelbſt ſcheint an ihm ihre Macht zu verlieren, die Jahre trocknen ſeine Säfte nicht aus, und das Alter kann ſeine Haare nicht bleichen. Niemand iſt, der ihn Speiſe nehmen ſah, nie iſt ein Weib von ihm berührt worden, kein Schlaf beſucht ſeine Augen, von allen Stunden des Tages weiß man nur eine einzige, über die er nicht Herr iſt, in welcher Niemand ihn geſehen, in welcher er kein irdiſches Geſchäft verrichtet hat.“

„So?“ ſagte der Prinz. „Und was iſt dieß für eine Stunde?“

„Die zwölfte in der Nacht. Sobald die Glocke den zwölften Schlag thut, gehört er den Lebendigen nicht mehr. Wo er auch ſeyn mag, er muß fort, welches Geſchäft er auch verrichtet, er muß es abbrechen. Dieſer ſchreckliche Glockenſchlag reißt ihn aus den Armen der Freundſchaft, reißt ihn ſelbſt vom Altar und würde ihn auch aus dem Todeskampf abrufen. Niemand weiß, wo er dann hingehet, noch was er da verrichtet. Niemand wagt es, ihn darum zu befragen, noch weniger, ihm zu folgen, denn ſeine Geſichtszüge ziehen ſich auf einmal, ſobald dieſe gefürchtete Stunde ſchlägt, in einen ſo finſtern und ſchreckhaften

Ernſt zuſammen, daß Jedem der Muth entfällt, ihm ins Geſicht zu blicken oder ihn anzureden. Eine tiefe Todesſtille endigt dann plötzlich das lebhafteſte Geſpräch, und Alle, die um ihn ſind, erwarten mit ehrerbietigem Schaudern ſeine Wiederkunft, ohne es nur zu wagen, ſich von der Stelle zu heben, oder die Thür zu öffnen, durch die er gegangen iſt."

„Aber," fragte einer von uns, „bemerkt man nichts Außerordentliches an ihm bei ſeiner Zurückkunft?"

„Nichts, als daß er bleich und abgemattet ausſieht, ungefähr wie ein Menſch, der eine ſchmerzhafte Operation ausgeſtanden, oder eine ſchreckliche Zeitung erhält. Einige wollen Blutstropfen auf ſeinem Hemde geſehen haben; dieſes aber laſſe ich dahingeſtellt ſeyn."

„Und hat man es zum wenigſten nie verſucht, ihm dieſe Stunde zu verbergen, oder ihn ſo in Zerſtreuung zu verwickeln, daß er ſie überſehen mußte?"

„Ein einziges Mal, ſagt man, überſchritt er den Termin. Die Geſellſchaft war zahlreich, man verſpätete ſich bis tief in die Nacht, alle Uhren waren mit Fleiß falſch gerichtet, und das Feuer der Unterredung riß ihn dahin. Als die geſetzte Stunde da war, verſtummte er plötzlich und wurde ſtarr, alle ſeine Gliedmaßen verharrten in derſelben Richtung, worin dieſer Zufall ſie überraſchte, ſeine Augen ſtanden, ſein Puls ſchlug nicht mehr, alle Mittel, die man anwendete, ihn wieder zu erwecken, waren fruchtlos; und dieſer Zuſtand hielt an, bis die Stunde verſtrichen war. Dann belebte er ſich plötzlich von ſelbſt wieder, ſchlug die Augen auf und fuhr in der nämlichen Sylbe fort, worin er war unterbrochen worden. Die allgemeine Beſtürzung verrieth ihm, was geſchehen war, und da erklärte er mit einem fürchterlichen Ernſte, daß man ſich glücklich preiſen dürfte, mit dem bloßen Schrecken davon gekommen zu ſeyn.

Aber die Stadt, worin ihm dieſes begegnet war, verließ er noch an demſelben Abend auf immer. Der allgemeine Glaube iſt, daß er in dieſer geheimnißvollen Stunde Unterredungen mit ſeinem Genius halte. Einige meinen gar, er ſey ein Verſtorbener, dem es verſtattet ſey, dreiundzwanzig Stunden vom Tage unter den Lebenden zu wandeln; in der letzten aber müſſe ſeine Seele zur Unterwelt heimkehren, um dort ihr Gericht auszuhalten. Viele halten ihn auch für den berühmten Apollonius von Tyana und Andere gar für den Jünger Johannes, von dem es heißt, daß er bleiben würde bis zum letzten Gericht."

„Ueber einen ſo außerordentlichen Mann kann es freilich nicht an abenteuerlichen Muthmaßungen fehlen. Alles Bisherige aber haben Sie bloß von Hörenſagen; und doch ſchien mir ſein Benehmen gegen Sie und das Ihrige gegen ihn auf eine genauere Bekanntſchaft zu deuten. Liegt hier nicht irgend eine beſondere Geſchichte zum Grunde, bei der Sie ſelbſt mit verwickelt geweſen? Verhehlen Sie uns nichts!"

Der Sicilianer ſah uns mit einem zweifelhaften Blicke an und ſchwieg.

„Wenn es eine Sache betrifft," fuhr der Prinz fort, „die Sie nicht gern laut machen wollen, ſo verſichere ich Sie, im Namen dieſer beiden Herren, der unverbrüchlichſten Verſchwiegenheit. Aber reden Sie aufrichtig und unverhohlen."

„Wenn ich hoffen kann," fing der Mann nach einem langen Stillſchweigen endlich an, „daß Sie ſolche nicht gegen mich zeugen laſſen wollen, ſo will ich Ihnen wohl eine merkwürdige Begebenheit mit dieſem Armenier erzählen, von der ich Augenzeuge war und die Ihnen über die verborgene Gewalt dieſes Menſchen keinen Zweifel mehr übrig laſſen wird. Aber es muß mir erlaubt ſeyn," ſetzte er hinzu, „einige Namen dabei zu verſchweigen."

„Kann es nicht auch ohne dieſe Bedingung geſchehen?“

„Nein, gnädigſter Herr. Es iſt eine Familie darein verwickelt, die ich Urſache habe zu ehren.“

„Laſſen Sie uns hören!“ ſagte der Prinz.

„Es mögen nun fünf Jahre ſeyn,“ fing der Sicilianer an, „daß ich in Neapel, wo ich mit ziemlichem Glücke meine Künſte trieb, mit einem gewiſſen Lorenzo del M**nte, Chevalier des Ordens von St. Stephan, Bekanntſchaft machte, einem jungen und reichen Cavalier aus einem der erſten Häuſer des Königsreichs, der mich mit Verbindlichkeiten überhäufte und für meine Geheimniſſe große Achtung zu tragen ſchien. Er entdeckte mir, daß der Marcheſe del M**nte, ſein Vater, ein eifriger Verehrer der Kabbala wäre und ſich glücklich ſchätzen würde, einen Weltweiſen (wie er mich zu nennen beliebte) unter ſeinem Dache zu wiſſen. Der Greis wohnte auf einem ſeiner Landgüter an der See, ungefähr ſieben Meilen von Neapel, wo er beinahe in gänzlicher Abgeſchiedenheit von Menſchen das Andenken eines theuren Sohnes beweinte, der ihm durch ein ſchreckliches Schickſal entriſſen ward. Der Chevalier ließ mich merken, daß er und ſeine Familie in einer ſehr ernſthaften Angelegenheit meiner wohl gar einmal bedürfen könnten, um von meiner geheimen Wiſſenſchaft vielleicht einen Aufſchluß über etwas zu erhalten, wobei alle natürlichen Mittel fruchtlos erſchöpft worden wären. Er insbeſondere, ſetzte er bedeutungsvoll hinzu, würde einſt vielleicht Urſache haben, mich als den Schöpfer ſeiner Ruhe und ſeines ganzen irdiſchen Glücks zu betrachten. Die Sache ſelbſt aber verhielt ſich folgendergeſtalt. Dieſer Lorenzo war der jüngere Sohn des Marcheſe, weßwegen er auch zu dem geiſtlichen Stande beſtimmt war; die Güter der Familie ſollten an ſeinen ältern Bruder fallen. Jeronymo, ſo hieß dieſer ältere Bruder, hatte mehrere Jahre auf Reiſen zugebracht und kam ungefähr

ſieben Jahre vor der Begebenheit, die jetzt erzählt wird, in ſein Vaterland zurück, um eine Heirath mit der einzigen Tochter eines benachbarten gräflichen Hauſes, von C***tti, zu vollziehen, worüber beide Familien ſchon ſeit der Geburt dieſer Kinder übereingekommen waren, um ihre anſehnlichen Güter dadurch zu vereinigen. Ungeachtet dieſe Verbindung bloß das Werk der elterlichen Convenienz war und die Herzen beider Verlobten bei der Wahl nicht um Rath gefragt wurden, ſo hatten ſie ſie doch ſtillſchweigend ſchon beſchworen. Jeronymo del M**nte und Antonie C***tti waren mit einander auferzogen worden, und der wenige Zwang, den man dem Umgange zweier Kinder auflegte, die man ſchon damals gewohnt war, als ein Paar zu betrachten, hatte frühzeitig ein zärtliches Verſtändniß zwiſchen beiden entſtehen laſſen, das durch die Harmonie ihrer Charaktere noch mehr befeſtigt ward und ſich in reifern Jahren leicht zur Liebe erhöhte. Eine vierjährige Entfernung hatte es vielmehr angefeuert, als erkältet, und Jeronymo kehrte eben ſo treu und eben ſo feurig in die Arme ſeiner Braut zurück, als wenn er ſich niemals daraus geriſſen hätte.

„Die Entzückungen des Wiederſehens waren noch nicht vorüber, und die Anſtalten zur Vermählung wurden auf das lebhafteſte betrieben, als der Bräutigam — verſchwand. Er pflegte öfters ganze Abende auf einem Landhauſe zuzubringen, das die Ausſicht aufs Meer hatte und ſich da zuweilen mit einer Waſſerfahrt zu vergnügen. Nach einem ſolchen Abende geſchah es, daß er ungewöhnlich lange ausblieb. Man ſchickte Boten nach ihm aus, Fahrzeuge ſuchten ihn auf der See; Niemand wollte ihn geſehen haben; von ſeinen Bedienten wurde keiner vermißt, daß ihn alſo keiner begleitet haben konnte. Es wurde Nacht, und er erſchien nicht. Es wurde Morgen — es wurde Mittag und Abend und noch kein Jeronymo. Schon fing

man an, den ſchrecklichſten Muthmaßungen Raum zu geben, als die Nachricht einlief, ein algieriſcher Corſar habe vorigen Tages an dieſer Küſte gelandet, und verſchiedene von den Einwohnern ſeyen gefangen weggeführt worden. Sogleich werden zwei Galeeren bemannt, die eben ſegelfertig liegen; der alte Marcheſe beſteigt ſelbſt die erſte, entſchloſſen, ſeinen Sohn mit Gefahr ſeines eigenen Lebens zu befreien. Am dritten Morgen erblicken ſie den Corſaren, vor welchem ſie den Vortheil des Windes voraus haben; ſie haben ihn bald erreicht, ſie kommen ihm ſo nahe, daß Lorenzo, der ſich auf der erſten Galeere befindet, das Zeichen ſeines Bruders auf dem feindlichen Verdecke zu erkennen glaubt, als plötzlich ein Sturm ſie wieder von einander trennt. Mit Mühe ſtehen ihn die beſchädigten Schiffe aus; aber die Priſe iſt verſchwunden, und die Noth zwingt ſie, auf Malta zu landen. Der Schmerz der Familie iſt ohne Gränzen; troſtlos rauft ſich der alte Marcheſe die eisgrauen Haare aus; man fürchtet für das Leben der jungen Gräfin.

„Fünf Jahre gehen in fruchtloſen Erkundigungen hin. Nachfragen geſchehen längs der ganzen barbariſchen Küſte; ungeheure Preiſe werden für die Freiheit des jungen Marcheſe geboten; aber Niemand meldet ſich, ſie zu verdienen. Endlich blieb es bei der wahrſcheinlichen Vermuthung, daß jener Sturm, welcher beide Fahrzeuge trennte, das Räuberſchiff zu Grunde gerichtet habe, und daß ſeine ganze Mannſchaft in den Fluthen umgekommen ſey.

„So ſcheinbar dieſe Vermuthung war, ſo fehlte ihr doch noch viel zur Gewißheit, und nichts berechtigte, die Hoffnung ganz aufzugeben, daß der Verlorne nicht einmal wieder ſichtbar werden könnte. Aber geſetzt nun, er würde es nicht mehr, ſo erloſch mit ihm zugleich die Familie, oder der zweite Bruder mußte dem geiſtlichen Stande entſagen und in die Rechte des

Erſtgebornen eintreten. So wenig dieſes die Gerechtigkeit gegen den Letztern zu erlauben ſchien, ſo wenig durfte auf der andern Seite die Familie, durch eine zu weit getriebene Gewiſſenhaftigkeit, der Gefahr des Ausſterbens ausgeſetzt werden. Gram und Alter näherten den alten Marcheſe dem Grabe; mit jedem neu vereitelten Verſuche ſank die Hoffnung, den Verſchwundenen wiederzufinden; er ſah den Untergang ſeines Hauſes, der durch eine kleine Ungerechtigkeit zu verhüten war, wenn er ſich nämlich nur entſchließen wollte, den jüngern Bruder auf Unkoſten des ältern zu begünſtigen. Um ſeine Verbindung mit dem gräflichen Hauſe von C***tti zu erfüllen, brauchte nur ein Name geändert zu werden; der Zweck beider Familien war auf gleiche Art erreicht, Gräfin Antonie mochte nun Lorenzo's oder Jeronymo's Gattin heißen. Die ſchwache Möglichkeit einer Wiedererſcheinung des Letztern kam gegen das gewiſſe und dringende Uebel, den gänzlichen Untergang der Familie, in keine Betrachtung, und der alte Marcheſe, der die Annäherung des Todes mit jedem Tage ſtärker fühlte, wünſchte mit Ungeduld, von dieſer Unruhe wenigſtens frei zu ſterben.

„Wer dieſen Schritt allein verzögerte und am hartnäckigſten bekämpfte, war derjenige, der das Meiſte dabei gewann — Lorenzo. Ungerührt von dem Reiz unermeßlicher Güter, unempfindlich ſelbſt gegen den Beſitz des liebenswürdigſten Geſchöpfes, das ſeinen Armen überliefert werden ſollte, weigerte er ſich mit der edelmüthigſten Gewiſſenhaftigkiet, einen Bruder zu berauben, der vielleicht noch am Leben wäre und ſein Eigenthum zurückfordern könnte. Iſt das Schickſal meines theuern Jeronymo,. ſagte er, durch dieſe lange Gefangenſchaft nicht ſchon ſchrecklich genug, daß ich es noch durch einen Diebſtahl verbittern ſollte, der ihn um Alles bringt, was ihm das Theuerſte war? Mit welchem Herzen würde ich den Himmel um ſeine

Wiederkunft anflehen, wenn ſein Weib in meinen Armen liegt? Mit welcher Stirn ihm, wenn endlich ein Wunder ihn uns zurückbringt, entgegen eilen? Und geſetzt, er iſt uns auf ewig entriſſen, wodurch können wir ſein Andenken beſſer ehren, als wenn wir die Lücke ewig unausgefüllt laſſen, die ſein Tod in unſern Cirkel geriſſen hat? als wenn wir alle unſre Hoffnungen auf ſeinem Grabe opfern, und das, was ſein war, gleich einem Heiligthume unberührt laſſen?

„Aber alle Gründe, welche die brüderliche Delicateſſe ausfand, waren nicht vermögend, den alten Marcheſe mit der Idee auszuſöhnen, einen Stamm erlöſchen zu ſehen, der bereits neun Jahrhunderte geblüht. Alles, was Lorenzo ihm abgewann, war noch eine Friſt von zwei Jahren, ehe er die Braut ſeines Bruders zum Altare führte. Während dieſes Zeitraums wurden die Nachforſchungen aufs eifrigſte fortgeſetzt. Lorenzo ſelbſt that verſchiedene Seereiſen, ſetzte ſeine Perſon manchen Gefahren aus; keine Mühe, keine Koſten wurden geſpart, den Verſchwundenen wiederzufinden. Aber auch dieſe zwei Jahre verſtrichen fruchtlos, wie alle vorigen.“

„Und Gräfin Antonie?“ fragte der Prinz. „Von ihrem Zuſtande ſagen Sie uns nichts. Sollte ſie ſich ſo gelaſſen in ihr Schickſal ergeben haben? Ich kann es nicht glauben.“

„Antoniens Zuſtand war der ſchrecklichſte Kampf zwiſchen Pflicht und Neigung, Haß und Bewunderung. Die uneigennützige Großmuth der brüderlichen Liebe rührte ſie; ſie fühlte ſich hingeriſſen, den Mann zu verehren, den ſie nimmermehr lieben konnte; zerriſſen von widerſprechenden Gefühlen blutete ihr Herz. Aber ihr Widerwille gegen den Chevalier ſchien in eben dem Grade zu wachſen, wie ſich ſeine Anſprüche auf ihre Achtung vermehrten. Mit tiefem Leiden bemerkt, er den ſtillen Gram, der' ihre Jugend verzehrte. Ein zärtliches Mitleid trat

unvermerkt an die Stelle der Gleichgültigkeit, mit der er ſie bisher betrachtet hatte; aber dieſe verrätheriſche Empfindung hinterging ihn, und eine wüthende Leidenſchaft fing an, ihm die Ausübung einer Tugend zu erſchweren, die bis jetzt ohne Beiſpiel geweſen war. Doch ſelbſt noch auf Unkoſten der Liebe gab er den Eingebungen ſeines Edelmuths Gehör: er allein war es, der das unglückliche Opfer gegen die Willkür der Familie in Schutz nahm. Aber alle ſeine Bemühungen mißlangen; jeder Sieg, den er über ſeine Leidenſchaft davon trug, zeigte ihn ihrer um ſo würdiger, und die Großmuth, mit der er ſie ausſchlug, diente nur dazu, ihre Widerſetzlichkeit jeder Entſchuldigung zu berauben.

„So ſtanden die Sachen, als der Chevalier mich beredete, ihn auf ſeinem Landgute zu beſuchen. Die warme Empfehlung meines Gönners bereitete mir da einen Empfang, der alle meine Wünſche übertraf. Ich darf nicht vergeſſen, hier noch anzuführen, daß es mir durch einige merkwürdige Operationen gelungen war, meinen Namen unter den dortigen Logen berühmt zu machen, welches mit dazu beitragen mochte, das Vertrauen des alten Marcheſe zu vermehren und ſeine Erwartungen von mir zu erhöhen. Wie weit ich es mit ihm gebracht und welche Wege ich dabei gegangen, erlaſſen Sie mir zu erzählen; aus den Geſtändniſſen, die ich Ihnen bereits gethan, können Sie auf alles Uebrige ſchließen. Da ich mir alle myſtiſchen Bücher zu Nutze machte, die ſich in der ſehr anſehnlichen Bibliothek des Marcheſe befanden, ſo gelang es mir bald, in ſeiner Sprache mit ihm zu reden, und mein Syſtem von der unſichtbaren Welt mit den abenteuerlichſten Erfindungen aufzuſtutzen. In kurzem glaubte er, was ich wollte, und hätte eben ſo zuverſichtlich auf die Begattungen der Philoſophen mit Salamandrinnen und Sylphiden als auf einen Artikel des Kanons

geſchworen. Da er überdieß ſehr religiös war, und ſeine Anlage zum Glauben in dieſer Schule zu einem hohen Grade ausgebildet hatte, ſo fanden meine Mährchen bei ihm deſto leichter Eingang, und zuletzt hatte ich ihn mit Myſticität ſo umſtrickt und umwunden, daß nichts mehr bei ihm Credit hatte, ſobald es natürlich war. In kurzem war ich der angebetete Apoſtel des Hauſes. Der gewöhnliche Inhalt meiner Vorleſungen war die Exaltation der menſchlichen Natur und der Umgang mit höhern Weſen, mein Gewährsmann der untrügliche Graf von Gabalis. Die junge Gräfin, die ſeit dem Verluſte ihres Geliebten ohnehin mehr in der Geiſterwelt als in der wirklichen lebte und überdieß eine große Miſchung von Melancholie in ihrem Charakter hatte, fing meine hingeworfenen Winke mit ſchaudерndem Wohlbehagen auf; ja ſogar die Bedienten des Hauſes ſuchten ſich im Zimmer zu thun zu machen, wenn ich redete, um hier und da eins meiner Worte aufzuhaſchen, welche Bruchſtücke ſie alsdann nach ihrer Art an einander reihten.

„Ungefähr zwei Monate mochte ich ſo auf dieſem Ritterſitze zugebracht haben, als eines Morgens der Chevalier auf mein Zimmer trat. Tiefer Gram malte ſich auf ſeinem Geſichte, alle ſeine Züge waren zerſtört, er warf ſich in einen Stuhl mit allen Gebärden der Verzweiflung.

„Capitän,“ ſagte er, „mit mir iſt es vorbei. Ich muß fort. Ich kann es nicht länger hier aushalten.“

„Was iſt Ihnen, Chevalier? Was haben Sie?“

„O dieſe fürchterliche Leidenſchaft! (Hier fuhr er mit Heftigkeit von dem Stuhle auf und warf ſich in meine Arme.) — Ich habe ſie bekämpft, wie ein Mann — Jetzt kann ich nicht mehr.“

„Aber an wem liegt es denn, liebſter Freund, als an Ihnen? Steht nicht Alles in Ihrer Gewalt? Vater, Familie —“

„Vater! Familie! Was iſt mir das? — Will ich eine erzwungene Hand, oder eine freiwillige Neigung? — Hab' ich nicht einen Nebenbuhler? — Ach! Und welchen? — Einen Nebenbuhler vielleicht unter den Todten! O laſſen Sie mich! Laſſen Sie mich! Ging es auch bis ans Ende der Welt. Ich muß meinen Bruder finden."

„Wie? Nach ſo viel fehlgeſchlagenen Verſuchen können Sie noch Hoffnung —"

„Hoffnung! — In meinem Herzen ſtarb ſie längſt. Aber auch in jenem? — Was liegt daran, ob ich hoffe? — Bin ich glücklich, ſo lange noch ein Schimmer dieſer Hoffnung in Antoniens Herzen glimmt? Zwei Worte, Freund, könnten meine Marter enden — Aber umſonſt! Mein Schickſal wird elend bleiben, bis die Ewig eit ihr langes Schweigen bricht, und Gräber für mich zeugen."

„Iſt es dieſe Gewißheit alſo, die Sie glücklich machen kann?"

„Glücklich? O ich zweifle, ob ich es je wieder ſeyn kann! — Aber Ungewißheit iſt die ſchrecklichſte Verdammniß! (Nach einigem Stillſchweigen mäßigte er ſich und fuhr mit Wehmuth fort.) Daß er meine Leiden ſähe! — Kann ſie ihn glücklich machen, dieſe Treue, die das Elend ſeines Bruders macht? Soll ein Lebendiger eines Todten wegen ſchmachten, der nicht mehr genießen kann? — Wüßte er meine Qual — (hier fing er an, heftig zu weinen, und drückte ſein Geſicht auf meine Bruſt) vielleicht — ja vielleicht würde er ſie ſelbſt in meine Arme führen."

„Aber ſollte dieſer Wunſch ſo ganz unerfüllbar ſeyn?"

„Freund! Was ſagen Sie?" Er ſah mich erſchrocken an.

„Weit geringere Anläſſe," fuhr ich fort, „haben die Abgeſchiedenen in das Schickſal der Lebenden verflochten. Sollte das ganze zeitliche Glück eines Menſchen — eines Bruders —"

„Das ganze zeitliche Glück! O das fühl' ich! Wie wahr haben Sie geſagt! Meine ganze Glückſeligkeit!"

„Und die Ruhe einer trauernden Familie keine würdige Aufforderung ſeyn? Gewiß! wenn je eine irdiſche Angelegenheit dazu berechtigen kann, die Ruhe der Seligen zu ſtören — von einer Gewalt Gebrauch zu machen —"

„Um Gotteswillen, Freund!" unterbrach er mich, „nichts mehr davon! Ehemals wohl, ich geſteh' es, hegte ich einen ſolchen Gedanken — mir däucht, ich ſagte Ihnen davon — aber ich habe ihn längſt als ruchlos und abſcheulich verworfen."

„Sie ſehen nun ſchon," fuhr der Sicilianer fort, „wohin uns dieſes führte. Ich bemühte mich, die Bedenklichkeiten des Ritters zu zerſtreuen, welches mir endlich auch gelang. Es ward beſchloſſen, den Geiſt des Verſtorbenen zu citiren, wobei ich mir nur vierzehn Tage Friſt ausbedingte, um mich, wie ich vorgab, würdig darauf vorzubereiten. Nachdem dieſer Zeitraum verſtrichen und meine Maſchinen gehörig gerichtet waren, benutzte ich einen ſchauerlichen Abend, wo die Familie auf die gewöhnliche Art um mich verſammelt war, ihr die Einwilligung dazu abzulocken, oder ſie vielmehr unvermerkt dahin zu leiten, daß ſie ſelbſt dieſe Bitte an mich that. Den ſchwerſten Stand hatte man bei der jungen Gräfin, deren Gegenwart doch ſo weſentlich war; aber hier kam uns der ſchwärmeriſche Flug ihrer Leidenſchaft zu Hülfe, und vielleicht mehr noch ein ſchwacher Schimmer von Hoffnung, daß der Todtgeglaubte noch lebe und auf den Ruf nicht erſcheinen werde. Mißtrauen in die Sache ſelbſt, Zweifel in meine Kunſt war das einzige Hinderniß, welches ich nicht zu bekämpfen hatte.

„Sobald die Einwilligung der Familie da war, wurde der dritte Tag zu dem Werke angeſetzt. Gebete, die bis in die Mitternacht verlängert werden mußten, Faſten, Wachen, Einſamkeit und myſtiſcher Unterricht waren, verbunden mit dem

Gebrauch eines gewiſſen noch unbekannten muſikaliſchen Inſtruments, das ich in ähnlichen Fällen ſehr wirkſam fand, die Vorbereitungen zu dieſem feierlichen Acte, welche auch ſo ſehr nach Wunſche einſchlugen, daß die fanatiſche Begeiſterung meiner Zuhörer meine eigene Phantaſie erhitzte, und die Illuſion nicht wenig vermehrte, zu der ich mich bei dieſer Gelegenheit anſtrengen mußte. Endlich kam die erwartete Stunde —"

„Ich errathe," rief der Prinz, „wen Sie uns jetzt aufführen werden — Aber fahren Sie nur fort — fahren Sie nur fort —"

„Nein, gnädigſter Herr. Die Beſchwörung ging nach Wunſche vorüber."

„Aber wie? wo bleibt denn der Armenier?"

„Fürchten Sie nicht," antwortete der Sicilianer, „der Armenier wird nur zu zeitig erſcheinen."

„Ich laſſe mich in keine Beſchreibung des Gaukelſpiels ein, die mich ohnehin auch zu weit führen würde. Genug, es erfüllte alle meine Erwartungen. Der alte Marcheſe, die junge Gräfin nebſt ihrer Mutter, der Chevalier und noch einige Verwandte waren zugegen. Sie können leicht denken, daß es mir in der langen Zeit, die ich in dieſem Hauſe zugebracht, nicht an Gelegenheit werde gemangelt haben, von Allem, was den Verſtorbenen anbetraf, die genaueſte Erkundigung einzuziehen. Verſchiedene Gemälde, die ich da von ihm vorfand, ſetzten mich in den Stand, der Erſcheinung die täuſchendſte Aehnlichkeit zu geben, und weil ich den Geiſt nur durch Zeichen ſprechen ließ, ſo konnte auch ſeine Stimme keinen Verdacht erwecken. Der Todte ſelbſt erſchien in barbariſchem Sklavenkleide, eine tiefe Wunde am Halſe. Sie bemerken," ſagte der Sicilianer, „daß ich hierin von der allgemeinen Muthmaßung abging, die ihn in den Wellen hatte umkommen laſſen; weil ich Urſache

hatte, zu hoffen, daß gerade das Unerwartete dieſer Wendung die Glaubwürdigkeit der Viſion ſelbſt nicht wenig vermehren würde; ſo wie mir im Gegentheil nichts gefährlicher ſchien, als eine zu gewiſſenhafte Annäherung an das Natürliche."

„Ich glaube, daß dieß ſehr richtig geurtheilt war," ſagte der Prinz. „In einer Reihe außerordentlicher Erſcheinungen mußte, däucht mir, juſt die wahrſcheinlichere ſtören, die Leichtigkeit, die erhaltene Entdeckung zu begreifen, würde hier nur das Mittel, durch welches man dazu gelangt war, herabgewürdigt haben; die Leichtigkeit, ſie zu erfinden, dieſes wohl gar verdächtig gemacht haben; denn wozu einen Geiſt bemühen, wenn man nichts Weiteres von ihm erfahren ſoll, als was auch ohne ihn, mit Hülfe der bloß gewöhnlichen Vernunft, herauszubringen war? Aber die überraſchende Neuheit und Schwierigkeit der Entdeckung iſt hier gleichſam eine Gewährleiſtung des Wunders, wodurch ſie erhalten wird — denn wer wird nun das Uebernatürliche einer Operation in Zweifel ziehen, wenn das, was ſie leiſtete, durch natürliche Kräfte nicht geleiſtet werden kann? — Ich habe Sie unterbrochen," ſetzte der Prinz hinzu, „vollenden Sie Ihre Erzählung."

„Ich ließ," fuhr dieſer fort, „die Frage an den Geiſt ergehen, ob er nichts mehr ſein nenne auf dieſer Welt, und nichts darauf hinterlaſſen habe, was ihm theuer wäre? Der Geiſt ſchüttelte dreimal das Haupt und ſtreckte eine ſeiner Hände gen Himmel. Ehe er wegging, ſtreifte er noch einen Ring vom Finger, den man nach ſeiner Verſchwindung auf dem Fußboden liegen fand. Als die Gräfin ihn genauer ins Geſicht faßte, war es ihr Trauring."

„Ihr Trauring!" rief der Prinz mit Befremdung. „Ihr Trauring! Aber wie gelangten Sie zu dieſem?"

„Ich — — — Es war nicht der rechte, gnädigſter Prinz — — Ich hatte ihn — — Es war nur ein nachgemachter.“ —

„Ein nachgemachter!“ wiederholte der Prinz. „Zum Nachmachen brauchten Sie ja den rechten, und wie kamen Sie zu dieſem, da ihn der Verſtorbene gewiß nie vom Finger brachte?“—

„Das iſt wohl wahr,“ ſagte der Sicilianer, nicht ohne Zeichen der Verwirrung — „aber aus einer Beſchreibung, die man mir von dem wirklichen Trauringe gemacht hatte —“

„Die Ihnen wer gemacht hatte?“

„Schon vor langer Zeit,“ ſagte der Sicilianer — — „Es war ein ganz einfacher goldner Ring, mit dem Namen der jungen Gräfin, glaub’ ich, — — aber Sie haben mich ganz aus der Ordnung gebracht —“

„Wie erging es weiter?“ ſagte der Prinz mit ſehr unbefriedigter und zweideutiger Miene.

„Jetzt hielt man ſich für überzeugt, daß Jeronymo nicht mehr am Leben ſey. Die Familie machte von dieſem Tage an ſeinen Tod öffentlich bekannt und legte förmlich die Trauer um ihn an. Der Umſtand mit dem Ringe erlaubte auch Antonien keinen Zweifel mehr und gab den Bewerbungen des Chevaliers einen größern Nachdruck. Aber der heftige Eindruck, den dieſe Erſcheinung auf ſie gemacht, ſtürzte ſie in eine gefährliche Krankheit, welche die Hoffnungen ihres Liebhabers bald auf ewig vereitelt hätte. Als ſie wieder geneſen war, beſtand ſie darauf, den Schleier zu nehmen, wovon ſie nur durch die nachdrücklichſten Gegenvorſtellungen ihres Beichtvaters, in welchen ſie ein unumſchränktes Vertrauen ſetzte, abzubringen war. Endlich gelang es den vereinigten Bemühungen dieſes Mannes und der Familie, ihr das Jawort abzuängſtigen. Der letzte Tag der Trauer ſollte der glückliche Tag ſeyn, den der alte Marcheſe durch Abtretung aller ſeiner Güter

an den rechtmäßigen Erben noch feſtlicher zu machen geſonnen war.

„Es erſchien dieſer Tag, und Lorenzo empfing ſeine bebende Braut am Altare. Der Tag ging unter; ein prächtiges Mahl erwartete die frohen Gäſte im hellerleuchteten Hochzeitſaale, und eine lärmende Muſik begleitete die ausgelaſſene Freude. Der glückliche Greis hatte gewollt, daß alle Welt ſeine Fröhlichkeit theilte; alle Zugänge zum Palaſte waren geöffnet, und willkommen war Jeder, der ihn glücklich pries. Unter dieſem Gedränge nun —

Der Sicilianer hielt hier inne, und ein Schauder der Erwartung hemmte unſern Odem — —

„Unter dieſem Gedränge alſo,“ fuhr er fort, „ließ mich derjenige, welcher zunächſt an mir ſaß, einen Franciscanermönch bemerken, der unbeweglich, wie eine Säule, ſtand, langer hagerer Statur und aſchbleichen Angeſichts, einen ernſten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Freude, welche ringsum auf allen Geſichtern lachte, ſchien an dieſem Einzigen vorüberzugehen; ſeine Miene blieb unwandelbar dieſelbe, wie eine Büſte unter lebenden Figuren. Das Außerordentliche dieſes Anblicks, der, weil er mich mitten in der Luſt überraſchte und gegen Alles, was mich in dieſem Augenblick umgab, auf eine ſo grelle Art abſtach, um ſo tiefer auf mich wirkte, ließ einen unauslöſchlichen Eindruck in meiner Seele zurück, daß ich dadurch allein in den Stand geſetzt worden bin, die Geſichtszüge dieſes Mönchs in der Phyſiognomie des Ruſſen (denn Sie begreifen wohl ſchon, daß er mit dieſem und Ihrem Armenier eine und dieſelbe Perſon war) wieder zu erkennen, welches ſonſt ſchlechterdings unmöglich würde geweſen ſeyn. Oft verſucht' ich's, die Augen von dieſer ſchreckhaften Geſtalt abzuwenden, aber unfreiwillig fielen ſie

wieder darauf und fanden ſie jedesmal unverändert. Ich ſtieß meinen Nachbar an, dieſer den ſeinigen; dieſelbe Neugierde, dieſelbe Befremdung durchlief die ganze Tafel, das Geſpräch ſtockte, eine allgemeine plötzliche Stille, den Mönch ſtörte ſie nicht. Der Mönch ſtand unbeweglich und immer derſelbe, einen ernſten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Einen Jeden entſetzte dieſe Erſcheinung; die junge Gräfin allein fand ihren eigenen Kummer im Geſichte dieſes Fremdlings wieder, und hing mit ſtiller Wolluſt an dem einzigen Gegenſtande in der Verſammlung, der ihren Gram zu verſtehen, zu theilen ſchien. Allgemach verlief ſich das Gedränge, Mitternacht war vorüber, die Muſik fing an ſtiller und verlorner zu tönen, die Kerzen dunkler und endlich nur einzeln zu brennen, das Geſpräch leiſer und immer leiſer zu flüſtern — und öder ward es und immer öder im trüb erleuchteten Hochzeitſaale; der Mönch ſtand unbeweglich und immer derſelbe, einen ſtillen und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Tafel wird aufgehoben, die Gäſte zerſtreuen ſich dahin und dorthin, die Familie tritt in einen engern Kreis zuſammen, der Mönch bleibt ungeladen in dieſem engern Kreiſe. Ich weiß nicht, woher es kam, daß Niemand ihn anreden wollte; Niemand redete ihn an. Schon drängen ſich ihre weiblichen Bekannten um die zitternde Braut herum, die einen bittenden, Hülfe ſuchenden Blick auf den ehrwürdigen Fremdling richtet; der Fremdling erwiedert ihn nicht. Die Männer ſammeln ſich auf gleiche Art um den Bräutigam — Eine gepreßte erwartungsvolle Stille — „Daß wir unter einander da ſo glücklich ſind," hub endlich der Greis an, der allein unter uns Allen den Unbekannten nicht zu bemerken, oder ſich doch nicht über ihn zu verwundern ſchien: „Daß wir ſo glücklich ſind," ſagte er, und mein Sohn Jeronymo muß fehlen!" — „Haſt du ihn denn

geladen, und er iſt ausgeblieben?“ fragte der Mönch. Es war das erſte Mal, daß er den Mund öffnete. Mit Schrecken ſahen wir ihn an.

„Ach! er iſt hingegangen, wo man auf ewig ausbleibt,“ verſetzte der Alte. „Ehrwürdiger Herr, Ihr verſteht mich unrecht. Mein Sohn Jeronymo iſt todt.“

„Vielleicht fürchtet er ſich auch nur, ſich in ſolcher Geſellſchaft zu zeigen,“ fuhr der Mönch fort — „Wer weiß, wie er ausſehen mag, dein Sohn Jeronymo! — Laſſ' ihn die Stimme hören, die er zum letzten Male hörte! — Bitte deinen Sohn Lorenzo, daß er ihn rufe!“

„Was ſoll das bedeuten?“ murmelte Alles. Lorenzo veränderte die Farbe. Ich läugne nicht, daß mir das Haar anfing zu ſteigen.

„Der Mönch war unterdeſſen zum Schenktiſche getreten, wo er ein volles Weinglas ergriff und an die Lippen ſetzte — „Das Andenken unſers theuren Jeronymo!“ rief er. „Wer den Verſtorbenen lieb hatte, thue mir's nach.“

„Woher Ihr auch ſeyn mögt, ehrwürdiger Herr,“ rief endlich der Marcheſe, „Ihr habt einen theuren Namen genannt. Seyd mir willkommen! — Kommt, mein Freunde! (indem er ſich gegen uns kehrte und die Gläſer herumgehen ließ) — laßt einen Fremdling uns nicht beſchämen! — Dem Andenken meines Sohnes Jeronymo!“

„Nie glaube ich, ward eine Geſundheit mit ſo ſchlimmem Muthe getrunken.

„Ein Glas ſteht noch voll da — Warum weigert ſich mein Sohn Lorenzo, auf dieſen freundlichen Trunk Beſcheid zu thun?“

„Bebend empfing Lorenzo das Glas aus des Franciscaners Hand — bebend brachte er es an den Mund — „Meinem

vielgeliebten Bruder Jeronymo!“ ſtammelte er, und ſchauernd ſetzte er's nieder.

„Das iſt meines Mörders Stimme,“ rief eine fürchterliche Geſtalt, die auf einmal in unſerer Mitte ſtand, mit bluttriefendem Kleide und entſtellt von gräßlichen Wunden. — —

„Aber um das Weitere frage man mich nicht mehr,“ ſagte der Sicilianer, alle Zeichen des Entſetzens in ſeinem Angeſichte. „Meine Sinne hatten mich von dem Augenblicke an verlaſſen, als ich die Augen auf die Geſtalt warf, ſo wie Jeden, der zugegen war. Da wir wieder zu uns ſelber kamen, rang Lorenzo mit dem Tode; Mönch und Erſcheinung waren verſchwunden. Den Ritter brachte man unter ſchrecklichen Zuckungen zu Bette; Niemand, als der Geiſtliche, war um den Sterbenden, und der jammervolle Greis, der ihm, wenige Wochen nachher, im Tode folgte. Seine Geſtändniſſe liegen in der Bruſt des Paters verſenkt, der ſeine letzte Beichte hörte, und kein lebendiger Menſch hat ſie erfahren. Nicht lange nach dieſer Begebenheit geſchah es, daß man einen Brunnen auszuräumen hatte, der im Hinterhofe des Landhauſes unter wildem Geſträuche verſteckt und viele Jahre lang verſchüttet war; da man den Schutt durcheinander ſtörte, entdeckte man ein Todtengerippe. Das Haus, wo ſich dieſes zutrug, ſteht nicht mehr; die Familie del M**nte iſt erloſchen, und in einem Kloſter, unweit Salerno, zeigt man Ihnen Antoniens Grab.

„Sie ſehen nun,“ fuhr der Sicilianer fort, als er ſah, daß wir noch Alle ſtumm und betreten ſtanden und Niemand das Wort nehmen wollte, „Sie ſehen nun, worauf ſich meine Bekanntſchaft mit dieſem ruſſiſchen Officiere, oder dieſem Franciscanermönch, oder dieſem Armenier gründet. Urtheilen Sie jetzt, ob ich Urſache gehabt habe, vor einem Weſen zu zittern,

das ſich mir zweimal auf eine ſo ſchreckliche Art in den Weg warf.“

„Beantworten Sie mir noch eine einzige Frage,“ ſagte der Prinz und ſtand auf. „Sind Sie in Ihrer Erzählung über Alles, was den Ritter betraf, immer aufrichtig geweſen?“

„Ich weiß nicht anders,“ verſetzte der Sicilianer.

„Sie haben ihn alſo wirklich für einen rechtſchaffenen Mann gehalten?“

„Das hab' ich, bei Gott, das hab' ich,“ antwortete jener.

„Auch da noch, als er Ihnen den bewußten Ring gab?“

„Wie? — Er gab mir keinen Ring — Ich habe ja nicht geſagt, daß er mir den Ring gegeben.“

„Gut,“ ſagte der Prinz, an der Glocke ziehend, und im Begriff wegzugehen. „Und den Geiſt des Marquis von Lanoy (fragte er, indem er noch einmal zurückkam), den dieſer Ruſſe geſtern auf den Ihrigen folgen ließ, halten Sie alſo für einen wahren und wirklichen Geiſt?“

— — — „Ich kann ihn für nichts anders halten,“ antwortete jener.

„Kommen Sie,“ ſagte der Prinz zu uns. Der Schließer trat herein. „Wir ſind fertig,“ ſagte er zu dieſem. „Sie, mein Herr, ſollen weiter von mir hören.“

Die Frage, gnädigſter Herr, welche Sie zuletzt an den Gaukler gethan haben, möchte ich an Sie ſelbſt thun, ſagte ich zu dem Prinzen, als wir wieder allein waren. Halten Sie dieſen zweiten Geiſt für den wahren und ächten?

„Ich? Nein, wahrhaftig, das thue ich nicht mehr.“

„Nicht mehr? Alſo haben Sie es doch gethan?“

„Ich läugne nicht, daß ich mich einen Augenblick habe hinreißen laſſen, dieſes Blendwerk für etwas mehr zu halten.“

Und ich will den ſehen, rief ich aus, der ſich unter dieſen

Umſtänden einer ähnlichen Vermuthung erwehren kann. Aber was für Gründe haben Sie nun, dieſe Meinung zurückzunehmen? Nach dem, was man uns eben von dieſem Armenier erzählt hat, ſollte ch der Glaube an ſeine Wundergewalt eher vermehrt als vermindert haben.

„Was ein Nichtswürdiger uns von ihm erzählt hat?“ fiel mir der Prinz mit Ernſthaftigkeit ins Wort. „Denn hoffentlich zweifeln Sie nun nicht mehr, daß wir mit einem ſolchen zu thun gehabt haben? —“

Nein, ſagte ich. Aber ſollte deßwegen ſein Zeugniß — —

„Das Zeugniß eines Nichtswürdigen — geſetzt, ich hätte auch weiter keinen Grund, es in Zweifel zu ziehen — kann gegen Wahrheit und geſunde Vernunft nicht in Anſchlag kommen. Verdient ein Menſch, der mich mehrmal betrogen, der den Betrug zu ſeinem Handwerke gemacht, in einer Sache gehört zu werden, wo die aufrichtigſte Wahrheitsliebe ſelbſt ſich erſt reinigen muß, um Glauben zu verdienen? Verdient ein ſolcher Menſch, der vielleicht nie eine Wahrheit um ihrer ſelbſt willen geſagt hat, da Glauben, wo er als Zeuge gegen Menſchenvernunft und ewige Naturordnung auftritt? Das klingt eben ſo, als wenn ich einen gebrandmarkten Böſewicht bevollmächtigen wollte, gegen die nie befleckte und nie beſcholtene Unſchuld zu klagen.“

Aber was für Gründe ſollte er haben, einem Manne, den er ſo viele Urſache hat zu haſſen, wenigſtens zu fürchten, ein ſo glorreiches Zeugniß zu geben?

„Wenn ich dieſe Gründe auch nicht einſehe, ſoll er ſie deßwegen weniger haben? Weiß ich, in weſſen Sold er mich belog? Ich geſtehe, daß ich das ganze Gewebe ſeines Betrugs noch nicht ganz durchſchaue; aber er hat der Sache, für die er ſtreitet, einen ſehr ſchlechten Dienſt gethan, daß er ſich mir als einen

Betrüger — und vielleicht als etwas noch Schlimmeres — entlarvte.“

Der Umſtand mit dem Ringe ſcheint mir freilich etwas verdächtig.

„Er iſt mehr als das,“ ſagte der Prinz, „er iſt entſcheidend. Dieſen Ring empfing er von dem Mörder, und er mußte in demſelben Augenblicke gewiß ſeyn, daß es der Mörder war. Wer, als der Mörder, konnte dem Verſtorbenen einen Ring abgezogen haben, den dieſer gewiß nie vom Finger ließ? Uns ſuchte er die ganze Erzählung hindurch zu überreden, als ob er ſelbſt von dem Ritter getäuſcht worden, und als ob er geglaubt hätte, ihn zu täuſchen. Wozu dieſen Winkelzug, wenn er nicht ſelbſt bei ſich fühlte, wie viel er verloren gab, wenn er ſein Verſtändniß mit dem Mörder einräumte? Seine ganze Erzählung iſt offenbar nichts als eine Reihe von Erfindungen, um die wenigen Wahrheiten an einander zu hängen, die er uns preiszugeben für gut fand. Und ich ſollte größeres Bedenken tragen, einen Nichtswürdigen, den ich auf zehn Lügen ertappte, lieber auch noch der eilften zu beſchuldigen, als die Grundordnung der Natur unterbrechen zu laſſen, die ich noch auf keinem Mißklange betrat?“

Ich kann Ihnen darauf nichts antworten, ſagte ich. Aber die Erſcheinung, die wir geſtern ſahen, bleibt mir darum nicht weniger unbegreiflich.

„Auch mir,“ verſetzte der Prinz, „ob ich gleich in Verſuchung gerathen bin, einen Schlüſſel dazu ausfindig zu machen.“

Wie? ſagte ich.

„Erinnern Sie ſich nicht, daß die zweite Geſtalt, ſobald ſie herein war, auf den Altar zuging, das Crucifix in die Hand faßte und auf den Teppich trat?“

So ſchien mir's. Ja.

„Und das Crucifix, ſagt uns der Sicilianer, war ein Conductor. Daraus ſehen Sie alſo, daß ſie eilte ſich elektriſch zu machen. Der Streich, den Lord Seymour mit dem Degen nach ihr that, konnte alſo nicht anders als unwirkſam bleiben, weil der elektriſche Schlag ſeinen Arm lähmte.“

Mit dem Degen hätte dieſes ſeine Richtigkeit. Aber die Kugel, die der Sicilianer auf ſie abſchoß, und welche wir langſam auf dem Altar rollen hörten?

„Wiſſen Sie auch gewiß, daß es die abgeſchoſſene Kugel war, die wir rollen hörten? — Davon will ich gar nicht einmal reden, daß die Marionette, oder der Menſch, der den Geiſt vorſtellte, ſo gut umpanzert ſeyn konnte, daß er ſchuß- und degenfeſt war — Aber denken Sie doch ein wenig nach, wer es war, der die Piſtolen geladen.“

Es iſt wahr, ſagte ich — und ein plötzliches Licht ging mir auf — der Ruſſe hatte ſie geladen. Aber dieſes geſchah vor unſern Augen, wie hätte da ein Betrug vorgehen können?

„Und warum hätte er nicht ſollen vorgehen können? Setzten Sie denn ſchon damals ein Mißtrauen in dieſen Menſchen, daß Sie es für nöthig befunden hätten, ihn zu beobachten? Unterſuchten Sie die Kugel, eh' er ſie in den Lauf brachte, die eben ſo gut eine queckſilberne oder auch nur eine bemalte Thonkugel ſeyn konnte? Gaben Sie Acht, ob er ſie auch wirklich in den Lauf der Piſtole oder nicht nebenbei in ſeine Hand fallen ließ? Was überzeugt Sie — geſetzt, er hätte ſie auch wirklich ſcharf geladen — daß er gerade die geladenen in den andern Pavillon mit hinüber nahm und nicht vielmehr ein anderes Paar unterſchob, welches ſo leicht anging, da es Niemand einfiel, ihn zu beobachten, und wir überdieß mit dem Auskleiden beſchäftigt waren? Und konnte die Geſtalt nicht in dem Augenblicke, da der Pulverrauch ſie uns entzog,

eine andere Kugel, womit ſie auf den Nothfall verſehen war, auf den Altar fallen laſſen? Welcher von allen dieſen Fällen iſt der unmögliche?“

Sie haben Recht. Aber dieſe treffende Aehnlichkeit der Geſtalt mit Ihrem verſtorbenen Freunde — Ich habe ihn ja auch ſehr oft bei Ihnen geſehen, und in dem Geiſte hab' ich ihn auf der Stelle wieder erkannt.

„Auch ich — und ich kann nicht anders ſagen, als daß die Täuſchung aufs höchſte getrieben war. Wenn aber nun dieſer Sicilianer, nach einigen wenigen verſtohlnen Blicken, die er auf meine Tabatiere warf, auch in ſein Gemälde eine Aehnlichkeit zu bringen wußte, die Sie und mich hinterging, warum nicht um ſo viel mehr der Ruſſe, der während der ganzen Tafel den freien Gebrauch meiner Tabatiere hatte, der den Vortheil genoß, immer und durchaus unbeobachtet zu bleiben, und dem ich noch außerdem im Vertrauen entdeckt hatte, wer mit dem Bilde auf der Doſe gemeint ſey? — Setzen Sie hinzu — was auch der Sicilianer anmerkte — daß das Charakteriſtiſche des Marquis in lauter ſolchen Geſichtszügen liegt, die ſich auch im Groben nachahmen laſſen — wo bleibt dann das Unerklärbare in dieſer ganzen Erſcheinung?“

Aber der Inhalt ſeiner Worte? Der Aufſchluß über Ihren Freund?

„Wie? ſagte uns denn der Sicilianer nicht, daß er aus dem Wenigen, was er mir abfragte, eine ähnliche Geſchichte zuſammengeſetzt habe? Beweiſt dieſes nicht, wie natürlich gerade auf dieſe Erfindung zu fallen war? Ueberdieß klangen die Antworten des Geiſtes ſo orakelmäßig dunkel, daß er gar nicht Gefahr laufen konnte, auf einem Widerſpruche betreten zu werden. Setzen Sie, daß die Creatur des Gauklers, die den Geiſt machte, Scharfſinn und Beſonnenheit beſaß und von

den Umſtänden nur ein wenig unterrichtet war — wie weit hätte dieſe Gaukelei nicht noch geführt werden können?“

Aber überlegen Sie, gnädigſter Herr, wie weitläufig die Anſtalten zu einem ſo zuſammengeſetzten Betrug von Seiten des Armeniers hätten ſeyn müſſen! Wie viele Zeit dazu gehört haben würde! Wie viele Zeit nur, einen menſchlichen Kopf einem andern ſo getreu nachzumalen, als hier vorausgeſetzt wird! Wie viele Zeit, dieſen untergeſchobenen Geiſt ſo gut zu unterrichten, daß man vor einem groben Irrthum geſichert war! Wie viele Aufmerkſamkeit die kleinen unnennbaren Nebendinge würden erfordert haben, welche entweder mithelfen, oder denen, weil ſie ſtören konnten, auf irgend eine Art doch begegnet werden mußte! Und nun erwägen Sie, daß der Ruſſe nicht über eine halbe Stunde abweſend war. Konnte wohl in nicht mehr als einer halben Stunde Alles angeordnet werden, was hier nur das Unentbehrlichſte war? — Wahrlich, gnädigſter Herr, ſelbſt nicht einmal ein dramatiſcher Schriftſteller, der um die unerbittlichen drei Einheiten ſeines Ariſtoteles verlegen war, würde einem Zwiſchenact ſo viel Handlung aufgelaſtet, noch ſeinem Parterre einen ſo ſtarken Glauben zugemuthet haben.

„Wie? Sie halten es alſo ſchlechterdings für unmöglich, daß in dieſer kleinen halben Stunde alle dieſe Anſtalten hätten getroffen werden können?“

In der That rief ich, für ſo gut als unmöglich. —

„Dieſe Redensart verſtehe ich nicht. Widerſpricht es allen Geſetzen der Zeit, des Raums und der phyſiſchen Wirkungen, daß ein ſo gewandter Kopf, wie doch unwiderſprechlich dieſer Armenier iſt, mit Hülfe ſeiner vielleicht eben ſo gewandten Creaturen, in der Hülle der Nacht, von Niemand beobachtet, mit allen Hülfsmitteln ausgerüſtet, von denen ſich ein Mann

dieſes Handwerks ohnehin niemals trennen wird, daß ein ſolcher Menſch, von ſolchen Umſtänden begünſtigt, in ſo weniger Zeit ſo viel zu Stande bringen könnte? Iſt es geradezu undenkbar und abgeſchmackt, zu glauben, daß er mit Hülfe weniger Worte, Befehle oder Winke, ſeinen Helfershelfern weitläufige Aufträge geben, weitläufige und zuſammengeſetzte Operationen mit wenigem Wortaufwande bezeichnen könne? — Und darf etwas anders, als eine hell eingeſehene Unmöglichkeit gegen die ewigen Geſetze der Natur aufgeſtellt werden? Wollen Sie lieber ein Wunder glauben, als eine Unwahrſcheinlichkeit zugeben? Lieber die Kräfte der Natur umſtürzen, als eine künſtliche und weniger gewöhnliche Combination dieſer Kräfte ſich gefallen laſſen?"

Wenn die Sache auch eine ſo kühne Folgerung nicht rechtfertigt, ſo müſſen Sie mir doch eingeſtehen, daß ſie weit über unſere Begriffe geht.

„Beinahe hätte ich Luſt, Ihnen auch dieſes abzuſtreiten," ſagte der Prinz mit ſchalkhafter Munterkeit. „Wie, lieber Graf? wenn es ſich, zum Beiſpiel, ergäbe, daß nicht bloß während und nach dieſer halben Stunde, nicht bloß in der Eile und nebenher, ſondern den ganzen Abend und die ganze Nacht für dieſen Armenier gearbeitet worden? Denken Sie nach, daß der Sicilianer beinahe drei volle Stunden zu ſeinen Zurüſtungen verbrauchte."

Der Sicilianer, gnädigſter Herr!

„Und womit beweiſen Sie mir denn, daß der Sicilianer an dem zweiten Geſpenſte nicht eben ſo vielen Antheil gehabt habe, als an dem erſten?"

Wie, gnädigſter Herr?

„Daß er nicht der vornehmſte Helfershelfer des Armeniers

war — kurz — daß Beide nicht miteinander unter einer Decke liegen?"

Das möchte ſchwer zu erweiſen ſeyn, rief ich mit nicht geringer Verwunderung.

„Nicht ſo ſchwer, lieber Graf, als Sie wohl meinen. Wie? Es wäre Zufall, daß ſich dieſe beiden Menſchen in einem ſo ſeltſamen, ſo verwickelten Anſchlag auf dieſelbe Perſon, zu derſelben Zeit und an demſelben Orte begegneten, daß ſich unter ihren beiderſeitigen Operationen eine ſo auffallende Harmonie, ein ſo durchdachtes Einverſtändniß fände, daß einer dem andern gleichſam in die Hände arbeitete? Setzen Sie, er habe ſich des gröbern Gaukelſpiels bedient, um dem feinern eine Folie unterzulegen. Er ſchuf ſich einen Hektor, um ſein Achilles zu ſeyn. Setzen Sie, er habe jenes vorausgeſchickt, um den Grad von Glauben auszufinden, worauf er bei mir zu rechnen hätte; um die Zugänge zu meinem Vertrauen auszuſpähen; um ſich durch dieſen Verſuch, der, unbeſchadet ſeines übrigen Planes, verunglücken konnte, mit ſeinem Subjecte zu familiariſiren; kurz, um ſein Inſtrument damit anzuſpielen. Setzen Sie, er habe es gethan, um eben dadurch, daß er meine Aufmerkſamkeit auf einer Seite vorſätzlich aufforderte und wach erhielt, ſie auf einer andern, die ihm wichtiger war, einſchlummern zu laſſen. Setzen Sie, er habe einige Erkundigungen einzuziehen gehabt, von denen er wünſchte, daß ſie auf Rechnung des Taſchenſpielers geſchrieben würden, um den Argwohn von der wahren Spur zu entfernen."

Wie meinen Sie das?

„Laſſen Sie uns annehmen, er habe einen meiner Leute beſtochen, um durch ihn gewiſſe geheime Nachrichten — vielleicht gar Documente — zu erhalten, die zu ſeinem Zwecke dienen. Ich vermiſſe meinen Jäger. Was hindert mich, zu glauben,

daß der Armenier bei der Entweichung dieſes Menſchen mit im Spiele ſey? Aber der Zufall kann es fügen, daß ich hinter dieſe Schliche komme; ein Brief kann aufgefangen werden, ein Bedienter plaudern. Sein ganzes Anſehen ſcheitert, wenn ich die Quellen ſeiner Allwiſſenheit entdecke. Er ſchiebt alſo dieſen Taſchenſpieler ein, der dieſen oder jenen Anſchlag auf mich haben muß. Von dem Daſeyn und den Abſichten dieſes Menſchen unterläßt er nicht, mir frühzeitig einen Wink zu geben. Was ich alſo auch entdecken mag, ſo wird mein Verdacht auf Niemand anders, als auf dieſen Gaukler, fallen; und zu den Nachforſchungen, welche ihm, dem Armenier, zu gute kommen, wird der Sicilianer ſeinen Namen geben. Dieſes war die Puppe, mit der er mich ſpielen läßt, während daß er ſelbſt, unbeobachtet und unverdächtig, mit unſichtbaren Seilen mich umwindet."

Sehr gut! Aber wie läßt es ſich mit dieſen Abſichten reimen, daß er ſelbſt dieſe Täuſchung zerſtören hilft und die Geheimniſſe ſeiner Kunſt profanen Augen preisgibt?

„Was ſind es für Geheimniſſe, die er mir preisgibt? Keines von denen zuverläſſig, die er Luſt hat, bei mir in Ausübung zu bringen. Er hat alſo durch ihre Profanation nichts verloren — Aber wie viel hat er im Gegentheil gewonnen, wenn dieſer vermeintliche Triumph über Betrug und Taſchenſpielerei mich ſicher und zuverſichtlich macht, wenn es ihm dadurch gelang, meine Wachſamkeit nach einer entgegengeſetzten Richtung zu lenken, meinen noch unbeſtimmt umherſchweifenden Argwohn auf Gegenſtände zu fixiren, die von dem eigentlichen Orte des Angriffs am weiteſten entlegen ſind? — Er konnte erwarten, daß ich, früher oder ſpäter, aus eignem Mißtrauen oder fremdem Antriebe, den Schlüſſel zu ſeinen Wundern in der Taſchenſpielerkunſt aufſuchen würde. — Was konnte

er Beſſeres thun, als daß er ſie ſelbſt neben einander ſtellte, daß er mir gleichſam den Maßſtab dazu in die Hand gab, und, indem er der letztern eine künſtliche Gränze ſetzte, meine Begriffe von den erſtern deſto mehr erhöhte oder verwirrte. Wie viele Muthmaßungen hat er durch dieſen Kunſtgriff auf einmal abgeſchnitten! Wie viele Erklärungsarten im voraus widerlegt, auf die ich in der Folge vielleicht hätte fallen mögen!“

So hat er wenigſtens ſehr gegen ſich ſelbſt gehandelt, daß er die Augen derer, die er täuſchen wollte, ſchärfte und ihren Glauben an Wunderkraft durch Entzifferung eines ſo künſtlichen Betrugs überhaupt ſinken machte. Sie ſelbſt, gnädigſter Herr, ſind die beſte Widerlegung ſeines Planes, wenn er ja einen gehabt hat.

„Er hat ſich in mir vielleicht geirrt — aber er hat darum nicht weniger ſcharfſinnig raiſonnirt. Konnte er vorausſehen, daß mir gerade dasjenige im Gedächtniſſe bleiben würde, welches der Schlüſſel zu dem Wunder werden könnte? Lag es in ſeinem Plane, daß mir die Creatur, deren er ſich bediente, ſolche Blößen geben ſollte? Wiſſen wir, ob dieſer Sicilianer ſeine Vollmacht nicht weit überſchritten hat? — Mit dem Ringe gewiß — und doch iſt es hauptſächlich dieſer einzige Umſtand, der mein Mißtrauen gegen dieſen Menſchen entſchieden hat. Wie leicht kann ein ſo zugeſpitzter feiner Plan durch ein gröberes Organ verunſtaltet werden? Sicherlich war es ſeine Meinung nicht, daß uns der Taſchenſpieler ſeinen Ruhm im Marktſchreiertone vorpoſaunen ſollte — daß er uns jene Mährchen aufſchüſſeln ſollte, die ſich beim leichteſten Nachdenken widerlegen. So zum Beiſpiel — mit welcher Stirn kann dieſer Charlatan behaupten, daß ſein Wunderthäter auf den Glockenſchlag Zwölfe in der Nacht jeden Umgang mit Menſchen aufheben müſſe?

Haben wir ihn nicht ſelbſt um dieſe Zeit in unſerer Mitte geſehen?"

Das iſt wahr, rief ich. Das muß er vergeſſen haben!

„Aber es liegt im Charakter dieſer Art Leute, daß ſie ſolche Aufträge übertreiben und durch das Zuviel Alles verſchlimmern, was ein beſcheidener und mäßiger Betrug vortrefflich gemacht hätte."

Ich kann es deßungeachtet noch nicht über mich gewinnen, gnädigſter Herr, dieſe ganze Sache für nichts mehr, als ein angeſtelltes Spiel zu halten. Wie? Der Schrecken des Sicilianers, die Zuckungen, die Ohnmacht, der ganze klägliche Zuſtand dieſes Menſchen, der uns ſelbſt Erbarmen einflößte — alles dieſes wäre nur eine eingelernte Rolle geweſen? Zugegeben, daß ſich das theatraliſche Gaukelſpiel auch noch ſo weit treiben laſſe, ſo kann die Kunſt des Acteurs doch nicht über die Organe ſeines Lebens gebieten.

„Was das anbetrifft, Freund — Ich habe Richard den Dritten von Garrick geſehen — Und waren wir in dieſem Augenblicke kalt und müßig genug, um unbefangene Beobachter abzugeben? Konnten wir den Affect dieſes Menſchen prüfen, da uns der unſerige übermeiſterte? Ueberdieß iſt die entſcheidende Kriſe, auch ſogar eines Betrugs, für den Betrüger ſelbſt eine ſo wichtige Angelegenheit, daß bei ihm die Erwartung gar leicht ſo gewaltſame Symptome erzeugen kann, als die Ueberraſchung bei dem Betrogenen. Rechnen Sie dazu noch die unvermuthete Erſcheinung der Häſcher —"

Eben dieſe, gnädigſter Herr — Gut, daß Sie mich daran erinnern — Würde er es wohl gewagt haben, einen ſo gefährlichen Plan dem Auge der Gerechtigkeit bloß zu ſtellen? Die Treue ſeiner Creatur auf eine ſo bedenkliche Probe zu bringen? — Und zu welchem Ende?

„Dafür laſſen Sie ihn ſorgen, der ſeine Leute kennen muß. Wiſſen wir, was für geheime Verbrechen ihm für die Verſchwiegenheit dieſes Menſchen haften? — Sie haben gehört, welches Amt er in Venedig bekleidet — Wie viel wird es ihm wohl koſten, dieſem Kerl durchzuhelfen, der keinen andern Ankläger hat als ihn?“

(Und in der That hat der Ausgang den Verdacht des Prinzen in dieſem Stücke nur zu ſehr gerechtfertigt. Als wir uns einige Tage darauf nach unſerm Gefangenen erkundigen ließen, erhielten wir zur Antwort, daß er unſichtbar geworden ſey.)

„Und zu welchem Ende, fragen Sie? Auf welchem andern Wege, als auf dieſem gewaltſamen, konnte er dem Sicilianer eine ſo unwahrſcheinliche und ſchimpfliche Beichte abfordern laſſen, worauf es doch ſo weſentlich ankam? Wer, als ein verzweifelter Menſch, der nichts mehr zu verlieren hat, wird ſich entſchließen können, ſo erniedrigende Aufſchlüſſe über ſich ſelbſt zu geben? Unter welchen andern Umſtänden hätten wir ſie ihm geglaubt?“

Alles zugegeben, gnädigſter Prinz, ſagte ich endlich. Beide Erſcheinungen ſollen Gaukelſpiele geweſen ſeyn; dieſer Sicilianer ſoll uns meinethalben nur ein Mährchen aufgeheftet haben, das ihn ſein Principal einlernen ließ, beide ſollen zu einem Zwecke, mit einander einverſtanden, wirken, und aus dieſem Einverſtändniſſe ſollen alle jene wunderbaren Zufälle ſich erklären laſſen, die uns im Laufe dieſer Begebenheit in Erſtaunen geſetzt haben. Jene Prophezeyung auf dem Marcusplatze, das erſte Wunder, welches alle übrigen eröffnet hat, bleibt nichtsdeſtoweniger unerklärt; und was hilft uns der Schlüſſel zu allen übrigen, wenn wir an der Auflöſung dieſes einzigen verzweifeln?

„Kehren Sie es vielmehr um, lieber Graf,“ gab mir der

Prinz hierauf zur Antwort. „Sagen Sie, was beweiſen alle jene Wunder, wenn ich herausbringe, daß auch nur ein einziges Taſchenſpiel darunter war? Jene Prophezeyung — ich bekenn' es Ihnen — geht über alle meine Faſſungskraft. Stünde ſie einzeln da, hätte der Armenier ſeine Rolle mit ihr beſchloſſen, wie er ſie damit eröffnete — ich geſtehe Ihnen, ich weiß nicht, wie weit ſie mich noch hätte führen können. In dieſer niedrigen Geſellſchaft iſt ſie mir ein klein wenig verdächtig. — Die Zeit wird ſie aufklären, oder auch nicht aufklären — aber glauben Sie mir, Freund (indem er ſeine Hand auf die meinige legte und eine ſehr ernſthafte Miene annahm), ein Menſch, dem höhere Kräfte zu Gebote ſtehen, wird keines Gaukelſpiels bedürfen, oder er wird es verachten."

So endigte ſich eine Unterredung, die ich darum ganz hieher geſetzt habe, weil ſie die Schwierigkeiten zeigt, die bei dem Prinzen zu beſiegen waren; und weil ſie, wie ich hoffe, ſein Andenken von dem Vorwurfe reinigen wird, daß er ſich blind und unbeſonnen in die Schlinge geſtürzt habe, die eine unerhörte Teufelei ihm bereitete. Nicht Alle — fährt der Graf von O** fort — die in dem Augenblicke, wo ich dieſes ſchreibe, vielleicht mit Hohngelächter auf ſeine Schwachheit herabſehen, und im ſtolzen Dünkel ihrer nie angefochtenen Vernunft ſich für berechtigt halten, den Stab der Verdammung über ihn zu brechen, nicht Alle, fürchte ich, würden dieſe erſte Probe ſo männlich beſtanden haben. Wenn man ihn nunmehr auch nach dieſer glücklichen Vorbereitung deſſen ungeachtet fallen ſieht; wenn man den ſchwarzen Anſchlag, vor deſſen entfernteſter Annäherung ihn ſein guter Genius warnte, nichtsdeſtoweniger an ihm in Erfüllung gegangen findet, ſo wird man weniger über ſeine Thorheit ſpotten, als über die Größe des Bubenſtücks erſtaunen, dem eine ſo wohl vertheidigte Vernunft erlag. Weltliche Rück=

ſichten können an meinem Zeugniſſe keinen Antheil haben, denn er, der es mir danken ſoll, iſt nicht mehr. Sein ſchreckliches Schickſal iſt geendigt, längſt hat ſich ſeine Seele am Thron der Wahrheit gereinigt, vor dem auch die meinige längſt ſteht, wenn die Welt dieſes liest — aber man verzeihe mir die Thräne, die dem Andenken meines theuerſten Freundes unfreiwillig fällt — doch zur Steuer der Gerechtigkeit ſchreib' ich es nieder: er war ein edler Menſch, und gewiß wär' er eine Zierde des Thrones geworden, den er durch ein Verbrechen erſteigen zu wollen ſich bethören ließ.

Zweites Buch.

Nicht lange nach dieſen letztern Begenheiten — fährt der Graf von O** zu erzählen fort — fing ich an, in dem Gemüthe des Prinzen eine wichtige Veränderung zu bemerken, die theils eine unmittelbare Folge des letztern Vorfalls war, theils auch durch den Zuſammenfluß mehrerer zufälliger Umſtände hervorgebracht worden. Bis jetzt nämlich hatte der Prinz jede ſtrengere Prüfung ſeines Glaubens vermieden und ſich damit begnügt, die rohen und ſinnlichen Religionsbegriffe, in denen er auferzogen worden, durch die beſſern Ideen, die ſich ihm nachher aufdrangen, zu reinigen, oder mit dieſen auszugleichen, ohne die Fundamente ſeines Glaubens zu unterſuchen. Religionsgegenſtände überhaupt, geſtand er mir mehrmals, ſeyen ihm jederzeit wie ein bezaubertes Schloß vorgekommen, in das man nicht ohne Grauen ſeinen Fuß ſetze, und man thue weit beſſer, man gehe mit ehrerbietiger Reſignation daran vorüber, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, ſich in ſeinen Labyrinthen zu verirren. Eine bigotte, knechtiſche Erziehung war die Quelle dieſer Furcht; dieſe hatte ſeinem zarten Gehirne Schreckbilder eingedrückt, von denen er ſich während ſeines ganzen Lebens nie ganz losmachen konnte. Religiöſe Melancholie war eine Erbkrankheit in ſeiner Familie; die Erziehung, welche man ihm und ſeinen Brüdern geben ließ, war dieſer Diſpoſition angemeſſen,

die Menſchen, denen man ſie anvertraute, aus dieſem Geſichtspunkte gewählt, alſo entweder Schwärmer oder Heuchler. Alle Lebhaftigkeit des Knaben in einem dumpfen Geisteszwange zu erſticken, war das einzige Mittel, ſich der höchſten Zufriedenheit der fürſtlichen Eltern zu verſichern. Dieſe ſchwarze nächtliche Geſtalt hatte die ganze Jugendzeit unſers Prinzen, ſelbſt aus ſeinen Spielen war die Freude verbannt. Alle ſeine Vorſtellungen von Religion hatten etwas Fürchterliches an ſich, und eben das Grauenvolle und Derbe war es, was ſich ſeiner lebhaften Einbildungskraft zuerſt bemächtigte und ſich auch am längſten darin erhielt. Sein Gott war ein Schreckbild, ein ſtrafendes Weſen; ſeine Gottesverehrung knechtiſches Zittern oder blinde, alle Kraft und Kühnheit erſtickende Ergebung. Auf allen ſeinen kindiſchen und jugendlichen Neigungen, denen ein derber Körper und eine blühende Geſundheit um ſo kraftvollere Exploſionen gab, ſtand ihm die Religion im Wege; mit Allem, woran ſein jugendliches Herz ſich hing, lag ſie im Streite; er lernte ſie nie als eine Wohlthat, nur als eine Geißel ſeiner Leidenſchaften kennen. So entbrannte allmählich eine ſtille Indignation gegen ſie in ſeinem Herzen, welche, mit einem reſpectvollen Glauben und blinder Furcht in ſeinem Kopfe und Herzen, die bizarreſte Miſchung machte — einen Widerwillen gegen einen Herrn, vor welchem er zitterte.

Kein Wunder, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, einem ſo ſtrengen Joche zu entfliehen — aber er entlief ihm, wie ein leibeigener Sklave ſeinem harten Herrn, der auch mitten in der Freiheit das Gefühl ſeiner Knechtſchaft herumträgt. Eben darum, weil er dem Glauben ſeiner Jugend nicht mit ruhiger Wahl entſagt, weil er nicht gewartet hatte, bis ſeine reife, gereinigte Vernunft ſich gemächlich davon abgelöst hatte, weil er ihm als ein Flüchtling entſprnngen war, auf den die Eigen-

thumsrechte ſeines Herrn immer noch fortdauern — ſo mußte er auch, nach ſo großen Diſtractionen, immer wieder zu ihm zurückkehren. Er war mit der Kette entſprungen, und eben darum mußte er der Raub eines jeden Betrügers werden, der ſie entdeckte und zu gebrauchen verſtand. Daß ſich ein ſolcher fand, wird, wenn man es noch nicht errathen hat, der Verfolg dieſer Geſchichte ausweiſen.

Die Geſtändniſſe des Sicilianers ließen in ſeinem Gemüthe wichtigere Folgen zurück, als dieſer ganze Gegenſtand werth war, und der kleine Sieg, den ſeine Vernunft über dieſe ſchwache Täuſchung davon getragen, hatte die Zuverſicht zu ſeiner Vernunft überhaupt merklich erhöht. Die Leichtigkeit, mit der es ihm gelungen war, dieſen Betrug aufzulöſen, ſchien ihn ſelbſt überraſcht zu haben; in dieſem Kopfe hatten ſich Wahrheit und Irrthum noch nicht ſo genau von einander geſondert, daß es ihm nicht oft begegnet wäre, die Stützen der einen mit den Stützen des andern zu verwechſeln; daher kam es, daß der Schlag, der ſeinen Glauben an Wunder ſtürzte, das ganze Gebäude ſeines Glaubens zugleich zum Wanken brachte. Es erging ihm hier, wie einem unerfahrnen Menſchen, der in der Freundſchaft oder Liebe hintergangen worden, weil er ſchlecht gewählt hatte, und der nun ſeinen Glauben an dieſe Empfindungen überhaupt ſinken läßt, weil er bloße Zufälligkeiten für weſentliche Kennzeichen derſelben aufnimmt. Ein entlarvter Betrug machte ihm auch die Wahrheit verdächtig, weil er ſich die Wahrheit unglücklicherweiſe durch gleich ſchlechte Gründe bewieſen hatte.

Dieſer vermeintliche Triumph gefiel ihm um ſo mehr, je ſchwerer der Druck geweſen, wovon er ihn zu befreien ſchien. Von dieſem Zeitpunkt an regte ſich eine Zweifelſucht in ihm, die auch das Ehrwürdigſte nicht verſchonte.

Es halfen mehrere Dinge zuſammen, ihn in dieſer Gemüths=lage zu erhalten und noch mehr darin zu befeſtigen. Die Zu=rückgezogenheit, in der er bisher gelebt hatte, hörte jetzt auf und mußte einer zerſtreuungsvollen Lebensart Platz machen. Sein Stand war entdeckt. Aufmerkſamkeiten, die er erwiedern mußte, Etikette, die er ſeinem Range ſchuldig war, riſſen ihn unvermerkt in den Wirbel der großen Welt. Sein Stand ſo=wohl, als ſeine perſönlichen Eigenſchaften, öffneten ihm die geiſt=volleſten Cirkel in Venedig; bald ſah er ſich mit den hellſten Köpfen der Republik, Gelehrten ſowohl als Staatsmännern, in Verbindung. Dieß zwang ihn, den einförmigen, engen Kreis zu erweitern, in welchem ſein Geiſt ſich bisher bewegt hatte. Er fing an, die Armuth und Beſchränktheit ſeiner Begriffe wahrzunehmen, und das Bedürfniß höherer Bildung zu fühlen. Die altmodiſche Form ſeines Geiſtes, von ſo vielen Vorzügen ſie auch ſonſt begleitet war, ſtand mit den gangbaren Begriffen der Geſellſchaft in einem nachtheiligen Contraſte, und ſeine Fremdheit in den bekannteſten Dingen ſetzte ihn zuweilen dem Lächerlichen aus; nichts fürchtete er ſo ſehr, als das Lächerliche. Das ungünſtige Vorurtheil, das auf ſeinem Geburtslande haf=tete, ſchien ihm eine Aufforderung zu ſeyn, es in ſeiner Perſon zu widerlegen. Dazu kam noch die Sonderbarkeit in ſeinem Charakter, daß ihn jede Aufmerkſamkeit verdroß, die er ſeinem Stande und nicht ſeinem perſönlichen Werthe danken zu müſſen glaubte. Vorzüglich empfand er dieſe Demüthigung in Gegen=wart ſolcher Perſonen, die durch ihren Geiſt glänzten, und durch perſönliche Verdienſte gleichſam über ihre Geburt trium=phirten. In einer ſolchen Geſellſchaft ſich als Prinz unter=ſchieden zu ſehen, war jederzeit eine tiefe Beſchämung für ihn, weil er unglücklicherweiſe glaubte, durch dieſen Namen ſchon von jeder Concurrenz ausgeſchloſſen zu ſeyn. Alles dieſes zu=

ſammengenommen, überführte ihn von der Nothwendigkeit, ſeinem Geiſte die Bildung zu geben, die er bisher verabſäumt hatte, um das Jahrfünftel der witzigen und der denkenden Welt einzuholen, hinter welchem er ſo weit zurückgeblieben war. Er wählte dazu die modernſte Lecture, der er ſich nun mit allem dem Ernſte hingab, womit er Alles, was er vornahm, zu behandeln pflegte. Aber die ſchlimme Hand, die bei der Wahl dieſer Schriften im Spiele war, ließ ihn unglücklicherweiſe immer auf ſolche ſtoßen, bei denen ſeine Vernunft und ſein Herz wenig gebeſſert waren. Und auch hier waltete ſein Lieblingshang vor, der ihn immer zu Allem, was nicht begriffen werden ſoll, mit unwiderſtehlichem Reize hingezogen hatte. Nur für dasjenige, was damit in Beziehung ſtand, hatte er Aufmerkſamkeit und Gedächtniß; ſeine Vernunft und ſein Herz blieben leer, während ſich dieſe Fächer ſeines Gehirns mit verworrenen Begriffen anfüllten. Der blendende Styl des Einen riß ſeine Imagination dahin, indem die Spitzfindigkeiten des Andern ſeine Vernunft verſtrickten. Beiden wurde es leicht, ſich einen Geiſt zu unterjochen, der ein Raub eines Jeden war, der ſich ihm mit einer gewiſſen Dreiſtigkeit aufdrang. Eine Lecture, die länger als ein Jahr mit Leidenſchaft fortgeſetzt wurde, hatte ihn beinahe mit gar keinem wohlthätigen Begriffe bereichert, wohl aber ſeinen Kopf mit Zweifeln angefüllt, die, wie es bei dieſem conſequenten Charakter unausbleiblich folgte, bald einen unglücklichen Weg zu ſeinem Herzen fanden. Daß ich es kurz ſage — er hatte ſich in dieſes Labyrinth begeben als ein glaubenreicher Schwärmer, und er verließ es als Zweifler, und zuletzt als ein ausgemachter Freigeiſt.

Unter den Cirkeln, in die man ihn zu ziehen gewußt hatte, war eine gewiſſe geſchloſſene Geſellſchaft, der Bucentauro genannt, die unter dem äußerlichen Scheine einer edeln ver=

nünftigen Geiſtesfreiheit die zügelloſeſte Licenz der Meinungen wie der Sitten begünſtigte. Da ſie unter ihren Mitgliedern viele Geiſtliche zählte und ſogar die Namen einiger Cardinäle an ihrer Spitze trug, ſo wurde der Prinz um ſo leichter bewogen, ſich darin einführen zu laſſen. Gewiſſe gefährliche Wahrheiten der Vernunft, meinte er, könnten nirgends beſſer aufgehoben ſeyn, als in den Händen ſolcher Perſonen, die ihr Stand ſchon zur Mäßigung verpflichtete, und die den Vortheil hätten, auch die Gegenpartei gehört und geprüft zu haben. Der Prinz vergaß hier, daß Libertinage des Geiſtes und der Sitten bei Perſonen dieſes Standes eben darum weiter um ſich greift, weil ſie hier einen Zügel weniger findet. Und dieſes war der Fall bei dem Bucentauro, deſſen mehrſte Mitglieder durch eine verdammliche Philoſophie, und durch Sitten, die einer ſolchen Führerin würdig waren, nicht ihren Stand allein, ſondern ſelbſt die Menſchheit beſchimpften. Die Geſellſchaft hatte ihre geheimen Grade, und ich will, zur Ehre des Prinzen, glauben, daß man ihn des innerſten Heiligthums nie gewürdigt habe. Jeder, der in dieſe Geſellſchaft eintrat, mußte, wenigſtens ſo lange er ihr lebte, ſeinen Rang, ſeine Nation, ſeine Religionspartei, kurz alle conventionellen Unterſcheidungszeichen ablegen und ſich in einen gewiſſen Stand univerſeller Gleichheit begeben. Die Wahl der Mitglieder war in der That ſtreng, weil nur Vorzüge des Geiſtes einen Weg dazu bahnten. Die Geſellſchaft rühmte ſich des feinſten Tons und des ausgebildetſten Geſchmacks, und in dieſem Rufe ſtand ſie auch wirklich in ganz Venedig. Dieſes ſowohl, als der Schein von Gleichheit, der darin herrſchte, zog den Prinzen unwiderſtehlich an. Ein geiſtvoller, durch feinen Witz aufgeheiterter Umgang, unterrichtende Unterhaltungen, das Beſte aus der gelehrten und politiſchen Welt, das hier, wie in ſeinem Mittelpunkte, zuſammen-

floß, verbargen ihm lange Zeit das Gefährliche dieſer Verbindung. Wie ihm nach und nach der Geiſt des Inſtituts durch die Maske hindurch ſichtbarer wurde, oder man es auch müde war, länger gegen ihn auf ſeiner Hut zu ſeyn, war der Rückweg gefährlich, und falſche Scham ſowohl, als Sorge für ſeine Sicherheit zwangen ihn, ſein inneres Mißfallen zu verbergen. Aber ſchon durch bloße Vertraulichkeit mit dieſer Menſchenclaſſe und ihren Geſinnungen, wenn ſie ihn auch nicht zur Nachahmung hinriſſen, ging die reine, ſchöne Einfalt ſeines Charakters und die Zartheit ſeiner moraliſchen Gefühle verloren. Seine durch ſo wenig gründliche Kenntniſſe unterſtützte Vernunft konnte, ohne fremde Beihülfe, die feinen Trugſchlüſſe nicht löſen, womit man ſie hier verſtrickt hatte, und unvermerkt hatte dieſes ſchreckliche Corroſiv Alles — beinahe Alles verzehrt, worauf ſeine Moralität ruhen ſollte. Die natürlichen und nothwendigen Stützen ſeiner Glückſeligkeit gab er für Sophismen hinweg, die ihn im entſcheidenden Augenblicke verließen, und ihn dadurch zwangen, ſich an den erſten beſten Willkürlichen zu halten, den man ihm zuwarf.

Vielleicht wäre es der Hand eines Freundes gelungen, ihn noch zur rechten Zeit von dieſem Abgrunde zurückzuziehen — aber, außerdem daß ich mit dem Innern des Bucentauro erſt lange nachher bekannt worden bin, als das Uebel ſchon geſchehen war, ſo hatte mich ſchon zu Anfang dieſer Periode ein dringender Vorfall aus Venedig abgerufen. Auch Mylord Seymour, eine ſchätzbare Bekanntſchaft des Prinzen, deſſen kalter Kopf jeder Art von Täuſchung unzugänglich war, und der ihm unfehlbar zu einer ſichern Stütze hätte dienen können, verließ uns in dieſer Zeit, um in ſein Vaterland zurückzukehren. Diejenigen, in deren Händen ich den Prinzen ließ, waren zwar redliche, aber unerfahrne und in ihrer Religion äußerſt beſchränkte Men=

ſchen, denen es ſowohl an der Einſicht in das Uebel, als an Anſehen bei dem Prinzen fehlte. Seinen verfänglichen Sophismen wußten ſie nichts, als die Machtſprüche eines blinden, ungeprüften Glaubens entgegenzuſetzen, die ihn entweder aufbrachten oder beluſtigten; er überſah ſie gar zu leicht, und ſein überlegner Verſtand brachte dieſe ſchlechten Vertheidiger der guten Sache bald zum Schweigen, wie aus einem Beiſpiele, das ich in der Folge anführen werde, erhellen wird. Den Andern, die ſich in der Folge ſeines Vertrauens bemächtigten, war es vielmehr darum zu thun, ihn immer tiefer darein zu verſenken. Als ich im folgenden Jahre wieder nach Venedig zurückkam — wie anders fand ich da ſchon Alles!

Der Einfluß dieſer neuen Philoſophie zeigte ſich bald in des Prinzen Leben. Je mehr er zuſehends in Venedig Glück machte und neue Freunde ſich erwarb, deſto mehr fing er an, bei ſeinen ältern Freunden zu verlieren. Mir gefiel er von Tag zu Tag weniger; auch ſahen wir uns ſeltener, und überhaupt war er weniger zu haben. Der Strom der großen Welt hatte ihn gefaßt. Nie wurde ſeine Schwelle leer, wenn er zu Hauſe war. Eine Luſtbarkeit drängte die andere, ein Feſt das andere, eine Glückſeligkeit die andere. Er war die Schöne, um welche Alles buhlt, der König und der Abgott aller Cirkel. So ſchwer er ſich in der vorigen Stille ſeines beſchränkten Lebens den großen Weltlauf gedacht hatte, ſo leicht fand er ihn nunmehr zu ſeinem Erſtaunen. Es kam ihm Alles ſo entgegen, Alles war trefflich, was von ſeinen Lippen kam, und wenn er ſchwieg, ſo war es ein Raub an der Geſellſchaft. Man verſtand die Kunſt, ihm die Gedanken mit einer angenehmen Leichtigkeit von der Seele gleichſam abzulöſen, und durch eine feine Nachhülfe ihn ſelbſt damit zu überraſchen. Auch machte ihn dieſes ihn überall verfolgende Glück, dieſes allgemeine Gelingen, wirklich zu etwas

mehr, als er in der That war, weil es ihm Muth und Zuverſicht zu ihm ſelbſt gab. Die erhöhte Meinung, die er dadurch von ſeinem eigenen Werthe erlangte, gab ihm Glauben an die übertriebene und beinahe abgöttiſche Verehrung, die man ſeinem Geiſte widerfahren ließ, die ihm, ohne dieſes vergrößerte und gewiſſermaßen gegründete Selbſtgefühl, nothwendig hätte verdächtig werden müſſen. Jetzt aber war dieſe allgemeine Stimme nur die Bekräftigung deſſen, was ſein ſelbſtzufriedener Stolz ihm im Stillen ſagte — ein Tribut, der ihm von Rechtswegen gebührte. Unfehlbar würde er dieſer Schlinge entgangen ſeyn, hätte man ihn zu Athem kommen laſſen, hätte man ihm nur ruhige Muße gegönnt, ſeinen eigenen Werth mit dem Bilde zu vergleichen, das ihm in einem ſo lieblichen Spiegel vorgehalten wurde. Aber ſeine Exiſtenz war ein fortdauernder Zuſtand von Trunkenheit, von ſchwebendem Taumel. Je höher man ihn geſtellt hatte, deſto mehr hatte er zu thun, ſich auf dieſer Höhe zu erhalten; dieſe immerwährende Anſpannung verzehrte ihn langſam; ſelbſt aus ſeinem Schlafe war die Ruhe geflohen. Man hatte ſeine Blößen durchſchaut und die Leidenſchaft gut berechnet, die man in ihm entzündet hatte.

Bald mußten es ſeine redlichen Cavaliers entgelten, daß ihr Herr zum großen Kopfe geworden war. Ernſthafte Empfindungen und ehrwürdige Wahrheiten, an denen ſein Herz ſonſt mit aller Wärme gehangen, fingen nun an, Gegenſtände ſeines Spotts zu werden. An den Wahrheiten der Religion rächte er ſich für den Druck, worunter ihn Wahnbegriffe ſo lange gehalten hatten; aber weil eine nicht zu verfälſchende Stimme ſeines Herzens die Taumeleien ſeines Kopfes bekämpfte, ſo war mehr Bitterkeit, als fröhlicher Muth in ſeinem Witze. Sein Naturell fing an, ſich zu ändern, Launen ſtellten ſich ein. Die ſchönſte Zierde ſeines Charakters, ſeine Beſcheidenheit, verſchwand;

Schmeichler hatten ſein treffliches Herz vergiftet. Die ſchonende Delicateſſe des Umgangs, die es ſeine Cavaliers ſonſt ganz vergeſſen gemacht hatte, daß er ihr Herr war, machte jetzt nicht ſelten einem gebieteriſchen, entſcheidenden Tone Platz, der um ſo empfindlicher ſchmerzte, weil er nicht auf den äußerlichen Abſtand, worüber man ſich mit leichter Mühe tröſtet, und den er ſelbſt wenig achtete, ſondern auf eine beleidigende Vorausſetzung ſeiner perſönlichen Erhabenheit gegründet war. Weil er zu Hauſe doch öfters Betrachtungen Raum gab, die ihn im Taumel der Geſellſchaft nicht hatten angehen dürfen, ſo ſahen ihn ſeine eigenen Leute ſelten anders als finſter, mürriſch und unglücklich, während daß er fremde Cirkel mit einer erzwungenen Fröhlichkeit beſeelte. Mit theilnehmenden Leiden ſahen wir ihn auf dieſer gefährlichen Bahn hinwandeln, aber in dem Tumult, durch den er geworfen wurde, hörte er die ſchwache Stimme der Freundſchaft nicht mehr, und war jetzt auch noch zu glücklich, um ſie zu verſtehen.

Schon in den erſten Zeiten dieſer Epoche forderte mich eine wichtige Angelegenheit an den Hof meines Souveräns, die ich auch dem feurigſten Intereſſe der Freundſchaft nicht nachſetzen durfte. Eine unſichtbare Hand, die ſich mir erſt lange nachher entdeckte, hatte Mittel gefunden, meine Angelegenheiten dort zu verwirren und Gerüchte von mir auszubreiten, die ich eilen mußte, durch meine perſönliche Gegenwart zu widerlegen. Der Abſchied vom Prinzen ward mir ſchwer, aber ihm war er deſto leichter. Schon ſeit geraumer Zeit waren die Bande gelöst, die ihn an mich gekettet hatten. Aber ſein Schickſal hatte meine ganze Theilnehmung erweckt; ich ließ mir deßwegen von dem Baron von F*** verſprechen, mich durch ſchriftliche Nachrichten damit in Verbindung zu erhalten, was er auch aufs gewiſſenhafteſte gehalten hat. Von jetzt an bin ich alſo auf lange Zeit kein Augenzeuge

dieſer Begebenheiten mehr; man erlaube mir, den Baron von F*** an meiner Statt aufzuführen, und dieſe Lücke durch Auszüge aus ſeinen Briefen zu ergänzen. Ungeachtet die Vorſtellungsart meines Freundes F*** nicht immer die meinige iſt, ſo habe ich dennoch an ſeinen Worten nichts ändern wollen, aus denen der Leſer die Wahrheit mit wenig Mühe herausfinden wird.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Erſter Brief.

Mai 17**.

Dank Ihnen, ſehr verehrter Freund, daß Sie mir die Erlaubniß ertheilt haben, auch abweſend den vertrauten Umgang mit Ihnen fortzuſetzen, der während Ihres Hierſeyns meine beſte Freude ausmachte. Hier, das wiſſen Sie, iſt Niemand, gegen den ich es wagen dürfte, mich über gewiſſe Dinge herauszulaſſen. — Was Sie mir auch dagegen ſagen mögen, dieſes Volk iſt mir verhaßt. Seitdem der Prinz einer davon geworden iſt und ſeitdem vollends Sie uns entriſſen ſind, bin ich mitten in dieſer volkreichen Stadt verlaſſen. Z*** nimmt es leichter, und die Schönen in Venedig wiſſen ihm die Kränkungen vergeſſen zu machen, die er zu Hauſe mit mir theilen muß. Und was hätte er ſich auch darüber zu grämen? Er ſieht und verlangt in dem Prinzen nichts als einen Herrn, den er überall findet — aber ich! Sie wiſſen, wie nahe ich das Wohl und Weh unſers Prinzen an meinem Herzen fühle

und wie ſehr ich Urſache dazu habe. Sechszehn Jahre ſind's, daß ich um ſeine Perſon lebe, daß ich nur für ihn lebe. Als ein neunjähriger Knabe kam ich in ſeine Dienſte, und ſeit dieſer Zeit hat mich kein Schickſal von ihm getrennt. Unter ſeinen Augen bin ich geworden; ein langer Umgang hat mich ihm zugebildet; alle ſeine großen und kleinen Abenteuer hab' ich mit ihm beſtanden. Ich lebe in ſeiner Glückſeligkeit. Bis auf dieſes unglückliche Jahr hab' ich nur meinen Freund, meinen ältern Bruder in ihm geſehen; wie in einem heitern Sonnenſcheine hab' ich in ſeinen Augen gelebt — keine Wolke trübte mein Glück, und alles dieß ſoll mir nun in dieſem unſeligen Venedig zu Trümmern gehen!

Seitdem Sie von uns ſind, hat ſich allerlei bei uns verändert. Der Prinz von **d** iſt vorige Woche mit einer zahlreichen und glänzenden Suite hier angelangt und hat unſerm Cirkel ein neues tumultuariſches Leben gegeben. Da er und unſer Prinz ſo nahe verwandt ſind und jetzt auf einem ziemlich guten Fuß zuſammen ſtehen, ſo werden ſie ſich während ſeines hieſigen Aufenthalts, der, wie ich höre, bis zum Himmelfahrtsfeſt dauern ſoll, wenig von einander trennen. Der Anfang iſt ſchon beſtens gemacht; ſeit zehn Tagen iſt der Prinz kaum zu Athem gekommen. Der Prinz von **d** hat es gleich ſehr hoch angefangen, und das mochte er immer, da er ſich bald wieder entfernt; aber das Schlimme dabei iſt, er hat unſern Prinzen damit angeſteckt, weil er ſich nicht wohl davon ausſchließen konnte und bei dem beſondern Verhältniſſe, das zwiſchen beiden Häuſern obwaltet, dem beſtrittenen Range des ſeinigen hier etwas ſchuldig zu ſeyn glaubte. Dazu kommt, daß in wenigen Wochen auch unſer Abſchied von Venedig herannaht, wodurch er ohnehin überhoben wird, dieſen außerordentlichen Aufwand in die Länge fortzuführen.

Der Prinz von **d**, wie man ſagt, iſt in Geſchäften des *** Ordens hier, wobei er ſich einbildet, eine wichtige Rolle zu ſpielen. Daß er von allen Bekanntſchaften unſers Prinzen ſogleich Beſitz genommen haben werde, können Sie ſich leicht einbilden. In den Bucentauro beſonders iſt er mit Pomp eingeführt worden, da es ihm ſeit einiger Zeit beliebt hat, den witzigen Kopf und den ſtarken Geiſt zu ſpielen, wie er ſich denn auch in ſeinen Correſpondenzen, deren er in allen Weltgegenden unterhält, nur den Prince philosophe nennen läßt. Ich weiß nicht, ob Sie je das Glück gehabt haben, ihn zu ſehen. Ein vielverſprechendes Aeußere, beſchäftigte Augen, eine Miene voll Kunſtverſtändigkeit, viel Prunk von Lecture, viel erworbene Natur (vergönnen Sie mir dieſes Wort), und eine fürſtliche Herablaſſung zu Menſchengefühlen, dabei eine heroiſche Zuverſicht auf ſich ſelbſt und eine Alles niederſprechende Beredſamkeit. Wer könnte, bei ſo glänzenden Eigenſchaften, einer K. H. ſeine Huldigung verſagen? Wie indeſſen der ſtille wortarme und gründliche Werth unſers Prinzen neben dieſer ſchreienden Vortrefflichkeit auskommen wird, muß der Ausgang lehren.

In unſerer Einrichtung ſind ſeit der Zeit viele und große Veränderungen geſchehen. Wir haben ein neues prächtiges Haus, der neuen Procuratie gegenüber, bezogen, weil es dem Prinzen im Mohren zu eng wurde. Unſere Suite hat ſich um zwölf Köpfe vermehrt, Pagen, Mohren, Heiducken u. dgl. m. — Alles geht jetzt ins Große. Sie haben während Ihres Hierſeyns über Aufwand geklagt — jetzt ſollten Sie erſt ſehen!

Unſere innern Verhältniſſe ſind noch die alten — außer, daß der Prinz, der durch Ihre Gegenwart nicht mehr in Schranken gehalten wird, wo möglich, noch einſylbiger und

froſtiger gegen uns geworden iſt, und daß wir ihn' jetzt, außer dem An= und Auskleiden, wenig haben. Unter dem Vorwande, daß wir das Franzöſiſche ſchlecht und das Italieniſche gar nicht reden, weiß er uns von ſeinen mehrſten Geſellſchaften auszuſchließen, wodurch er mir für meine Perſon eben keine große Kränkung anthut; aber ich glaube, das Wahre davon einzuſehen: er ſchämt ſich unſerer — und das ſchmerzt mich, das haben wir nicht verdient.

Von unſern Leuten (weil Sie doch alle Kleinigkeiten wiſſen wollen) bedient er ſich jetzt faſt ganz allein des Biondello, den er, wie Sie wiſſen, nach Entweichung unſers Jägers, in ſeine Dienſte nahm und der ihm jetzt, bei dieſer neuen Lebensart, ganz unentbehrlich geworden iſt. Der Menſch kennt Alles in Venedig, und Alles weiß er zu gebrauchen. Es iſt nicht anders, als wenn er tauſend Augen hätte, tauſend Hände in Bewegung ſetzen könnte. Er bewerkſtellige dieſes mit Hülfe der Gondoliers, ſagt er. Dem Prinzen kommt dadurch ungemein zu ſtatten, daß er ihn vorläufig mit allen neuen Geſichtern bekannt macht, die dieſem in ſeinen Geſellſchaften vorkommen, und die geheimen Notizen, die er gibt, hat der Prinz immer richtig befunden. Dabei ſpricht und ſchreibt er das Italieniſche und das Franzöſiſche vortrefflich, wodurch er ſich auch bereits zum Secretär des Prinzen aufgeſchwungen hat. Einen Zug von uneigennütziger Treue muß ich Ihnen doch erzählen, der bei einem Menſchen dieſes Standes in der That ſelten iſt. Neulich ließ ein angeſehener Kaufmann aus Rimini bei dem Prinzen um Gehör anſuchen. Der Gegenſtand war eine ſonderbare Beſchwerde über Biondello. Der Procurator, ſein voriger Herr, der ein wunderlicher Heiliger geweſen ſeyn mochte, hatte mit ſeinen Verwandten in unverſöhnlicher Feindſchaft gelebt, die ihn auch, wo möglich, noch überleben ſollte. Sein ganzes aus=

ſchließendes Vertrauen hatte Biondello, bei dem er alle Geheimniſſe niederzulegen pflegte; dieſer mußte ihm noch am Todbette angeloben, ſie heilig zu bewahren, und, zum Vortheil der Verwandten, niemals Gebrauch davon zu machen; ein anſehnliches Legat ſollte ihn für dieſe Verſchwiegenheit belohnen. Als man ſein Teſtament eröffnete und ſeine Papiere durchſuchte, fanden ſich große Lücken und Verwirrungen, worüber Biondello allein den Aufſchluß geben konnte. Dieſer läugnete hartnäckig, daß er etwas wiſſe, ließ den Erben das ſehr beträchtliche Legat und behielt ſeine Geheimniſſe. Große Erbietungen wurden ihm von Seiten der Verwandten gethan, aber alle vergeblich; endlich, um ihrem Zudringen zu entgehen, weil ſie drohten, ihn rechtlich zu belangen, begab er ſich bei dem Prinzen in Dienſte. An dieſen wandte ſich nun der Haupterbe, dieſer Kaufmann, und that noch größere Erbietungen, als die ſchon geſchehen waren, wenn Biondello ſeinen Sinn ändern wollte. Aber auch die Fürſprache des Prinzen war umſonſt. Dieſem geſtand er zwar, daß ihm wirklich dergleichen Geheimniſſe anvertraut wären; er läugnete auch nicht, daß der Verſtorbene im Haſſe gegen ſeine Familie vielleicht zu weit gegangen ſey, aber, ſetzte er hinzu, er war mein guter Herr und mein Wohlthäter, und im feſten Vertrauen auf meine Redlichkeit ſtarb er hin. Ich war der einzige Freund, den er auf der Welt verließ — um ſo weniger darf ich ſeine einzige Hoffnung hintergehen. Zugleich ließ er merken, daß dieſe Eröffnungen dem Andenken ſeines verſtorbenen Herrn nicht ſehr zur Ehre gereichen dürften. Iſt das nicht fein gedacht und edel? Auch können Sie leicht denken, daß der Prinz nicht ſehr darauf beharrte, ihn in einer ſo löblichen Geſinnung wankend zu machen. Dieſe ſeltene Treue, die er gegen einen Todten bewies, hat ihm einen Lebenden gewonnen!

Leben Sie glücklich — liebſter Freund. Wie ſehne ich mich

nach dem ſtillen Leben zurück, in welchem Sie uns hier fanden und wofür Sie uns ſo angenehm entſchädigten! Ich fürchte, meine guten Zeiten in Venedig ſind vorbei, und Gewinn genug, wenn von dem Prinzen nicht das Nämliche wahr iſt. Das Element, worin er jetzt lebt, iſt dasjenige nicht, worin er in die Länge glücklich ſeyn kann, oder eine ſechszehnjährige Erfahrung müßte mich betrügen.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Zweiter Brief.

18 Mai.

Hätt' ich doch nicht gedacht, daß unſer Aufenthalt in Venedig noch zu irgend etwas gut ſeyn würde! Er hat einem Menſchen das Leben gerettet, ich bin mit ihm ausgeſöhnt.

Der Prinz ließ ſich neulich, bei ſpäter Nacht, aus dem Bucentauro nach Hauſe tragen; zwei Bediente, unter denen Biondello war, begleiteten ihn. Ich weiß nicht, wie es zugeht, die Sänfte, die man in der Eile aufgerafft hatte, geht entzwei, und der Prinz ſieht ſich genöthigt, den Reſt des Weges zu Fuße zu machen. Biondello geht voran, der Weg führte durch einige dunkle, abgelegene Straßen, und da es nicht weit mehr von Tages Anbruch war, ſo brannten die Lampen dunkel, oder waren ſchon ausgegangen. Eine Viertelſtunde mochte man gegangen ſeyn, als Biondello die Entdeckung machte, daß er verirrt ſey. Die Aehnlichkeit der Brücken hatte ihn getäuſcht, und anſtatt in St. Marcus überzuſetzen, befand man ſich im Seſtiere von Caſtello. Es war in einer der abgelegenſten Gaſſen

und nichts Lebendes weit und breit, man mußte umkehren, um ſich in einer Hauptſtraße zu orientiren. Sie ſind nur wenige Schritte gegangen, als nicht weit von ihnen in einer Gaſſe ein Mordgeſchrei erſchallt. Der Prinz, unbewaffnet wie er war, reißt einem Bedienten den Stock aus den Händen und mit dem entſchloſſenen Muthe, den Sie an ihm kennen, nach der Gegend zu, woher dieſe Stimme erſchallte. Drei fürchterliche Kerle ſind eben im Begriff, einen Vierten niederzuſtoßen, der ſich mit ſeinem Begleiter nur noch ſchwach vertheidigt; der Prinz erſcheint noch eben zu rechter Zeit, um den tödtlichen Stich zu hindern. Sein und der Bedienten Rufen beſtürzt die Mörder, die ſich an einem ſo abgelegenen Orte auf keine Ueberraſchung verſehen hatten, daß ſie nach einigen leichten Dolchſtichen von ihrem Manne ablaſſen und die Flucht ergreifen. Halb ohnmächtig und vom Ringen erſchöpft, ſinkt der Verwundete in den Arm des Prinzen; ſein Begleiter entdeckt dieſem, daß er den Marcheſe von Civitella, den Neffen des Cardinals A***i, gerettet habe. Da der Marcheſe viel Blut verlor, ſo machte Biondello, ſo gut er konnte, in der Eile den Wundarzt, und der Prinz trug Sorge, daß er nach dem Palaſte ſeines Oheims geſchafft wurde, der am nächſten gelegen war, und wohin er ihn ſelbſt begleitete. Hier verließ er ihn in der Stille und ohne ſich zu erkennen gegeben zu haben.

Aber durch einen Bedienten, der Biondello erkannt hatte, ward er verrathen. Gleich den folgenden Morgen erſchien der Cardinal, eine alte Bekanntſchaft aus dem Bucentauro. Der Beſuch dauerte eine Stunde, der Cardinal war in großer Bewegung, als ſie herauskamen, Thränen ſtanden in ſeinen Augen, auch der Prinz war gerührt. Noch an demſelben Abend wurde bei dem Kranken ein Beſuch abgeſtattet, von dem der Wundarzt übrigens das Beſte verſichert. Der Mantel, in den er gehüllt

war, hatte die Stöße unſicher gemacht und ihre Stärke gebrochen. Seit dieſem Vorfalle verſtrich kein Tag, an welchem der Prinz nicht im Hauſe des Cardinals Beſuche gegeben oder empfangen hätte, und eine ſtarke Freundſchaft fängt an, ſich zwiſchen ihm und dieſem Hauſe zu bilden.

Der Cardinal iſt ein ehrwürdiger Sechsziger, majeſtätiſch von Anſehen, voll Heiterkeit und friſcher Geſundheit. Man hält ihn für einen der reichſten Prälaten im ganzen Gebiete der Republik. Sein unermeßliches Vermögen ſoll er noch ſehr jugendlich verwalten und bei einer vernünftigen Sparſamkeit keine Weltfreude verſchmähen. Dieſer Neffe iſt ſein einziger Erbe, der aber mit ſeinem Oheim nicht immer im beſten Vernehmen ſtehen ſoll. So wenig der Alte ein Feind des Vergnügens iſt, ſo ſoll doch die Aufführung des Neffen auch die höchſte Toleranz erſchöpfen. Seine freien Grundſätze und ſeine zügelloſe Lebensart, unglücklicherweiſe durch Alles unterſtützt, was Laſter ſchmücken und die Sinnlichkeit hinreißen kann, machen ihn zum Schrecken aller Väter und zum Fluch aller Ehemänner; auch dieſen letzten Angriff ſoll er ſich, wie man laut behauptet, durch eine Intrigue zugezogen haben, die er mit der Gemahlin des **ſchen Geſandten angeſponnen hatte: anderer ſchlimmen Händel nicht zu gedenken, woraus ihn das Anſehen und das Geld des Cardinals nur mit Mühe hat retten können. Dieſes abgerechnet, wäre Letzterer der beneidetſte Mann in ganz Italien, weil er Alles beſitzt, was das Leben wünſchenswerth machen kann. Mit dieſem einzigen Familienleiden nimmt das Glück alle ſeine Gaben zurück und vergällt ihm den Genuß ſeines Vermögens durch die immerwährende Furcht, keinen Erben dazu zu finden.

Alle dieſe Nachrichten habe ich von Biondello. In dieſem Menſchen hat der Prinz einen wahren Schatz erhalten. Mit

jedem Tage macht er ſich unentbehrlicher, mit jedem Tage entdecken wir irgend ein neues Talent an ihm. Neulich hatte ſich der Prinz erhitzt und konnte nicht einſchlafen. Das Nachtlicht war ausgelöſcht, und kein Klingeln konnte den Kammerdiener erwecken, der außer dem Hauſe bei einer Operiſtin ſchlafen gegangen war. Der Prinz entſchließt ſich alſo, ſelbſt aufzuſtehen, um einen ſeiner Leute zu errufen. Er iſt noch nicht weit gegangen, als ihm von ferne eine liebliche Muſik entgegenſchallt. Er geht wie bezaubert dem Schalle nach und findet Biondello auf ſeinem Zimmer auf der Flöte blaſend, ſeine Cameraden um ihn her. Er will ſeinen Augen, ſeinen Ohren nicht trauen und befiehlt ihm fortzufahren. Mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit extemporirt dieſer nun dasſelbe ſchmelzende Adagio mit den glücklichſten Variationen und allen Feinheiten eines Virtuoſen. Der Prinz, der ein Kenner iſt, wie Sie wiſſen, behauptet, daß er ſich getroſt in der beſten Capelle hören laſſen dürfte.

„Ich muß dieſen Menſchen entlaſſen," ſagte er mir den Morgen darauf, „ich bin unvermögend, ihn nach Verdienſt zu belohnen." Biondello, der dieſe Worte aufgefangen hatte, trat herzu. Gnädigſter Herr, ſagte er, wenn Sie das thun, ſo rauben Sie mir meine beſte Belohnung.

„Du biſt zu etwas Beſſerm beſtimmt, als zu dienen," ſagte mein Herr. „Ich darf dir nicht vor deinem Glücke ſeyn."

Dringen Sie mir doch kein anderes Glück auf, gnädigſter Herr, als das ich mir ſelbſt gewählt habe.

„Und ein ſolches Talent vernachläſſigen — Nein! Ich darf es nicht zugeben."

So erlauben Sie mir gnädigſter Herr, daß ich es zuweilen in Ihrer Gegenwart übe.

Und dazu wurden auch ſogleich die Anſtalten getroffen.

Biondello erhielt ein Zimmer zunächſt am Schlafgemach ſeines Herrn, wo er ihn mit Muſik in den Schlummer wiegen und mit Muſik daraus erwecken kann. Seinen Gehalt wollte der Prinz verdoppeln, welches er aber verbat, mit der Erklärung: der Prinz möchte ihm erlauben, dieſe zugedachte Gnade als ein Capital bei ihm zu deponiren, welches er vielleicht in kurzer Zeit nöthig haben würde zu erheben. Der Prinz erwartet nunmehr, daß er nächſtens kommen werde, um etwas zu bitten; und was es auch ſeyn möge, es iſt ihm zum voraus gewährt. Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten aus K***n.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Dritter Brief.

4 Junius.

Der Marcheſe von Civitella, der von ſeinen Wunden nun ganz wieder hergeſtellt iſt, hat ſich vorige Woche durch ſeinen Onkel, den Cardinal, bei dem Prinzen einführen laſſen, und ſeit dieſem Tage folgt er ihm, wie ſein Schatten. Von dieſem Marcheſe hat mir Biondello doch nicht die Wahrheit geſagt, wenigſtens hat er ſie weit übertrieben. Ein ſehr liebenswürdiger Menſch von Anſehen und unwiderſtehlich im Umgange. Es iſt nicht möglich, ihm gram zu ſeyn, der erſte Anblick hat mich erobert. Denken Sie ſich die bezauberndſte Figur, mit Würde und Anmuth getragen, ein Geſicht voll Geiſt und Seele, eine offene einladende Miene, einen einſchmeichelnden Ton der Stimme, die fließendſte Beredſamkeit, die blühendſte Jugend,

mit allen Grazien der feinſten Erziehung vereinigt. Er hat gar nichts von dem geringſchätzigen Stolze, von der feierlichen Steifheit, die uns an den übrigen Nobili ſo unerträglich fällt. Alles an ihm athmet jugendliche Frohherzigkeit, Wohlwollen, Wärme des Gefühls. Seine Ausſchweifungen muß man mir weit übertrieben haben; nie ſah ich ein vollkommneres, ſchöneres Bild der Geſundheit. Wenn er wirklich ſo ſchlimm iſt, als mir Biondello ſagt, ſo iſt es eine Sirene, der kein Menſch widerſtehen kann.

Gegen mich war er gleich ſehr offen. Er geſtand mir mit der angenehmſten Treuherzigkeit, daß er nicht am beſten bei ſeinem Onkel angeſchrieben ſtehe und es auch wohl verdient haben möge. Er ſey aber ernſtlich entſchloſſen, ſich zu beſſern, und das Verdienſt davon würde ganz dem Prinzen zufallen. Zugleich hoffe er, durch dieſen mit ſeinem Onkel wieder ausgeſöhnt zu werden, weil der Prinz Alles über den Cardinal vermöge. Es habe ihm bis jetzt nur an einem Freunde und Führer gefehlt, und beides hoffe er ſich in dem Prinzen zu erwerben.

Der Prinz bedient ſich auch aller Rechte eines Führers gegen ihn, und behandelt ihn mit der Wachſamkeit und Strenge eines Mentors. Aber eben dieſes Verhältniß gibt auch ihm gewiſſe Rechte an den Prinzen, die er ſehr gut geltend zu machen weiß. Er kommt ihm nicht mehr von der Seite, er iſt bei allen Partien, an denen der Prinz Theil nimmt; für den Bucentauro iſt er — und das iſt ſein Glück! bis jetzt nur zu jung geweſen. Ueberall, wo er ſich mit dem Prinzen einfindet, entführt er dieſen der Geſellſchaft durch die feine Art, womit er ihn zu beſchäftigen und auf ſich zu ziehen weiß. Niemand, ſagen ſie, habe ihn bändigen können, und der Prinz verdiene eine Legende, wenn ihm dieſes Rieſenwerk aufbehalten ſey. Ich fürchte aber ſehr, das Blatt möchte ſich vielmehr wenden, und

der Führer bei ſeinem Zöglinge in die Schule gehen, wozu ſich auch bereits alle Umſtände anzulaſſen ſcheinen.

Der Prinz von **d** iſt nun abgereiſt, und zu unſerm allerſeitigen Vergnügen, auch meinen Herrn nicht ausgenommen. Was ich voraus geſagt habe, liebſter O***, iſt auch richtig eingetroffen. Bei ſo entgegengeſetzten Charakteren, bei ſo unvermeidlichen Colliſionen konnte dieſes gute Vernehmen auf die Dauer nicht beſtehen. Der Prinz von **d** war nicht lange in Venedig, ſo entſtand ein bedenkliches Schisma in der ſpirituellen Welt, das unſern Prinzen in Gefahr ſetzte, die Hälfte ſeiner bisherigen Bewunderer zu verlieren. Wo er ſich nur ſehen ließ, fand er dieſen Nebenbuhler in ſeinem Wege, der gerade die gehörige Doſis kleiner Liſt und ſelbſtgefälliger Eitelkeit beſaß, um jeden noch ſo kleinen Vortheil geltend zu machen, den ihm der Prinz über ſich gab. Weil ihm zugleich alle kleinlichen Kunſtgriffe zu Gebote ſtanden, deren Gebrauch dem Prinzen ein edles Selbſtgefühl unterſagte, ſo konnte es nicht fehlen, daß er nicht in kurzer Zeit die Schwachköpfe auf ſeiner Seite hatte, und an der Spitze einer Partie prangte, die ſeiner würdig war. *) Das Vernünftigſte wäre freilich wohl geweſen, mit einem Gegner dieſer Art ſich in gar keinen Wettkampf einzulaſſen, und einige Monate früher wäre dieß gewiß die Partie geweſen, welche der Prinz ergriffen hätte. Jetzt aber war er ſchon zu weit in den Strom geriſſen, um das Ufer ſo ſchnell wieder erreichen zu kön-

---

*) Das harte Urtheil, welches ſich der Baron von F*** hier und in einigen Stellen des erſten Briefs über einen geiſtreichen Prinzen erlaubt, wird Jeder, der das Glück hat, dieſen Prinzen näher zu kennen, mit mir übertrieben finden, und es dem eingenommenen Kopfe dieſes jugendlichen Beurtheilers zu gute halten.

Anm. des Grafen v. O***.

nen. Dieſe Nichtigkeiten hatten, wenn auch nur durch die Umſtände, einen gewiſſen Werth bei ihm erlangt, und hatte er ſie auch wirklich verachtet, ſo erlaubte ihm ſein Stolz nicht, ihnen in einem Zeitpunkte zu entſagen, wo ſein Nachgeben weniger für einen freiwilligen Entſchluß, als für ein Geſtändniß ſeiner Niederlage würde gegolten haben. Das unſelige Hin- und Wiederbringen vernachläſſigter, ſchneidender Reden von beiden Seiten kam dazu, und der Geiſt von Rivalität, der ſeine Anhänger erhitzte, hatte auch ihn ergriffen. Um alſo ſeine Eroberungen zu bewahren und ſich auf dem ſchlüpfrigen Platze zu erhalten, den ihm die Meinung der Welt einmal angewieſen hatte, glaubte er die Gelegenheiten häufen zu müſſen, wo er glänzen und verbinden konnte, und dieß konnte nur durch einen fürſtlichen Aufwand erreicht werden; daher ewige Feſte und Gelage, koſtbare Concerte, Präſente und hohes Spiel. Und weil ſich dieſe ſeltſame Raſerei bald auch der beiderſeitigen Suite und Dienerſchaft mittheilte, die, wie Sie wiſſen, über den Artikel der Ehre noch weit wachſamer zu halten pflegt, als ihre Herrſchaft, ſo mußte er dem guten Willen ſeiner Leute durch ſeine Freigebigkeit zu Hülfe kommen. Eine ganze lange Kette von Armſeligkeiten, Alles unvermeidliche Folgen einer einzigen ziemlich verzeihlichen Schwachheit, von der ſich der Prinz in einem unglücklichen Augenblick überſchleichen ließ!

Den Nebenbuhler ſind wir zwar nun los, aber, was er verdorben hat, iſt nicht ſo leicht wieder gut zu machen. Des Prinzen Schatulle iſt erſchöpft; was er durch eine weiſe Oekonomie ſeit Jahren erſpart hat, iſt dahin; wir müſſen eilen, aus Venedig zu kommen, wenn er ſich nicht in Schulden ſtürzen ſoll, wovor er ſich bis jetzt auf das ſorgfältigſte gehütet hat. Die Abreiſe iſt auch feſt beſchloſſen, ſobald nur erſt friſche Wechſel da ſind.

Möchte indeß aller dieſer Aufwand gemacht ſeyn, wenn mein Herr nur eine einzige Freude dabei gewonnen hätte! Aber nie war er weniger glücklich, als jetzt! Er fühlt, daß er nicht iſt, was er ſonſt war — er ſucht ſich ſelbſt — er iſt unzufrieden mit ſich ſelbſt, und ſtürzt ſich in neue Zerſtreuungen, um den Folgen der alten zu entfliehen. Eine neue Bekanntſchaft folgt auf die andere, die ihn immer tiefer hinein reißt. Ich ſehe nicht, wie das noch werden ſoll. Wir müſſen fort — hier iſt keine andere Rettung — wir müſſen fort aus Venedig.

Aber, liebſter Freund, noch immer keine Zeile von Ihnen! Wie muß ich dieſes lange hartnäckige Schweigen mir erklären?

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Vierter Brief.

12 Junius.

Haben Sie Dank, liebſter Freund, für das Zeichen Ihres Andenkens, das mir der junge B***hl von Ihnen überbrachte. Aber was ſprechen Sie darin von Briefen, die ich erhalten haben ſoll? Ich habe keinen Brief von Ihnen erhalten, nicht eine Zeile. Welchen weiten Umweg müſſen die genommen haben! Künftig, liebſter O***, wenn Sie mich mit Briefen beehren, ſenden Sie ſolche über Trient und unter der Adreſſe meines Herrn.

Endlich haben wir den Schritt doch thun müſſen, liebſter Freund, den wir bis jetzt ſo glücklich vermieden haben. — Die Wechſel ſind ausgeblieben, jetzt in dieſem dringenden Bedürfniſſe zum erſten Mal ausgeblieben, und wir waren in die Noth-

wendigkeit geſetzt, unſere Zuflucht zu einem Wucherer zu nehmen, weil der Prinz das Geheimniß gern etwas theuer bezahlt. Das Schlimmſte an dieſem unangenehmen Vorfall iſt, daß es unſere Abreiſe verzögert.

Bei dieſer Gelegenheit kam es zu einigen Erläuterungen zwiſchen mir und dem Prinzen. Das ganze Geſchäft war durch Biondello's Hände gegangen, und der Ebräer war da, eh' ich etwas davon ahnete. Den Prinzen zu dieſer Extremität gebracht zu ſehen, preßte mir das Herz, und machte alle Erinnerungen der Vergangenheit, alle Schrecken für die Zukunft in mir lebendig, daß ich freilich etwas grämlich und düſter ausgeſehen haben mochte, als der Wucherer hinaus war. Der Prinz, den der vorhergehende Auftritt ohnehin ſehr reizbar gemacht hatte, ging mit Unmuth im Zimmer auf und nieder, die Rollen lagen noch auf dem Tiſche, ich ſtand am Fenſter und beſchäftigte mich, die Scheiben in der Procuratie zu zählen, es war eine lange Stille, endlich brach er los.

„F***!" fing er an: „Ich kann keine finſtern Geſichter um mich leiden."

Ich ſchwieg.

„Warum antworten Sie mir nicht? — Seh' ich nicht, daß es Ihnen das Herz abdrücken will, Ihren Verdruß auszugießen? und ich will haben, daß Sie reden. Sie dürften ſonſt Wunder glauben, was für weiſe Dinge Sie verſchwiegen."

Wenn ich finſter bin, gnädigſter Herr, ſagte ich, ſo iſt es nur, weil ich Sie nicht heiter ſehe.

„Ich weiß," fuhr er fort, „daß ich Ihnen nicht recht bin — ſchon ſeit geraumer Zeit — daß alle meine Schritte mißbilligt werden — daß — Was ſchreibt der Graf von O***?"

Der Graf von O*** hat mir nichts geſchrieben.

„Nichts? Warum wollen Sie es läugnen? Sie haben Her-

zenſergießungen zuſammen — Sie und der Graf. Ich weiß es recht gut. Aber geſtehen Sie mir's immer. Ich werde mich nicht in Ihre Geheimniſſe eindringen.“

Der Graf von O***, ſagte ich, hat mir von drei Briefen, die ich ihm ſchrieb, noch den erſten zu beantworten.

„Ich habe Unrecht gethan,“ fuhr er fort. „Nicht wahr? (eine Rolle ergreifend) Ich hätte das nicht thun ſollen?“

Ich ſehe wohl ein, daß dieß nothwendig war.

„Ich hätte mich nicht in die Nothwendigkeit ſetzen ſollen?“

Ich ſchwieg.

„Freilich! Ich hätte mich mit meinen Wünſchen nie über das hinaus wagen ſollen und darüber zum Greiſe werden, wie ich zum Manne geworden bin! Weil ich aus der traurigen Einförmigkeit meines bisherigen Lebens einmal herausgehe und herumſchaue, ob nicht irgend anderswo eine Quelle des Genuſſes für mich ſpringt — weil ich —“

Wenn es ein Verſuch war, gnädigſter Herr, dann hab' ich nichts mehr zu ſagen — dann ſind die Erfahrungen, die er ihnen verſchafft haben wird, noch mit Dreimal ſo viel nicht zu theuer erkauft. Es thut mir weh, ich geſtehe es, daß die Meinung der Welt über eine Frage, wie Sie glücklich ſeyn ſollen, zu entſcheiden haben ſollte.

„Wohl Ihnen, daß Sie verachten können die Meinung der Welt! Ich bin ihr Geſchöpf, ich muß ihr Sklave ſeyn. Was ſind wir anders, als Meinung? Alles an uns Fürſten iſt Meinung. Die Meinung iſt unſere Amme und Erzieherin in der Kindheit, unſere Geſetzgeberin und Geliebte in männlichen Jahren, unſere Krücke im Alter. Nehmen Sie uns, was wir von der Meinung haben, und der Schlechteſte aus den unterſten Claſſen iſt beſſer daran als wir, denn ſein Schickſal hat ihm doch eine Philoſophie ſeines Schickſals geſchaffen. Ein Fürſt,

der die Meinung verlacht, hebt ſich ſelbſt auf, wie der Prie-ſter, der das Daſeyn eines Gottes läugnet."

Und dennoch, gnädigſter Prinz —

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Ich kann den Kreis überſchreiten, den meine Geburt um mich gezogen hat — aber kann ich auch alle Wahnbegriffe aus meinem Gedächtniſſe her ausreißen, die Erziehung und frühe Gewohnheit darin gepflanzt, und hunderttauſend Thoren von euch immer feſter und feſter darin gegründet haben? Jeder will doch gern ganz ſeyn, was er iſt, und unſere Exiſtenz iſt nun einmal, glücklich ſchei-nen. Weil wir es nicht ſeyn können auf eure Weiſe, ſollen wir es darum gar nicht ſeyn? Wenn wir die Freude aus ihrem reinen Quell unmittelbar nicht mehr ſchöpfen dürfen, ſollen wir uns auch nicht mit einem künſtlichen Genuſſe hintergehen, nicht von eben der Hand, die uns beraubte, eine ſchwache Entſchädigung empfangen dürfen?"

Sonſt fanden Sie diese in Ihrem Herzen.

„Wenn ich ſie nun nicht mehr darin finde? — O wie kom-men wir darauf? Warum mußten Sie dieſe Erinnerungen in mir aufwecken? — Wenn ich nun eben zu dieſem Sinnen-tumult meine Zuflucht nahm, um eine innere Stimme zu be-täuben, die das Unglück meines Lebens macht — um dieſe grübelnde Vernunft zur Ruhe zu bringen, die wie eine ſchnei-dende Sichel in meinem Gehirne hin und her fährt, und mit jeder neuen Forſchung einen neuen Zweig meiner Glückſelig-keit zerſchneidet?"

Mein beſter Prinz! — Er war aufgeſtanden und ging im Zimmer herum in ungewöhnlicher Bewegung.*)

---

*) Ich habe mir Mühe gegeben, liebſter O***, das wichtige Geſpräch, das ſich jetzt zwiſchen uns entſpann, Ihnen ganz ſo, wie es vorfiel,

„Wenn Alles vor mir und hinter mir verſinkt — die Vergangenheit im traurigen Einerlei, wie ein Reich der Verſteinerung, hinter mir liegt — wenn die Zukunft mir nichts bietet — wenn ich meines Daſeyns ganzen Kreis im ſchmalen Raume der Gegenwart beſchloſſen ſehe — wer verargt es mir, daß ich dieſes magere Geſchenk der Zeit, feurig und unerſättlich, wie einen Freund, den ich zum letzten Male ſehe, in meine Arme ſchließe? Wenn ich mit dieſem flüchtigen Gute zu wuchern eile, wie der achtzigjährige Greis mit ſeiner Tiare? — O ich hab' ihn ſchätzen lernen, den Augenblick! Der Augenblick iſt unſere Mutter, und wie eine Mutter laßt uns ihn lieben!“

Gnädigſter Herr, ſonſt glaubten Sie an ein bleibenderes Gut —

„O machen Sie, daß mir das Wolkenbild halte, und ich will meine glühenden Arme darum ſchlagen. Was für Freude kann es mir geben, Erſcheinungen zu beglücken, die morgen dahin ſeyn werden, wie ich? — Iſt nicht Alles Flucht um mich herum? Alles ſtößt ſich und drängt ſeinen Nachbar weg, aus dem Quell des Daſeyns einen Tropfen eilend zu trinken und lechzend davon zu gehen. Jetzt, in dem Augenblicke, wo ich meiner Kraft mich freue, iſt ſchon ein werdendes Leben an

---

getreu zu überlie rn; aber dieß war mir unmöglich, ob ich mich gleich noch an demſelbigen Abend daran machte. Um meinem eigenen Gedächtniſſe nachzuhelfen, mußte ich die hingeworfenen Ideen des Prinzen in eine gewiſſe Ordnung binden, die ſie nicht hatten; und ſo entſtand denn dieſes Mittelding von freiem Geſpräch und philoſophiſcher Vorleſung, das beſſer und ſchlechter iſt als die Quelle, aus der ich es ſchöpfe; doch verſichere ich Ihnen, daß ich dem Prinzen eher genommen, als gegeben habe, und daß nichts davon mein iſt, als die Anordnung — und einige Anmerkungen, die Sie an ihrer Albernheit ſchon erkennen werden.

Anm. des Barons v. F***.

meine Verweſung angewieſen. Zeigen Sie mir ein Weſen, das dauert, ſo will ich tugendhaft ſeyn."

Was hat denn die wohlthätigen Empfindungen verdrängt, die einſt der Genuß und die Richtſchnur Ihres Lebens waren? Saaten für die Zukunft zu pflanzen, einer hohen, ewigen Ordnung zu dienen —

„Zukunft! ewige Ordnung! — Nehmen wir hinweg, was der Menſch aus ſeiner eigenen Bruſt genommen, und ſeiner eingebildeten Gottheit als Zweck, der Natur als Geſetz untergeſchoben hat. — Was bleibt uns dann übrig?

„Was mir vorherging und was mir folgen wird, ſehe ich als zwei ſchwarze undurchdringliche Decken an, die an beiden Gränzen des menſchlichen Lebens herunterhängen, und welche noch kein Lebender aufgezogen hat. Schon viele hundert Generationen ſtehen mit der Fackel davor, und rathen und rathen, was etwa dahinter ſeyn möchte. Viele ſehen ihren eigenen Schatten, die Geſtalten ihrer Leidenſchaft, vergrößert auf der Decke der Zukunft ſich bewegen, und fahren ſchaudernd vor ihrem eigenen Bilde zuſammen. Dichter, Philoſophen und Staatenſtifter haben ſie mit ihren Träumen bemalt, lachender oder finſterer, wie der Himmel über ihnen trüber oder heiterer war; und von weitem täuſchte die Perſpective. Auch manche Gaukler nützten dieſe allgemeine Neugier, und ſetzten durch ſeltſame Vermummungen die geſpannten Phantaſien in Erſtaunen. Eine tiefe Stille herrſcht hinter dieſer Decke; keiner, der einmal dahinter iſt, antwortet hinter ihr hervor; Alles, was man hörte, war ein hohler Widerſchall der Frage, als ob man in eine Gruft gerufen hätte. Hinter dieſe Decke müſſen Alle, und mit Schaudern faſſen ſie ſie an, ungewiß, wer wohl dahinter ſtehe und ſie in Empfang nehmen werde; quid sit id, quod tantum morituri vident. Freilich gab es auch Ungläubige darunter, die

behaupteten, daß die Decke die Menſchen nur narre, und daß man nichts beobachtet hätte, weil auch nichts dahinter ſey; aber um ſie zu überweiſen, ſchickte man ſie eilig dahinter.“

Ein raſcher Schluß war es immer, wenn ſie keinen beſſern Grund hatten, als weil ſie nichts ſahen.

„Sehen Sie nun, lieber Freund, ich beſcheide mich gern, nicht hinter dieſe Decke blicken zu wollen — und das Weiſeſte wird doch wohl ſeyn, mich von aller Neugier zu entwöhnen. Aber indem ich dieſen unüberſchreitbaren Kreis um mich ziehe und mein ganzes Seyn in die Schranken der Gegenwart einſchließe, wird mir dieſer kleine Fleck deſto wichtiger, den ich ſchon, über eiteln Eroberungsgedanken, zu vernachläſſigen in Gefahr war. Das, was Sie den Zweck meines Daſeyns nennen, geht mich jetzt nichts mehr an. Ich kann mich ihm nicht entziehen; ich kann ihm nicht nachhelfen; ich weiß aber und glaube feſt, daß ich einen ſolchen Zweck erfüllen muß und erfülle. Aber das Mittel, das die Natur erwählt hat, um ihren Zweck mit mir zu erfüllen, iſt mir deſto heiliger — es iſt Alles, was mein iſt, meine Moralität nämlich, meine Glückſeligkeit. Alles Uebrige werde ich niemals erfahren. Ich bin einem Boten gleich, der einen verſiegelten Brief an den Ort ſeiner Beſtimmung trägt. Was er enthält, kann ihm einerlei ſeyn — er hat nichts als ſein Botenlohn dabei zu verdienen.“

O wie arm laſſen Sie mich ſtehen!

„Aber wohin haben wir uns verirret?“ rief jetzt der Prinz aus, indem er lächelnd auf den Tiſch ſah, wo die Rollen lagen. „Und doch nicht ſo ſehr verirret!“ ſetzte er hinzu — „denn vielleicht werden Sie mich jetzt in dieſer neuen Lebensart wieder finden. Auch ich konnte mich nicht ſo ſchnell von dem eingebildeten Reichthum entwöhnen, die Stützen meiner Moralität und meiner Glückſeligkeit nicht ſo ſchnell von dem lieblichen

Traume ablöſen, mit welchem Alles, was bis jetzt in mir gelebt hatte, ſo feſt verſchlungen war. Ich ſehnte mich nach dem Leichtſinne, der das Daſeyn der mehrſten Menſchen um mich her erträglich macht. Alles, was mich mir ſelbſt entführte, war mir willkommen. Soll ich es Ihnen geſtehen? Ich wünſchte zu ſinken, um dieſe Quelle meines Leidens auch mit der Kraft dazu zu zerſtören."

Hier unterbrach uns ein Beſuch — Künftig werde ich Sie von einer Neuigkeit unterhalten, die Sie wohl ſchwerlich auf ein Geſpräch, wie das heutige, erwarten dürften.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Fünfter Brief.

Julius.

Da unſer Abſchied von Venedig nunmehr mit ſtarken Schritten herannaht, ſo ſollte dieſe Woche noch dazu angewandt werden, alles Sehenswürdige an Gemälden und Gebäuden noch nachzuholen, was man bei einem langen Aufenthalte immer verſchiebt. Beſonders hatte man uns mit vieler Bewunderung von der Hochzeit zu Cana des Paul Veroneſe geſprochen, die auf der Inſel St. Georg in einem dortigen Benedictiner-Kloſter zu ſehen iſt. Erwarten Sie von mir keine Beſchreibung dieſes außerordentlichen Kunſtwerks, das mir im Ganzen zwar einen ſehr überraſchenden, aber nicht ſehr genußreichen Anblick gegeben hat. Wir hätten ſo viele Stunden als Minuten gebraucht, um eine Compoſition von hundert und zwanzig Figuren zu umfaſſen, die über dreißig Fuß in der Breite hat. Welches

menſchliche Auge kann ein ſo zuſammengeſetztes Ganze erreichen, und die ganze Schönheit, die der Künſtler darin verſchwendet hat, in Einem Eindruck genießen! Schade iſt es indeſſen, daß ein Werk von dieſem Gehalte, das an einem öffentlichen Orte glänzen und von Jedermann genoſſen werden ſollte, keine beſſere Beſtimmung hat, als eine Anzahl Mönche in ihrem Refectorium zu vergnügen. Auch die Kirche dieſes Kloſters verdient nicht weniger geſehen zu werden. Sie iſt eine der ſchönſten in dieſer Stadt.

Gegen Abend ließen wir uns in die Giudecca überfahren, um dort in den reizenden Gärten einen ſchönen Abend zu verleben. Die Geſellſchaft, die nicht ſehr groß war, zerſtreute ſich bald, und mich zog Civitella, der ſchon den ganzen Tag über Gelegenheit geſucht hatte, mich zu ſprechen, mit ſich in eine Boscage.

„Sie ſind der Freund des Prinzen,“ fing er an, „vor dem er keine Geheimniſſe zu haben pflegt, wie ich von ſehr guter Hand weiß. Als ich heute in ſein Hotel trat, kam ein Mann heraus, deſſen Gewerbe mir bekannt iſt — und auf des Prinzen Stirn ſtanden Wolken, als ich zu ihm hereintrat“ — Ich wollte ihn unterbrechen — „Sie können es nicht läugnen,“ fuhr er fort, „ich kannte meinen Mann, ich hab' ihn ſehr gut ins Auge gefaßt — und wär' es möglich? Der Prinz hätte Freunde in Venedig, Freunde, die ihm mit Blut und Leben verpflichtet ſind, und ſollte dahin gebracht ſeyn, in einem dringenden Falle ſich ſolcher Creaturen zu bedienen? Sey'n Sie aufrichtig, Baron! — Iſt der Prinz in Verlegenheit? — Sie bemühen ſich umſonſt, es zu verbergen. Was ich von Ihnen nicht erfahre, iſt mir bei einem Manne gewiß, dem jedes Geheimniß feil iſt.“

Herr Marcheſe —

„Verzeihen Sie. Ich muß indiscret ſcheinen, um nicht ein Undankbarer zu werden. Dem Prinzen dank' ich Leben, und, was mir weit über das Leben geht, einen vernünftigen Gebrauch des Lebens. Ich ſollte den Prinzen Schritte thun ſehen, die ihm koſten, die unter ſeiner Würde ſind? Es ſtünde in meiner Macht, ſie ihm zu erſparen, und ich ſollte mich leidend dabei verhalten?"

Der Prinz iſt nicht in Verlegenheit, ſagte ich. Einige Wechſel, die wir über Trient erwarteten, ſind uns unvermuthet ausgeblieben. Zufällig ohne Zweifel — oder weil man, in Ungewißheit wegen ſeiner Abreiſe, noch eine nähere Weiſung von ihm erwartete. Dieß iſt nun geſchehen, und bis dahin —

Er ſchüttelte den Kopf. „Verkennen Sie meine Abſicht nicht," ſagte er. „Es kann hier nicht davon die Rede ſeyn, meine Verbindlichkeit gegen den Prinzen dadurch zu vermindern — würden alle Reichthümer meines Onkels dazu hinreichen? Die Rede iſt davon, ihm einen einzigen unangenehmen Augenblick zu erſparen. Mein Oheim beſitzt ein großes Vermögen, worüber ich ſo gut als über mein Eigenthum disponiren kann. Ein glücklicher Zufall führt mir den einzigen möglichen Fall entgegen, daß dem Prinzen von Allem, was in meiner Gewalt ſteht, etwas nützlich werden kann. Ich weiß," fuhr er fort, „was die Delicateſſe dem Prinzen auflegt — aber ſie iſt auch gegenſeitig — und es wäre großmüthig von dem Prinzen gehandelt, mir dieſe kleine Genugthuung zu gönnen, geſchäh' es auch nur zum Scheine — um mir die Laſt von Verbindlichkeit, die mich niederdrückt, weniger fühlbar zu machen."

Er ließ nicht nach, bis ich ihm verſprochen hatte, mein Möglichſtes dabei zu thun; ich kannte den Prinzen und hoffte darum wenig. Alle Bedingungen wollte er ſich von dem Letztern

gefallen laſſen, wiewohl er geſtand, daß es ihn empfindlich kränken würde, wenn ihn der Prinz auf den Fuß eines Fremden behandelte.

Wir hatten uns in der Hitze des Geſprächs weit von der übrigen Geſellſchaft verloren, und waren eben auf dem Rückwege, als Z*** uns entg'gen kam.

„Ich ſuche den Prinzen bei Ihnen — Iſt er nicht hier?—"

Eben wollen wir zu ihm. Wir vermutheten, ihn bei der übrigen Geſellſchaft zu finden —

„Die Geſellſchaft iſt beiſammen, aber er iſt nirgends anzutreffen. Ich weiß gar nicht, wie er uns aus den Augen gekommen iſt."

Hier erinnerte ſich Civitella, daß ihm vielleicht eingefallen ſeyn könnte, die anſtoßende Kirche zu beſuchen, auf die er ihn kurz vorher ſehr aufmerkſam gemacht hatte. Wir machten uns ſogleich auf den Weg, ihn dort aufzuſuchen. Schon von weitem entdeckten wir Biondello, der am Eingang der Kirche wartete. Als wir näher kamen, trat der Prinz etwas haſtig aus einer Seitenthür; ſein Geſicht glühte, ſeine Augen ſuchten Biondello, den er herbeirief. Er ſchien ihm etwas ſehr angelegentlich zu befehlen, wobei er immer die Augen auf die Thür richtete, die offen geblieben war. Biondello eilte ſchnell von ihm in die Kirche — der Prinz, ohne uns gewahr zu werden, drückte ſich an uns vorbei, durch die Menge, und eilte zur Geſellſchaft zurück, wo er noch vor uns anlangte.

Es wurde beſchloſſen, in einem offenen Pavillon dieſes Gartens das Souper einzunehmen, wozu der Marcheſe, ohne unſer Wiſſen, ein kleines Concert veranſtaltet hatte, das ganz auserleſen war. Beſonders ließ ſich eine junge Sängerin dabei hören, die uns Alle durch ihre liebliche Stimme, wie durch ihre reizende Figur, entzückte. Auf den Prinzen ſchien nichts Ein-

druck zu machen; er ſprach wenig und antwortete zerſtreut; ſeine Augen waren unruhig nach der Gegend gekehrt, woher Biondello kommen mußte; eine große Bewegung ſchien in ſeinem Innern vorzugehen. Civitella fragte, wie ihm die Kirche gefallen hätte; er wußte nichts davon zu ſagen. Man ſprach von einigen vorzüglichen Gemälden, die ſie merkwürdig machten; er hatte kein Gemälde geſehen. Wir merkten, daß unſere Fragen ihn beläſtigten und ſchwiegen. Eine Stunde verging nach der andern, und Biondello kam immer noch nicht. Des Prinzen Ungeduld ſtieg aufs höchſte; er hob die Tafel frühzeitig auf und ging in einer abgelegenen Allee ganz allein mit ſtarken Schritten auf und nieder. Niemand begriff, was ihm begegnet ſeyn mochte. Ich wagte es nicht, ihn um die Urſache einer ſo ſeltſamen Veränderung zu befragen; es iſt ſchon lange, daß ich mir die vorigen Vertraulichkeiten nicht mehr bei ihm herausnehme. Mit deſto mehr Ungeduld erwartete ich Biondello's Zurückkunft, der mir dieſes Räthſel aufklären ſollte.

Es war nach zehn Uhr, als er wieder kam. Die Nachrichten, die er dem Prinzen mitbrachte, trugen nichts dazu bei, dieſen geſprächiger zu machen. Mißmuthig trat er zur Geſellſchaft, die Gondel wurde beſtellt, und bald darauf fuhren wir nach Hauſe.

Den ganzen Abend konnte ich keine Gelegenheit finden, Biondello zu ſprechen; ich mußte mich alſo mit meiner unbefriedigten Neugierde ſchlafen legen. Der Prinz hatte uns frühzeitig entlaſſen, aber tauſend Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, erhielten mich munter. Lange hört' ich ihn über meinem Schlafzimmer auf- und niedergehen; endlich überwältigte mich der Schlaf. Spät nach Mitternacht erweckte mich eine Stimme — eine Hand fuhr über mein Geſicht; wie ich aufſah, war es der Prinz, der, ein Licht in der Hand, vor meinem Bette ſtand.

Er könne nicht einſchlafen, ſagte er, und bat mich, ihm die Nacht verkürzen zu helfen. Ich wollte mich in meine Kleider werfen — er befahl mir, zu bleiben und ſetzte ſich zu mir vor das Bette.

„Es iſt mir heute etwas vorgekommen,“ fing er an, „davon der Eindruck aus meinem Gemüthe nie mehr verlöſchen wird. Ich ging von Ihnen, wie Sie wiſſen, in die *** Kirche, worauf mich Civitella neugierig gemacht und die ſchon von ferne meine Augen auf ſich gezogen hatte. Weil weder Sie noch er mir gleich zur Hand waren, ſo machte ich die wenigen Schritte allein; Biondello ließ ich am Eingange auf mich warten. Die Kirche war ganz leer — eine ſchaurigkühle Dunkelheit umfing mich, als ich aus dem ſchwülen blendenden Tageslicht hineintrat. Ich ſah mich einſam in dem weiten Gewölbe, worin eine feierliche Grabſtille herrſchte. Ich ſtellte mich in die Mitte des Doms und überließ mich der ganzen Fülle dieſes Eindrucks; allmählich traten die großen Verhältniſſe dieſes majeſtätiſchen Baues meinen Augen bemerkbarer hervor, ich verlor mich in ernſter ergötzender Betrachtung. Die Abendglocke tönte über mir, ihr Ton verhallte ſanft in dieſem Gewölbe, wie in meiner Seele. Einige Altarſtücke hatten von weitem meine Aufmerkſamkeit erweckt; ich trat näher, ſie zu betrachten; unvermerkt hatte ich dieſe ganze Seite der Kirche, bis zum entgegenſtehenden Ende, durchwandert. Hier lenkt man um einen Pfeiler einige Treppen hinauf in eine Nebencapelle, worin mehrere kleinere Altäre und Statuen von Heiligen in Niſchen angebracht ſtehen. Wie ich in die Capelle zur Rechten hineintrete — höre ich nahe an mir ein zartes Wiſpern, wie wenn Jemand leiſe ſpricht — ich wende mich nach dem Tone und — zwei Schritte von mir fällt mir eine weibliche Geſtalt in die Augen — — Nein! ich kann ſie nicht nachſildern,

dieſe Geſtalt! — Schrecken war meine erſte Empfindung, die aber bald dem ſüßeſten Hinſtaunen Platz machte.“

Und dieſe Geſtalt, gnädigſter Herr? — Wiſſen Sie auch gewiß, daß ſie etwas Lebendiges war, etwas Wirkliches, kein bloßes Gemälde, kein Geſicht Ihrer Phantaſie?

„Hören Sie weiter — Es war eine Dame — Nein! Ich hatte bis auf dieſen Augenblick dieß Geſchlecht nie geſehen! — Alles war düſter rings herum, nur durch ein einziges Fenſter fiel der untergehende Tag in die Capelle, die Sonne war nirgends mehr, als auf dieſer Geſtalt. Mit unausſprechlicher Anmuth — halb knieend, halb liegend — war ſie vor einem Altar hingegoſſen — der gewagteſte, lieblichſte, gelungenſte Umriß, einzig und unnachahmlich, die ſchönſte Linie in der Natur. In ſchwarzen Mohr war ſie gekleidet, der ſich ſpannend um den reizendſten Leib, um die niedlichſten Arme ſchloß und in weiten Falten, wie eine ſpaniſche Robe, um ſie breitete; ihr langes lichtblondes Haar, in zwei breite Flechten geſchlungen, die durch ihre Schwere losgegangen und unter dem Schleier hervorgedrungen waren, floß in reizender Unordnung weit über den Rücken hinab — eine Hand lag an dem Crucifixe, und ſanft hinſinkend ruhte ſie auf der andern. Aber wo finde ich Worte, Ihnen das himmelſchöne Angeſicht zu beſchreiben, wo eine Engelſeele, wie auf ihrem Thronſitze, die ganze Fülle ihrer Reize ausbreitete? Die Abendſonne ſpielte darauf, und ihr luftiges Gold ſchien es mit einer künſtlichen Glorie zu umgeben. Können Sie ſich die Madonna unſers Florentiners zurückrufen? — Hier war ſie ganz, ganz bis auf die unregelmäßigen Eigenheiten, die ich an jenem Bilde ſo anziehend, ſo unwiderſtehlich fand.“

Mit der Madonna, wovon der Prinz hier ſpricht, verhält es ſich ſo. Kurz nachdem Sie abgereiſt waren, lernte er

einen florentiniſchen Maler hier kennen, der nach Venedig berufen worden war, um für eine Kirche, deren ich mich nicht mehr entſinne, ein Altarblatt zu malen. Er hatte drei andere Gemälde mitgebracht, die er für die Galerie im Cornari'ſchen Palaſte beſtimmt hatte. Die Gemälde waren eine Madonna, eine Heloiſe und eine faſt ganz unbekleidete Venus — alle drei von ausnehmender Schönheit, und, bei der höchſten Verſchiedenheit, am Werthe einander ſo gleich, daß es beinahe unmöglich war, ſich für eins von den dreien ausſchließend zu entſcheiden. Nur der Prinz blieb nicht einen Augenblick unſchlüſſig; man hatte ſie kaum vor ihm ausgeſtellt, als das Madonnaſtück ſeine ganze Aufmerkſamkeit an ſich zog; in den beiden übrigen wurde das Genie des Künſtlers bewundert, bei dieſem vergaß er den Künſtler und ſeine Kunſt, um ganz im Anſchauen ſeines Werks zu leben. Er war ganz wunderbar davon gerührt; er konnte ſich von dem Stücke kaum losreißen. Der Künſtler, dem man wohl anſah, daß er das Urtheil des Prinzen im Herzen bekräftigte, hatte den Eigenſinn, die drei Stücke nicht trennen zu wollen und forderte fünfzehnhundert Zechinen für alle. Die Hälfte bot ihm der Prinz für dieſes einzige an — der Künſtler beſtand auf ſeiner Bedingung, und wer weiß, was noch geſchehen wäre, wenn ſich nicht ein entſchloſſener Käufer gefunden hätte. Zwei Stunden darauf waren alle drei Stücke weg; wir haben ſie nicht mehr geſehen. Dieſes Gemälde kam dem Prinzen jetzt in Erinnerung.

„Ich ſtand," fuhr er fort, „ich ſtand in ihren Anblick verloren. Sie bemerkte mich nicht, ſie ließ ſich durch meine Dazwiſchenkunft nicht ſtören, ſo ganz war ſie in ihrer Andacht vertieft. Sie betete zu ihrer Gottheit, und ich betete zu ihr — Ja, ich betete ſie an — Alle dieſe Bilder der Heiligen, dieſe Altäre, dieſe brennenden Kerzen hatten mich nicht darin erinnert;

jetzt zum erſten Male ergriff mich's, als ob ich in einem Heiligthume wäre. Soll ich es Ihnen geſtehen? Ich glaubte in dieſem Augenblicke felſenfeſt an den, den ihre ſchöne Hand umfaßt hielt. Ich las ja ſeine Antwort in ihren Augen. Dank ihrer reizenden Andacht! Sie machte mir ihn wirklich — ich folgte ihr nach durch alle ſeine Himmel.

„Sie ſtand auf, und jetzt erſt kam ich wieder zu mir ſelbſt. Mit ſchüchterner Verwirrung wich ich auf die Seite; das Geräuſch, das ich machte, entdeckte mich ihr. Die unvermuthete Nähe eines Mannes mußte ſie überraſchen, meine Dreiſtigkeit konnte ſie beleidigen; keines von beiden war in dem Blicke, womit ſie mich anſah. Ruhe, unausſprechliche Ruhe war darin, und ein gütiges Lächeln ſpielte um ihre Wangen. Sie kam aus ihrem Himmel — und ich war das erſte glückliche Geſchöpf, das ſich ihrem Wohlwollen anbot. Sie ſchwebte noch auf der letzten Sproſſe des Gebets — ſie hatte die Erde noch nicht berührt.

„In einer andern Ecke der Capelle regte es ſich nun auch. Eine ältliche Dame war es, die dicht hinter mir von einem Kirchſtuhl aufſtand. Ich hatte ſie bis jetzt nicht wahrgenommen. Sie war nur wenige Schritte von mir, ſie hatte alle meine Bewegungen geſehen. Dieß beſtürzte mich — ich ſchlug die Augen zu Boden, und man rauſchte an mir vorüber.“

Ueber das Letzte glaubte ich den Prinzen beruhigen zu können.

„Sonderbar!“ fuhr der Prinz nach einem tiefen Stillſchweigen fort. „Kann man etwas nie gekannt, nie gemißt haben und einige Augenblicke ſpäter nur in dieſem Einzigen leben? Kann ein einziger Moment den Menſchen in zwei ſo ungleichartige Weſen zertrennen? Es wäre mir eben ſo unmöglich, zu den Freuden und Wünſchen des geſtrigen Morgens, als zu den

Spielen meiner Kindheit zurückzukehren, ſeit ich das ſah, ſeitdem dieſes Bild hier wohnet — dieſes lebendige, mächtige Gefühl in mir: du kannſt nichts mehr lieben, als das, und in dieſer Welt wird nichts mehr auf dich wirken!“

Denken Sie nach, gnädigſter Herr, in welcher reizbaren Stimmung Sie waren, als dieſe Erſcheinung Sie überraſchte und wie Vieles zuſammen kam, Ihre Einbildungskraft zu ſpannen. Aus dem hellen blendenden Tageslichte, aus dem Gewühle der Straße plötzlich in dieſe ſtille Dunkelheit verſetzt — ganz den Empfindungen hingegeben, die, wie Sie ſelbſt geſtehen, die Stille, die Majeſtät dieſes Orts in Ihnen rege machte — durch Betrachtung ſchöner Kunſtwerke für Schönheit überhaupt empfänglicher gemacht — zugleich allein und einſam, Ihrer Meinung nach — und nun auf einmal — in der Nähe von einer Mädchengeſtalt überraſcht, wo Sie ſich keines Zeugen verſahen — von einer Schönheit, wie ich Ihnen gern zugebe, die durch eine vortheilhafte Beleuchtung, eine glückliche Stellung, einen Ausdruck begeiſterter Andacht noch mehr erhoben ward — was war natürlicher, als daß Ihre entzündete Phantaſie ſich etwas Idealiſches, etwas Ueberirdiſchvollkommenes daraus zuſammenſetzte?

„Kann die Phantaſie etwas geben, was ſie nie empfangen hat? — und im ganzen Gebiete meiner Darſtellung iſt nichts, was ich mit dieſem Bilde zuſammenſtellen könnte. Ganz und unverändert, wie im Augenblicke des Schauens, liegt es in meiner Erinnerung; ich habe nichts, als dieſes Bild, — aber Sie könnten mir eine Welt dafür bieten!“

Gnädigſter Prinz, das iſt Liebe.

„Muß es denn nothwendig ein Name ſeyn, unter welchem ich glücklich bin? Liebe! — Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Namen, den tauſend ſchwache Seelen miß-

brauchen! Welcher Andere hat gefühlt, was ich fühle? Ein ſolches Weſen war noch nicht vorhanden, wie kann der Name früher da ſeyn, als die Empfindung? Es iſt ein neues einziges Gefühl, neu entſtanden mit dieſem neuen einzigen Weſen und für dieſes Weſen nur möglich! — Liebe! Vor der Liebe bin ich ſicher!"

Sie verſchickten Biondello — ohne Zweifel, um die Spur Ihrer Unbekannten zu verfolgen, um Erkundigungen von ihr einzuziehen? Was für Nachrichten brachte er Ihnen zurück?

„Biondello hat nichts entdeckt — ſo viel als gar nichts. Er fand ſie noch an der Kirchthür. Ein bejahrter, anſtändig gekleideter Mann, der eher einem hieſigen Bürger, als einem Bedienten gleich ſah, erſchien, ſie nach der Gondel zu begleiten. Eine Anzahl Armer ſtellte ſich in Reihen, wie ſie vorüberging und verließ ſie mit ſehr vergnügter Miene. Bei dieſer Gelegenheit, ſagt Biondello, wurde eine Hand ſichtbar, woran einige koſtbare Steine blitzten. Mit ihrer Begleiterin ſprach ſie Einiges, das Biondello nicht verſtand; er behauptet, es ſey Griechiſch geweſen. Da ſie eine ziemliche Strecke nach dem Canale zu gehen hatten, ſo fing ſchon etwas Volk an, ſich zu ſammeln; das Außerordentliche des Anblicks brachte alle Vorübergehenden zum Stehen. Niemand kannte ſie — aber die Schönheit iſt eine geborne Königin. Alles machte ihr ehrerbietig Platz. Sie ließ einen ſchwarzen Schleier über das Geſicht fallen, der das halbe Gewand bedeckte und eilte in die Gondel. Längs dem ganzen Canale der Giudecca behielt Biondello das Fahrzeug im Geſicht, aber es weiter zu verfolgen, unterſagte ihm das Gedränge."

Aber den Gondolier hat er ſich doch gemerkt, um dieſen wenigſtens wieder zu erkennen?

„Den Gondolier getraut er ſich ausfindig zu machen; doch iſt es keiner von denen, mit denen er Verkehr hat. Die Ar-

men, die er ausfragte, konnten ihm weiter keinen Beſcheid geben, als daß Signora ſich ſchon ſeit einigen Wochen, und immer Sonnabends, hier zeige und noch allemal ein Goldſtück unter ſie vertheilt habe. Es war ein holländiſcher Ducaten, den er eingewechſelt und mir überbracht hat."

Eine Griechin alſo und von Stande, wie es ſcheint, von Vermögen wenigſtens und wohlthätig. Das wäre fürs erſte genug, gnädigſter Herr — genug und faſt zu viel! Aber eine Griechin und in einer katholiſchen Kirche!

„Warum nicht? Sie kann ihren Glauben verlaſſen haben. Ueberdieß — etwas Geheimnißvolles iſt hier immer — Warum die Woche nur Einmal? Warum nur Sonnabends in dieſe Kirche, wo dieſe gewöhnlich verlaſſen ſeyn ſoll, wie mir Biondello ſagt? — Späteſtens der kommende Sonnabend muß dieß entſcheiden. Aber bis dahin, lieber Freund, helfen Sie mir dieſe Kluft von Zeit überſpringen! Aber umſonſt! Stunden gehen ihren gelaſſenen Schritt, und meine Seele glühet!

Und wenn dieſer Tag nun erſcheint — was dann, gnädigſter Herr? Was ſoll dann geſchehen?

„Was geſchehen ſoll? — Ich werde ſie ſehen. Ich werde ihren Aufenthalt erforſchen. Ich werde erfahren, wer ſie iſt? — Was kann mich dieſes bekümmern? Was ich ſah, machte mich glücklich; alſo weiß ich ja ſchon Alles, was mich glücklich machen kann!"

Und unſere Abreiſe aus Venedig, die auf den Anfang kommenden Monats feſtgeſetzt iſt?

„Konnte ich im voraus wiſſen, daß Venedig noch einen olchen Schatz für mich einſchließe? — Sie fragen mich aus meinem geſtrigen Leben. Ich ſage Ihnen, daß ich nur von heute an bin und ſeyn will."

Jetzt glaubte ich die Gelegenheit gefunden zu haben, dem

Marcheſe Wort zu halten. Ich machte dem Prinzen begreiflich, daß ſein längeres Bleiben in Venedig mit dem geſchwächten Zuſtande ſeiner Caſſe durchaus nicht beſtehen könne und daß, im Falle er ſeinen Aufenthalt über den zugeſtandenen Termin verlängerte, auch von ſeinem Hofe nicht ſehr auf Unterſtützung würde zu rechnen ſeyn. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, was mir bis jetzt ein Geheimniß geweſen, daß ihm von ſeiner Schweſter, der regierenden *** von ***, ausſchließend, vor ſeinen übrigen Brüdern und heimlich, anſehnliche Zuſchüſſe bezahlt werden, die ſie gern bereit ſeyn würde zu verdoppeln, wenn ſein Hof ihn im Stiche ließe. Dieſe Schweſter, eine fromme Schwärmerin, wie Sie wiſſen, glaubt die großen Erſparniſſe, die ſie bei einem ſehr eingeſchränkten Hofe macht, nirgends beſſer aufgehoben, als bei einem Bruder, deſſen weiſe Wohlthätigkeit ſie kennt und den ſie enthuſiaſtiſch verehrt. Ich wußte zwar ſchon längſt, daß zwiſchen Beiden ein ſehr genaues Verhältniß ſtatt findet, auch viele Briefe gewechſelt werden, aber weil ſich der bisherige Aufwand des Prinzen aus den bekannten Quellen hinlänglich beſtreiten ließ, ſo war ich auf die verborgene Hülfsquelle nie gefallen. Es iſt alſo klar, daß der Prinz Ausgaben gehabt hat, die mir ein Geheimniß waren und es noch jetzt ſind; und wenn ich aus ſeinem übrigen Charakter ſchließen darf, ſo ſind es gewiß keine andern, als die ihm zur Ehre gereichen. Und ich konnte mir einbilden, ihn ergründet zu haben? — Um ſo weniger glaubte ich, nach dieſer Entdeckung, anſtehen zu dürfen, ihm das Anerbieten des Marcheſe zu offenbaren — welches, zu meiner nicht geringen Verwunderung, ohne alle Schwierigkeit angenommen wurde. Er gab mir Vollmacht, dieſe Sache mit dem Marcheſe auf die Art, welche ich für die beſte hielt, abzuthun und dann ſogleich mit

dem Wucherer aufzuheben. An ſeine Schweſter ſollte unverzüglich geſchrieben werden.

Es war Morgen, als wir auseinander gingen. So unangenehm mir dieſer Vorfall, aus mehr als einer Urſache iſt und ſeyn muß, ſo iſt doch das Allerverdrießlichſte daran, daß er unſern Aufenthalt in Venedig zu verlängern droht. Von dieſer anfangenden Leidenſchaft erwarte ich vielmehr Gutes, als Schlimmes. Sie iſt vielleicht das kräftigſte Mittel, den Prinzen von ſeinen metaphyſiſchen Träumereien wieder zur ordinären Menſchheit herabzuziehen: ſie wird die gewöhnliche Kriſe haben, und, wie eine künſtliche Krankheit, auch die alte mit ſich hinwegnehmen.

Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich habe Ihnen alles dieß nach friſcher That hingeſchrieben. Die Poſt geht ſogleich; Sie werden dieſen Brief mit dem vorhergehenden an Einem Tage erhalten.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Sechster Brief.

20 Junius.

Dieſer Civitella iſt doch der dienſtfertigſte Menſch von der Welt. Der Prinz hatte mich neulich kaum verlaſſen, als ſchon ein Billet von dem Marcheſe erſchien, worin mir die Sache aufs dringendſte empfohlen wurde. Ich ſchickte ihm ſogleich eine Verſchreibung in des Prinzen Namen, auf ſechstauſend Zechinen: in weniger als einer halben Stunde folgte ſie zurück, nebſt der doppelten Summe, in Wechſeln ſowohl als baarem Golde. In die Erhöhung der Summe willigte endlich der Prinz; die Ver=

ſchreibung aber, die nur auf ſechs Wochen geſtellt war, mußte angenommen werden.

Dieſe ganze Woche ging in Erkundigungen nach der geheimnißvollen Griechin hin. Biondello ſetzte alle ſeine Maſchinen in Bewegung, bis jetzt aber war Alles vergeblich. Den Gondolier machte er zwar ausfindig; aus dieſem war aber nichts weiter herauszubringen, als daß er beide Damen auf der Inſel Murano ausgeſetzt habe, wo zwei Sänften auf ſie gewartet hätten, in die ſie geſtiegen ſeyen. Er machte ſie zu Engländerinnen, weil ſie eine fremde Sprache geſprochen und ihn mit Gold bezahlt hätten. Auch ihren Begleiter kenne er nicht; er komme ihm vor, wie ein Spiegelfabricant aus Murano. Nun wußten wir wenigſtens, daß wir ſie nicht in der Giudecca zu ſuchen hätten, und daß ſie, aller Wahrſcheinlichkeit nach, auf der Inſel Murano zu Hauſe ſey; aber das Unglück war, daß die Beſchreibung, welche der Prinz von ihr machte, ſchlechterdings nicht dazu taugte, ſie einem Dritten kenntlich zu machen. Gerade die leidenſchaftliche Aufmerkſamkeit, womit er ihren Anblick gleichſam verſchlang, hatte ihn gehindert, ſie zu ſehen; für alles das, worauf andere Menſchen ihr Augenmerk vorzüglich würden gerichtet haben, war er ganz blind geweſen; nach ſeiner Schilderung war man eher verſucht, ſie im Petrarch oder Taſſo, als auf einer venetianiſchen Inſel zu ſuchen. Außerdem mußte dieſe Nachfrage ſelbſt mit größter Vorſicht geſchehen, um weder die Dame auszuſetzen, noch ſonſt ein anſtößiges Aufſehen zu erregen. Weil Biondello, außer dem Prinzen, der Einzige war, der ſie, durch den Schleier wenigſtens, geſehen hatte, und alſo wieder erkennen konnte, ſo ſuchte er, wo möglich, an allen Orten, wo ſie vermuthet werden konnte, zu gleicher Zeit zu ſeyn; das Leben des armen Menſchen war dieſe ganze Woche über nichts, als ein beſtändiges Rennen durch alle Straßen von Venedig. In der griechiſchen Kirche beſonders

wurde keine Nachforſchung geſpart, aber Alles mit gleich ſchlechtem Erfolg; und der Prinz, deſſen Ungeduld mit jeder fehlgeſchlagenen Erwartung ſtieg, mußte ſich endlich doch noch auf den nächſten Sonnabend vertröſten.

Seine Unruhe war ſchrecklich. Nichts zerſtreute ihn, nichts vermochte ihn zu feſſeln. Sein ganzes Weſen war in fieberiſcher Bewegung, für alle Geſellſchaft war er verloren, und das Uebel wuchs in der Einſamkeit. Nun wurde er nie mehr von Beſuchen belagert, als eben in dieſer Woche. Sein naher Abſchied war angekündigt, Alles drängte ſich herbei. Man mußte dieſe Menſchen beſchäftigen, um ihre argwöhniſche Aufmerkſamkeit von ihm abzuziehen; man mußte ihn beſchäftigen, um ſeinen Geiſt zu zerſtreuen. In dieſem Bedrängniſſe verfiel Civitella auf das Spiel, und um die Menge wenigſtens zu entfernen, ſollte hoch geſpielt werden. Zugleich hoffte er, bei dem Prinzen einen vorübergehenden Geſchmack an dem Spiele zu erwecken, der dieſen romanhaften Schwung ſeiner Leidenſchaft bald erſticken, und den man immer in der Gewalt haben würde, ihm wieder zu benehmen. „Die Karten," ſagte Civitella, „haben mich vor mancher Thorheit bewahrt, die ich im Begriff war zu begehen, manche wieder gut gemacht, die ſchon begangen war. Die Ruhe, die Vernunft, um die mich ein Paar ſchöne Augen brachten, habe ich oft am Pharotiſch wiedergefunden, und nie hatten die Weiber mehr Gewalt über mich, als wenn mir's an Geld gebrach, um zu ſpielen."

Ich laſſe dahingeſtellt ſeyn, in wie weit Civitella Recht hatte — aber das Mittel, worauf wir gefallen waren, fing bald an, noch gefährlicher zu werden, als das Uebel, dem es abhelfen ſollte. Der Prinz, der dem Spiele nur allein durch hohes Wagen einen flüchtigen Reiz zu geben wußte, fand bald keine Gränzen mehr darin. Er war einmal aus ſeiner Achſe. Alles, was er that, nahm eine leidenſchaftliche Geſtalt an; Alles geſchah mit der

ungeduldigen Heftigkeit, die jetzt in ihm herrſchte. Sie kennen ſeine Gleichgültigkeit gegen das Geld; hier wurde ſie zur gänzlichen Unempfindlichkeit. Goldſtücke zerrannen wie Waſſertropfen in ſeinen Händen. Er verlor faſt ununterbrochen, weil er ganz und gar ohne Aufmerkſamkeit ſpielte. Er verlor ungeheure Summen, weil er wie ein verzweifelter Spieler wagte. — Liebſter O***, mit Herzklopfen ſchreib' ich es nieder — in vier Tagen waren die zwölftauſend Zechinen — und noch darüber verloren.

Machen Sie mir keine Vorwürfe. Ich klage mich ſelbſt genug an. Aber konnt' ich es hindern? Hörte mich der Prinz? Konnte ich etwas anders, als ihm Vorſtellung thun? Ich that, was in meinem Vermögen ſtand. Ich kann mich nicht ſchuldig finden.

Auch Civitella verlor beträchtlich; ich gewann gegen ſechshundert Zechinen. Das beiſpielloſe Unglück des Prinzen machte Aufſehen; um ſo weniger konnte er jetzt das Spiel verlaſſen. Civitella, dem man die Freude anſieht, ihn zu verbinden, ſtreckte ihm ſogleich die Summe vor. Die Lücke iſt zugeſtopft, aber der Prinz iſt dem Marcheſe vierundzwanzigtauſend Zechinen ſchuldig. O wie ſehne ich mich nach dem Spargelde der frommen Schweſter! — Sind alle Fürſten ſo, liebſter Freund? Der Prinz beträgt ſich nicht anders, als wenn er dem Marcheſe noch eine große Ehre erwieſen hätte, und dieſer ſpielt ſeine Rolle wenigſtens gut.

Civitella ſuchte mich damit zu beruhigen, daß gerade dieſe Uebertreibung, dieſes außerordentliche Unglück das kräftigſte Mittel ſey, den Prinzen wieder zur Vernunft zu bringen. Mit dem Gelde habe es keine Noth. Er ſelbſt fühle dieſe Lücke gar nicht, und ſtehe dem Prinzen jeden Augenblick mit noch dreimal ſo viel zu Dienſten. Auch der Cardinal gab mir

die Verſicherung, daß die Geſinnung ſeines Neffen aufrichtig ſey, und daß er ſelbſt bereit ſtehe, für ihn zu gewähren.

Das Traurigſte war, daß dieſe ungeheuern Aufopferungen ihre Wirkung nicht einmal erreichten. Man ſollte meinen, der Prinz habe wenigſtens mit Theilnehmung geſpielt? Nichts weniger. Seine Gedanken waren weit weg, und die Leidenſchaft, die wir unterdrücken wollten, ſchien von ſeinem Unglücke im Spiele nur mehr Nahrung zu erhalten. Wenn ein entſcheidender Streich geſchehen ſollte und Alles ſich voll Erwartung um ſeinen Spieltiſch herum drängte, ſuchten ſeine Augen Biondello, um ihm die Neuigkeit, die er etwa mitbrächte, von dem Angeſichte zu ſtehlen. Biondello brachte immer nichts — und das Blatt verlor immer.

Das Geld kam übrigens in ſehr bedürftige Hände. Einige Excellenza, die, wie die böſe Welt ihnen nachſagt, ihr frugales Mittagsmahl in der Senatormütze ſelbſt von dem Markte nach Hauſe tragen, traten als Bettler in unſer Haus, und verließen es als wohlhabende Leute. Civitella zeigte ſie mir. „Sehen Sie," ſagte er, „wie vielen armen Teufeln es zu gute kommt, daß es einem geſcheidten Kopf einfällt, nicht bei ſich ſelbſt zu ſeyn! Aber das gefällt mir. Das iſt fürſtlich und königlich! Ein großer Menſch muß auch in ſeinen Verirrungen noch Glückliche machen, und wie ein übertretender Strom die benachbarten Felder befeuchten.

Civitella denkt brav und edel — aber der Prinz iſt ihm vierundzwanzigtauſend Zechinen ſchuldig!

Der ſo ſehnlich erwartete Sonnabend erſchien endlich, und mein Herr ließ ſich nicht abhalten, ſich gleich nach Mittag in der *** Kirche einzufinden. Der Platz wurde in eben der Capelle genommen, wo er ſeine Unbekannte das erſte Mal geſehen hatte, doch ſo, daß er ihr nicht ſogleich in die Augen

fallen konnte. Biondello hatte Befehl, an der Kirchthür Wache zu ſtehen und dort mit dem Begleiter der Dame Bekanntſchaft anzuknüpfen. Ich hatte auf mich genommen, als ein unverdächtiger Vorübergehender bei der Rückfahrt in derſelben Gondel Platz zu nehmen, um die Spur der Unbekannten weiter zu verfolgen, wenn das Uebrige mißlingen ſollte. An demſelben Orte, wo ſie ſich, nach des Gondoliers Ausſage, das vorige Mal hatte ausſetzen laſſen, wurden zwei Sänften gemiethet; zum Ueberfluſſe hieß der Prinz noch den Kammerjunker von Z*** in einer beſondern Gondel nachfolgen. Der Prinz ſelbſt wollte ganz ihrem Anblicke leben, und, wenn es anginge, ſein Glück in der Kirche verſuchen. Civitella blieb ganz weg, weil er bei dem Frauenzimmer in Venedig in zu übelm Rufe ſtand, um durch ſeine Einmiſchung die Dame nicht mißtrauiſch zu machen. Sie ſehen, liebſter Graf, daß es an unſern Anſtalten nicht lag, wenn die ſchöne Unbekannte uns entging.

Nie ſind wohl in einer Kirche wärmere Wünſche gethan worden, als in dieſer, und nie wurden ſie grauſamer getäuſcht. Bis nach Sonnenuntergang harrte der Prinz aus, von jedem Geräuſch, das ſeiner Capelle nahe kam, von jedem Knarren der Kirchthür in Erwartung geſetzt — ſieben volle Stunden — und keine Griechin! Ich ſage Ihnen nichts von ſeiner Gemüthslage. Sie wiſſen, was eine fehlgeſchlagene Hoffnung iſt — und eine Hoffnung, von der man ſieben Tage und ſieben Nächte faſt einzig gelebt hat.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Siebenter Brief.

Julius.

Die geheimnißvolle Unbekannte des Prinzen erinnerte den Marcheſe Civitella an eine romantiſche Erſcheinung, die ihm ſelbſt vor einiger Zeit vorgekommen war, und, um den Prinzen zu zerſtreuen, ließ er ſich bereit finden, ſie uns mitzutheilen. Ich erzähle ſie Ihnen mit ſeinen eigenen Worten. Aber der muntere Geiſt, womit er Alles, was er ſpricht, zu beleben weiß, geht freilich in meinem Vortrage verloren.

(Hierauf folgt nachſtehendes Fragment, das früher im achten Hefte der Thalia erſchien und anfänglich für den zweiten Band des Geiſterſehers beſtimmt war. Es fand hier eine Stelle, da Schiller die Vollendung des Geiſterſehers aufgegeben hatte.)

„Voriges Frühjahr," erzählte Civitella, „hatte ich das Unglück, den ſpaniſchen Ambaſſadeur gegen mich aufzubringen, der in ſeinem ſiebenzigſten Jahre die Thorheit begangen hatte, eine achtzehnjährige Römerin für ſich allein heirathen zu wollen. Seine Rache verfolgte mich, und meine Freunde riethen mir an, mich durch eine zeitige Flucht den Wirkungen derſelben zu entziehen, bis mich entweder die Hand der Natur oder eine gütliche Beilegung von dieſem gefährlichen Feind befreit haben würde. Weil es mir aber doch zu ſchwer fiel, Venedig ganz zu entſagen, ſo nahm ich meinen Aufenthalt in einem entlegenen Quartier von Murano, wo ich unter einem fremden Namen ein einſames Haus bewohnte, den Tag über mich verborgen hielt, und die Nacht meinen Freunden und dem Vergnügen lebte.

„Meine Fenſter wieſen auf einen Garten, der von der Abendſeite an die Ringmauer eines Kloſters ſtieß, gegen Morgen aber wie eine kleine Halbinſel in die Laguna hinein'ag. Der Garten hatte die reizendſte Anlage, ward aber wenig beſucht. Des Morgens, wenn mich meine Freunde verließen, hatte ich die Gewohnheit, ehe ich mich ſchlafen legte, noch einige Augenblicke am Fenſter zuzubringen, die Sonne über dem Golf aufſteigen zu ſehen und ihr dann gute Nacht zu ſagen. Wenn Sie ſich dieſe Luſt noch nicht gemacht haben, gnädigſter Prinz, ſo empfehle ich Ihnen dieſen Standort, den ausgeſuchteſten vielleicht in ganz Venedig, dieſe herrliche Erſcheinung zu genießen. Eine purpurne Nacht liegt über der Tiefe, und ein goldener Rauch verkündigt ſie von fern am Saum der Laguna. Erwartungsvoll ruhen Himmel und Meer. Zwei Winke, ſo ſteht ſie da, ganz und vollkommen und alle Wellen brennen. — Es iſt ein entzückendes Schauſpiel!

„Eines Morgens, als ich mich nach Gewohnheit der Luſt dieſes Anblicks überlaſſe, entdecke ich auf einmal, daß ich nicht der einzige Zeuge desſelben bin. Ich glaube Menſchenſtimmen im Garten zu vernehmen, und als ich mich nach dem Schall wende, nehme ich eine Gondel wahr, die an der Waſſerſeite landet. Wenige Augenblicke, ſo ſehe ich Menſchen im Garten hervorkommen, und mit langſamen Schritten, Spaziergehenden gleich, die Allee herauf wandeln. Ich erkenne, daß es eine Mannsperſon und ein Frauenzimmer iſt, die einen kleinen Neger bei ſich haben. Das Frauenzimmer iſt weiß gekleidet, und ein Brillant ſpielt an ihrem Finger; mehr läßt mich die Dämmerung noch nicht unterſcheiden.

„Meine Neugier wird rege. Ganz gewiß ein Rendezvous und ein liebendes Paar — aber an dieſem Ort und zu einer ſo ganz ungewöhnlichen Stunde! denn kaum war es drei Uhr, und

Alles lag noch in trübe Dämmerung verſchleiert. Der Einfall ſchien mir neu, und zu einem Roman die Anlage gemacht. Ich wollte das Ende erwarten.

„In den Laubgewölben des Gartens verlier' ich ſie bald aus dem Geſicht, und es wird lange, bis ſie wieder erſcheinen. Ein angenehmer Geſang erfüllt unterdeſſen die Gegend. Er kam von dem Gondolier, der ſich auf dieſe Weiſe die Zeit in ſeiner Gondel verkürzte, und dem von einem Cameraden aus der Nachbarſchaft geantwortet wurde. Es waren Stanzen aus dem Taſſo; Zeit und Ort ſtimmten harmoniſch dazu, und die Melodie verklang lieblich in der allgemeinen Stille.

„Mittlerweile war der Tag angebrochen, und die Gegenſtände ließen ſich deutlicher erkennen. Ich ſuche meine Leute. Hand in Hand gehen ſie jetzt eine breite Allee hinauf und bleiben öfters ſtehen, aber ſie haben den Rücken gegen mich gekehrt, und ihr Weg entfernt ſie von meiner Wohnung. Der Anſtand ihres Ganges läßt mich auf einen vornehmen Stand, und ein edler, engelſchöner Wuchs auf eine ungewöhnliche Schönheit ſchließen. Sie ſprachen wenig, wie mir ſchien, die Dame jedoch mehr, als ihr Begleiter. An dem Schauſpiel des Sonnenaufgangs, das ſich jetzt eben in höchſter Pracht über ihnen verbreitete, ſchienen ſie gar keinen Antheil zu nehmen.

„Indem ich meinen Tubus herbeihole und richte, um mir dieſe ſonderbare Erſcheinung ſo nahe zu bringen als möglich, verſchwinden ſie plötzlich wieder in einem Seitenwege, und eine lange Zeit vergeht, ehe ich ſie wieder erblicke. Die Sonne iſt nun ganz aufgegangen, ſie kommen dicht unter mir vor und ſehen mir gerade entgegen. — — Welche himmliſche Geſtalt erblicke ich! — War es das Spiel meiner Einbildung, war es die Magie der Beleuchtung? Ich glaubte ein überirdiſches Weſen zu ſehen, und mein Auge floh zurück, geſchlagen von

dem blendenden Licht. — So viel Anmuth bei ſo viel Majeſtät! So viel Geiſt und Adel bei ſo viel blühender Jugend! — Umſonſt verſuch' ich, es Ihnen zu beſchreiben. Ich kannte keine Schönheit vor dieſem Augenblick.

„Das Intereſſe des Geſprächs verweilt ſie in meiner Nähe, und ich habe volle Muße, mich in dem wundervollen Anblick zu verlieren. Kaum aber ſind meine Blicke auf ihren Begleiter gefallen, ſo iſt ſelbſt dieſe Schönheit nicht mehr im Stande, ſie zurückzurufen. Er ſchien mir ein Mann zu ſeyn in ſeinen beſten Jahren, etwas hager und von großer, edler Statur — aber von keiner Menſchenſtirn ſtrahlte mir noch ſo viel Geiſt, ſo viel Hohes, ſo viel Göttliches entgegen. Ich ſelbſt, obgleich vor aller Entdeckung geſichert, vermochte es nicht, dem durchbohrenden Blick Stand zu halten, der unter den finſtern Augenbrauen blitzewerfend hervorſchoß. Um ſeine Augen lag eine ſtille, rührende Traurigkeit, und ein Zug des Wohlwollens um die Lippen milderte den trüben Ernſt, der das ganze Geſicht überſchattete. Aber ein gewiſſer Schnitt des Geſichts, der nicht europäiſch war, verbunden mit einer Kleidung, die aus den verſchiedenſten Trachten, aber mit einem Geſchmacke, den Niemand ihm nachahmen wird, kühn und glücklich gewählt war, gaben ihm eine Miene von Sonderbarkeit, die den außerordentlichen Eindruck ſeines ganzen Weſens nicht wenig erhöhte. Etwas Irres in ſeinem Blicke konnte einen Schwärmer vermuthen laſſen, aber Gebärden und äußerer Anſtand verkündigten einen Mann, den die Welt ausgebildet hat."

„Z***, der, wie Sie wiſſen, Alles herausſagen muß, was er denkt, konnte hier nicht länger an ſich halten. Unſer Armenier! rief er aus. Unſer ganzer Armenier, Niemand anders!

Was für ein Armenier, wenn man fragen darf? ſagte Civitella.

Hat man Ihnen die Farce noch nicht erzählt? ſagte der Prinz. Aber keine Unterbrechung! Ich fange an, mich für Ihren Mann zu intereſſiren. Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung.

„Etwas Unbegreifliches war in ſeinem Betragen. Seine Blicke ruhten mit Bedeutung, mit Leidenſchaft auf ihr, wenn ſie weg ſah, und ſie fielen zu Boden, wenn ſie auf die ihrigen trafen. Iſt dieſer Menſch von Sinnen? dachte ich. Eine Ewigkeit wollt' ich ſtehen und nichts Anderes betrachten.

„Das Gebüſche raubte ſie mir wieder. Ich wartete lange, lange, ſie wieder hervorkommen zu ſehen, aber vergebens. Aus einem andern Fenſter endlich entdeck' ich ſie aufs neue.

„Vor einem Baſſin ſtanden ſie, in einer gewiſſen Entfernung von einander, beide in tiefes Schweigen verloren. Sie mochten ſchon ziemlich lange in dieſer Stellung geſtanden haben. Ihr offnes, ſeelenvolles Auge ruhte forſchend auf ihm und ſchien jeden aufkeimenden Gedanken von ſeiner Stirn zu nehmen. Er, als ob er nicht Muth genug in ſich fühlte, es aus der erſten Hand zu empfangen, ſuchte verſtohlen ihr Bild in der ſpiegelnden Fluth, oder blickte ſtarr auf den Delphin, der das Waſſer in das Becken ſpritzte. Wer weiß, wie lange dieſes ſtumme Spiel noch gedauert haben würde, wenn die Dame es hätte aushalten können? Mit der liebenswürdigſten Holdſeligkeit ging das ſchöne Geſchöpf auf ihn zu, faßte, den Arm um ſeinen Nacken flechtend, eine ſeiner Hände und führte ſie zum Munde. Gelaſſen ließ der kalte Menſch es geſchehen, und ihre Liebkoſung blieb unerwiedert. —

Aber es war etwas an dieſem Auftritte, was mich rührte. Der Mann war es, was mich rührte. Ein heftiger Affect ſchien in ſeiner Bruſt zu arbeiten, eine unwiderſtehliche Ge-

walt ihn zu ihr hinzuziehen, ein verborgener Arm ihn zurück=zureißen. Still, aber ſchmerzhaft war dieſer Kampf, und die Gefahr ſo ſchön an ſeiner Seite. Nein, dachte ich, er unter=nimmt zu viel. Er wird, er muß unterliegen.

„Auf einen heimlichen Wink von ihm verſchwindet der kleine Neger. Ich erwarte nun einen Auftritt von empfindſamer Art, eine knieende Abbitte, eine mit tauſend Küſſen beſiegelte Verſöhnung. Nichts von dem Allem. Der unbegreifliche Menſch nimmt aus einem Portefeuille ein verſiegeltes Paquet und gibt es in die Hände der Dame. Trauer überzieht ihr Geſicht, da ſie es anſieht, und eine Thräne ſchimmert in ihrem Auge.

„Nach einem kurzen Stillſchweigen brechen ſie auf. Aus einer Seiten=Allee tritt eine bejahrte Dame zu ihnen, die ſich die ganze Zeit über entfernt gehalten hatte und die ich jetzt erſt entdecke. Langſam gehen ſie hinab, beide Frauenzimmer in Geſpräch mit einander, während deſſen er der Gelegenheit wahr=nimmt, unvermerkt hinter ihnen zurückzubleiben. Unſchlüſſig und mit ſtarrem Blicke nach ihr hingewendet ſteht er und geht und ſteht wieder. Auf einmal iſt er weg im Gebüſche.

„Vorn ſieht man ſich endlich um. Man ſcheint unruhig, ihn nicht mehr zu finden und ſteht ſtille, wie es ſcheint, ihn zu erwarten. Er kommt nicht! Die Blicke irren ängſtlich umher, die Schritte verdoppeln ſich. Meine Augen helfen den ganzen Garten durchſuchen. Er bleibt aus. Er iſt nirgends.

„Auf einmal hör' ich am Canal etwas rauſchen, und eine Gondel ſtößt vom Ufer. Er iſt's, und mit Mühe enthalt' ich mich, es ihr zuzuſchreien. Jetzt alſo war's am Tage — es war eine Abſchiedsſcene.

„Sie ſchien zu ahnen, was ich wußte. Schneller, als die Andere ihr folgen kann, eilt ſie nach dem Ufer. Zu ſpät. Pfeilſchnell fliegt die Gondel dahin, und nur ein weißes Tuch

flattert noch fern in den Lüften. Bald darauf ſeh' ich auch die Frauenzimmer überfahren.

„Als ich von einem kurzen Schlummer erwachte, mußte ich über meine Verblendung lachen. Meine Phantaſie hatte dieſe Begebenheit im Traume fortgeſetzt, und nun wurde mir auch die Wahrheit zum Traume. Ein Mädchen, reizend wie eine Houri, die vor Tagesanbruch in einem abgelegenen Garten vor meinem Fenſter mit ihrem Liebhaber luſtwandelt, ein Liebhaber, der von einer ſolchen Stunde keinen beſſern Gebrauch zu machen weiß, dieß ſchien mir eine Compoſition zu ſeyn, welche höchſtens die Phantaſie eines Träumenden wagen und entſchuldigen konnte. Aber der Traum war zu ſchön geweſen, um ihn nicht ſo oft als möglich zu erneuern, und auch der Garten war mir jetzt lieber geworden, ſeitdem ihn meine Phantaſie mit ſo reizenden Geſtalten bevölkert hatte. Einige unfreundliche Tage, die auf dieſen Morgen folgten, verſcheuchten mich von dem Fenſter, aber der erſte heitere Abend zog mich unwillkürlich dahin. Urtheilen Sie von meinem Erſtaunen, als mir nach kurzem Suchen das weiße Gewand meiner Unbekannten entgegenſchimmerte. Sie war es ſelbſt. Sie war's wirklich. Ich hatte nicht bloß geträumt.

„Die vorige Matrone war bei ihr, die einen kleinen Knaben führte; ſie ſelbſt aber ging in ſich gekehrt und ſeitwärts. Alle Plätze wurden beſucht, die ihr noch vom vorigen Male her durch ihren Begleiter merkwürdig waren. Beſonders lange verweilte ſie an dem Baſſin, und ihr ſtarr hingeheftetes Auge ſchien das geliebte Bild vergebens zu ſuchen.

„Hatte mich dieſe hohe Schönheit das erſtemal hingeriſſen, ſo wirkte ſie heute mit einer ſanftern Gewalt auf mich, die nicht weniger ſtark war. Ich hatte jetzt vollkommen Freiheit, das himmliſche Bild zu betrachten; das Erſtaunen des erſten

Anblicks machte unvermerkt einer ſüßen Empfindung Platz. Die Glorie um ſie verſchwindet, und ich ſehe in ihr nichts mehr, als das ſchönſte aller Weiber, das meine Sinne in Gluth ſetzt. In dieſem Augenblick iſt es beſchloſſen. Sie muß mein ſeyn.

„Indem ich bei mir ſelbſt überlege, ob ich hinunter gehe und mich ihr nähere, oder eh' ich dieſes wage, erſt Erkundigungen von ihr einziehe, öffnet ſich eine kleine Pforte an der Kloſtermauer, und ein Carmelitermönch tritt aus derſelben. Auf das Geräuſch, das er macht, verläßt die Dame ihren Platz, und ich ſehe ſie mit lebhaften Schritten auf ihn zugehen. Er zieht ein Papier aus dem Buſen, wornach ſie begierig haſcht, und eine lebhafte Freude ſcheint in ihr Angeſicht zu fliegen.

„In eben dieſem Augenblick treibt mich mein gewöhnlicher Abendbeſuch von dem Fenſter. Ich vermeide es ſorgfältig, weil ich keinem Andern dieſe Eroberung gönne. Eine ganze Stunde muß ich in dieſer peinlichen Ungeduld aushalten, bis es mir endlich gelingt, dieſen Ueberläſtigen zu entfernen. Ich eile an mein Fenſter zurück, aber verſchwunden iſt Alles.

„Der Garten iſt ganz leer, als ich hinuntergehe. Kein Fahrzeug mehr im Canal. Nirgends eine Spur von Menſchen. Ich weiß weder, aus welcher Gegend ſie kam, noch wohin ſie gegangen iſt. Indem ich, die Augen aller Orten herumgewandt, vor mich hinwandle, ſchimmert mir von fern etwas Weißes im Sand entgegen. Wie ich hinzutrete, iſt es ein Papier in Form eines Briefs geſchlagen. Was konnte es Anderes ſeyn, als der Brief, den der Carmeliter ihr überbracht hatte. Glücklicher Fund! rief ich aus. Dieſer Brief wird mir das ganze Geheimniß aufſchließen; er wird mich zum Herrn ihres Schickſals machen.

„Der Brief war mit einer Sphinx geſiegelt, ohne Ueberſchrift und in Chiffren verfaßt; dieß ſchreckte mich aber nicht

ab, weil ich mich auf das Dechiffriren verſtehe. Ich copire ihn geſchwind, denn es war zu erwarten, daß ſie ihn bald vermiſſen und zurückkommen würde, ihn zu ſuchen. Fand ſie ihn nicht mehr, ſo mußte ihr dieß ein Beweis ſeyn, daß der Garten von mehreren Menſchen beſucht würde, und dieſe Entdeckung konnte ſie leicht auf immer daraus verſcheuchen. Was konnte meiner Hoffnung Schlimmeres begegnen?

„Was ich vermuthet hatte, geſchah. Ich war mit meiner Copie kaum zu Ende, ſo erſchien ſie wieder mit ihrer vorigen Begleiterin, Beide ängſtlich ſuchend. Ich befeſtige den Brief an einen Schiefer, den ich vom Dache losmache, und laſſe ihn an einen Ort herabfallen, an dem ſie vorbei muß. Ihre ſchöne Freude, als ſie ihn findet, belohnt mich für meine Großmuth. Mit ſcharfem, prüfendem Blick, als wollte ſie die unheilige Hand daran ausſpähen, die ihn berührt haben konnte, muſterte ſie ihn von allen Seiten; aber die zufriedene Miene, mit der ſie ihn einſteckte, bewies, daß ſie ganz ohne Arges war. Sie ging, und ein zurückfallender Blick ihres Auges nahm einen dankbaren Abſchied von den Schutzgöttern des Gartens, die das Geheimniß ihres Herzens ſo treu gehütet hatten.

„Jetzt eilte ich, den Brief zu entziffern. Ich verſuchte es mit mehreren Sprachen; endlich gelang es mir mit der engliſchen. Sein Inhalt war mir ſo merkwürdig, daß ich ihn auswendig behalten habe.“ —

Ich werde unterbrochen, den Schluß ein andermal.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Achter Brief.

Auguſt.

Nein, liebſter Freund. Sie thun dem guten Biondello Unrecht. Gewiß, Sie hegen einen falſchen Verdacht. Ich gebe Ihnen alle Italiener Preis, aber dieſer iſt ehrlich.

Sie finden es ſonderbar, daß ein Menſch von ſo glänzenden Talenten und einer ſo exemplariſchen Aufführung ſich zum Dienen herabſetze, wenn er nicht geheime Abſichten dabei habe, und daraus ziehen Sie den Schluß, daß dieſe Abſichten verdächtig ſeyen. Wie? Iſt es denn ſo etwas Neues, daß ein Menſch von Kopf und Verdienſten ſich einem Fürſten gefällig zu machen ſucht, der es in der Gewalt hat, ſein Glück zu machen? Iſt es etwa entehrend, ihm zu dienen? Läßt Biondello nicht deutlich genug merken, daß ſeine Anhänglichkeit an den Prinzen perſönlich ſey? Er hat ihm ja geſtanden, daß er eine Bitte an ihn auf dem Herzen habe. Dieſe Bitte wird uns ohne Zweifel das ganze Geheimniß erklären. Geheime Abſichten mag er immer haben, aber können dieſe nicht unſchuldig ſeyn?

Es befremdet Sie, daß dieſer Biondello in den erſten Monaten, und das waren die, in denen Sie uns Ihre Gegenwart noch ſchenkten, alle die großen Talente, die er jetzt an den Tag kommen laſſe, verborgen gehalten und durch gar nichts die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen habe. Das iſt wahr; aber wo hätte er damals die Gelegenheit gehabt, ſich auszuzeichnen? Der Prinz bedurfte ſeiner ja noch nicht, und ſeine übrigen Talente mußte der Zufall uns entdecken.

Aber er hat uns ganz kürzlich einen Beweis ſeiner Erge-

benheit und Redlichkeit gegeben, der alle Ihre Zweifel zu Boden ſchlagen wird. Man beobachtet den Prinzen. Man ſucht geheime Erkundigungen von ſeiner Lebensart, von ſeinen Bekanntſchaften und Verhältniſſen einzuziehen. Ich weiß nicht, wer dieſe Neugierde hat. Aber hören Sie an.

Es iſt hier in St. Georg ein öffentliches Haus, wo Biondello öfters aus- und eingeht; er mag da etwas Liebes haben, ich weiß es nicht. Vor einigen Tagen iſt er auch da, er findet eine Geſellſchaft beiſammen, Advocaten und Officianten der Regierung, luſtige Brüder und alte Bekannte von ihm. Man verwundert ſich, man iſt erfreut, ihn wieder zu ſehen. Die alte Bekanntſchaft wird erneuert, Jeder erzählt ſeine Geſchichte bis auf dieſen Augenblick, Biondello ſoll auch die ſeinige zum Beſten geben. Er thut es mit wenig Worten. Man wünſcht ihm Glück zu ſeinem neuen Etabliſſement; man hat von der glänzenden Lebensart des Prinzen von *** ſchon erzählen hören, von ſeiner Freigebigkeit gegen Leute beſonders, die ein Geheimniß zu bewahren wiſſen; ſeine Verbindung mit dem Cardinal A***i iſt weltbekannt, er liebt das Spiel u. ſ. f. Biondello ſtutzt — man ſcherzt mit ihm, daß er den Geheimnißvollen mache, man wiſſe doch, daß er der Geſchäftsträger des Prinzen von *** ſey. Die beiden Advocaten nehmen ihn in die Mitte; die Flaſche leert ſich fleißig, man nöthigt ihn zu trinken; er entſchuldigt ſich, weil er keinen Wein vertrage, trinkt aber doch, um ſich zum Schein zu betrinken.

„Ja," ſagte endlich der eine Advocat, „Biondello verſteht ſein Handwerk, aber ausgelernt hat er noch nicht. Er iſt nur ein Halber."

Was fehlt mir noch? fragte Biondello.

„Er verſteht die Kunſt," ſagte der Andere, „ein Geheimniß

bei ſich zu behalten, aber die andere noch nicht, es mit Vortheil wieder los zu werden.“

Sollte ſich ein Käufer dazu finden? fragte Biondello.

Die übrigen Gäſte zogen ſich hier aus dem Zimmer, er blieb Tete a Tete mit ſeinen beiden Leuten, die nun mit der Sprache herausgingen. Daß ich es kurz mache, er ſollte ihnen über den Umgang des Prinzen mit dem Cardinal und ſeinem Neffen Aufſchlüſſe verſchaffen, ihnen die Quelle angeben, woraus der Prinz Geld ſchöpfe, und ihnen die Briefe, die an den Grafen von O*** geſchrieben würden, in die Hände ſpielen. Biondello beſchied ſie auf ein andermal, aber wer ſie angeſtellt habe, konnte er nicht aus ihnen herausbringen. Nach den glänzenden Offerten, die ihm gethan wurden, zu ſchließen, mußte die Nachfrage von einem ſehr reichen Manne herrühren.

Geſtern Abend entdeckte er meinem Herrn den ganzen Vorfall. Dieſer war anfangs Willens, die Unterhändler kurz und gut beim Kopf nehmen zu laſſen, aber Biondello machte Einwendungen. Auf freien Fuß würde man ſie doch wieder ſtellen müſſen, und dann habe er ſeinen ganzen Credit unter dieſer Claſſe, vielleicht ſein Leben ſelbſt in Gefahr geſetzt. Alle dieſes Volk hange unter ſich zuſammen, Alle ſtehen für Einen; er wolle lieber den hohen Rath in Venedig zum Feinde haben, als unter ihnen für einen Verräther verſchrien werden. Er würde dem Prinzen auch nicht mehr nützlich ſeyn können, wenn er das Vertrauen dieſer Volksclaſſe verloren hätte.

Wir haben hin und her gerathen, von wem dieß wohl kommen möchte. Wer iſt in Venedig, dem daran liegen kann, zu wiſſen, was mein Herr einnimmt und ausgibt, was er mit dem Cardinal ***i zu thun hat und was ich Ihnen

ſchreibe? Sollte es gar noch ein Vermächtniß von dem Prinzen von **d** ſeyn? Oder regt ſich etwa der Armenier wieder?

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Neunter Brief.

August.

Der Prinz ſchwimmt in Wonne und Liebe. Er hat ſeine Griechin wieder. Hören Sie, wie dieß zugegangen iſt.

Ein Fremder, der über Chiozza gekommen war und von der ſchönen Lage dieſer Stadt am Golf viel zu erzählen wußte, machte den Prinzen neugierig, ſie zu ſehen. Geſtern wurde dieß ausgeführt, und um allen Zwang und Aufwand zu vermeiden, ſollte Niemand ihn begleiten, als Z*** und ich, nebſt Biondello, und mein Herr wollte unbekannt bleiben. Wir fanden ein Fahrzeug, das eben dahin abging und mietheten uns darauf ein. Die Geſellſchaft war ſehr gemiſcht, aber unbedeutend, und die Hinreiſe hatte nichts Merkwürdiges.

Chiozza iſt auf eingerammten Pfählen gebaut, wie Venedig, und ſoll gegen vierzigtauſend Einwohner zählen. Adel findet man wenig, aber bei jedem Tritte ſtößt man auf Fiſcher oder Matroſen. Wer eine Perrücke und einen Mantel trägt, heißt ein Reicher; Mütze und Ueberſchlag ſind das Zeichen eines Armen. Die Lage der Stadt iſt ſchön, doch darf man Venedig nicht geſehen haben.

Wir verweilten uns nicht lange. Der Patron, der noch mehr Paſſagiers hatte, mußte zeitig wieder in Venedig ſeyn, und den Prinzen feſſelte nichts in Chiozza. Alles hatte ſeinen

Platz ſchon im Schiffe genommen, als wir ankamen. Weil ſich die Geſellſchaft auf der Herfahrt ſo beſchwerlich gemacht hatte, ſo nahmen wir dießmal ein Zimmer für uns allein. Der Prinz erkundigte ſich, wer noch mehr da ſey. Ein Dominicaner, war die Antwort, und einige Damen, die retour nach Venedig gingen. Mein Herr war nicht neugierig, ſie zu ſehen, und nahm ſogleich ſein Zimmer ein.

Die Griechin war der Gegenſtand unſers Geſprächs auf der Herfahrt geweſen, und ſie war es auch auf der Rückfahrt. Der Prinz wiederholte ſich ihre Erſcheinung in der Kirche mit Feuer; Plane wurden gemacht und verworfen; die Zeit verſtrich, wie ein Augenblick; ehe wir es uns verſahen, lag Venedig vor uns. Einige von den Paſſagiers ſtiegen aus, der Dominicaner war unter dieſen. Der Patron ging zu den Damen, die, wie wir jetzt erſt erfuhren, nur durch ein dünnes Brett von uns geſchieden waren, und fragte ſie, wo er anlegen ſollte. Auf der Inſel Murano, war die Antwort, und das Haus wurde genannt. — Inſel Murano! rief der Prinz, und ein Schauer der Ahnung ſchien durch ſeine Seele zu fliegen. Eh' ich ihm antworten konnte, ſtürzte Biondello herein. „Wiſſen Sie auch, in welcher Geſellſchaft wir reiſen?“ — Der Prinz ſprang auf — „Sie iſt hier! Sie ſelbſt!“ fuhr Biondello fort. „Ich komme eben von ihrem Begleiter.“

Der Prinz drang hinaus. Das Zimmer ward ihm zu enge, die ganze Welt wär' es ihm in dieſem Augenblicke geweſen. Tauſend Empfindungen ſtürmten in ihm, ſeine Kniee zitterten, Röthe und Bläſſe wechſelten in ſeinem Geſichte. Ich zitterte erwartungsvoll mit ihm. Ich kann Ihnen dieſen Zuſtand nicht beſchreiben.

In Murano ward angehalten. Der Prinz ſprang ans Ufer. Sie kam. Ich las im Geſicht des Prinzen, daß ſie's

war. Ihr Anblick ließ mir keinen Zweifel übrig. Eine ſchönere Geſtalt hab' ich nie geſehen; alle Beſchreibungen des Prinzen waren unter ihr geblieben. Eine glühende Röthe überzog ihr Geſicht, als ſie den Prinzen anſichtig wurde. Sie hatte unſer ganzes Geſpräch hören müſſen, ſie konnte auch nicht zweifeln, daß ſie der Gegenſtand desſelben geweſen ſey. Mit einem bedeutenden Blicke ſah ſie ihre Begleiterin an, als wollte ſie ſagen, das iſt er! und mit Verwirrung ſchlug ſie ihre Augen nieder. Ein ſchmales Brett ward vom Schiffe an das Ufer gelegt, über welches ſie zu gehen hatte. Sie ſchien ängſtlich es zu betreten — aber weniger, wie mir vorkam, weil ſie auszugleiten fürchtete, als weil ſie es ohne fremde Hülfe nicht konnte, und der Prinz ſchon den Arm ausſtreckte, ihr beizuſtehen. Die Noth ſiegte über die Bedenklichkeit. Sie nahm ſeine Hand an, und war am Ufer. Die heftige Gemüthsbewegung, in der der Prinz war, machte ihn unhöflich; die andere Dame, die auf den nämlichen Dienſt wartete, vergaß er — was hätte er in dieſem Augenblick nicht vergeſſen? Ich erwies ihr endlich dieſen Dienſt, und dieß brachte mich um das Vorſpiel einer Unterredung, die ſich zwiſchen meinem Herrn und der Dame angefangen hatte.

Er hielt noch immer ihre Hand in der ſeinigen — aus Zerſtreuung, denke ich, und ohne daß er es ſelbſt wußte.

„Es iſt nicht das erſte Mal, Signora, daß — — daß — —“ Er konnte es nicht herausſagen.

„„Ich ſollte mich erinnern,““ liſpelte ſie —

„In der ***Kirche,“ ſagte er —

„„In der ***Kirche war es,““ ſagte ſie —

„Und konnte ich mir heute vermuthen — — Ihnen ſo nahe —“

Hier zog ſie ihre Hand leiſe aus der ſeinigen — Er verwirrte ſich augenſcheinlich. Biondello, der indeß mit dem Bedienten geſprochen hatte, kam ihm zu Hülfe.

Signor, fing er an, die Damen haben Sänften hierher beſtellt. Aber wir ſind früher zurückgekommen, als ſie ſich's vermutheten. Es iſt hier ein Garten in der Nähe, wo Sie ſo lange eintreten können, um dem Gedränge auszuweichen.

Der Vorſchlag ward angenommen, und Sie können denken, mit welcher Bereitwilligkeit des Prinzen. Man blieb in dem Garten, bis es Abend wurde. Es gelang uns, Z*** und mir, die Matrone zu beſchäftigen, daß der Prinz ſich mit der jungen Dame ungeſtört unterhalten konnte. Daß er dieſe Augenblicke gut zu benutzen gewußt habe, können Sie daraus abnehmen, daß er die Erlaubniß empfangen hat, ſie zu beſuchen. Eben jetzt, da ich Ihnen ſchreibe, iſt er dort. Wenn er zurückkommt, werde ich mehr erfahren.

Geſtern, als wir nach Hauſe kamen, fanden wir endlich auch die erwarteten Wechſel von unſerm Hofe, aber von einem Briefe begleitet, der meinen Herrn ſehr in Flammen ſetzte. Man ruft ihn zurück und in einem Tone, wie er ihn gar nicht gewohnt iſt. Er hat ſogleich in einem ähnlichen geantwortet und wird bleiben. Die Wechſel ſind eben hinreichend, um die Zinſen von dem Capitale zu bezahlen, das er ſchuldig iſt. Einer Antwort von ſeiner Schweſter ſehen wir mit Verlangen entgegen.

Baron von F*** an den Grafen von O***.

Zehnter Brief.

September.

Der Prinz iſt mit ſeinem Hofe zerfallen, alle unſere Reſſourcen von daher abgeſchnitten.

Die ſechs Wochen, nach deren Verfluß mein Herr den Marcheſe bezahlen ſollte, waren ſchon um einige Tage verſtrichen, und noch keine Wechſel, weder von ſeinem Couſin, von dem er aufs neue und aufs dringendſte Vorſchuß verlangt hatte, noch von ſeiner Schweſter. Sie können wohl denken, daß Civitella nicht mahnte; ein deſto treueres Gedächtniß aber hatte der Prinz. Geſtern Mittag endlich kam eine Antwort vom regierenden Hofe.

Wir hatten kurz vorher einen neuen Contract, unſers Hotels wegen, abgeſchloſſen, und der Prinz hatte ſein längeres Bleiben ſchon öffentlich declarirt. Ohne ein Wort zu ſagen, gab mein Herr mir den Brief. Seine Augen funkelten, ich las den Inhalt ſchon auf ſeiner Stirne.

Können Sie ſich vorſtellen, lieber O***? Man iſt in *** von allen hieſigen Verhältniſſen meines Herrn unterrichtet, und die Verleumdung hat ein abſcheuliches Gewebe von Lügen daraus geſponnen. „Man habe mißfällig vernommen," heißt es unter Anderm, „daß der Prinz ſeit einiger Zeit angefangen habe, ſeinen vorigen Charakter zu verläugnen und ein Betragen anzunehmen, das ſeiner bisherigen lobenswürdigen Art zu denken ganz entgegengeſetzt ſey. Man wiſſe, daß er ſich dem Frauenzimmer und dem Spiele aufs ausſchweifendſte ergebe, ſich in Schulden ſtürze, Viſionnärs und Geiſterbannern ſein Ohr leihe,

mit katholiſchen Prälaten in verdächtigen Verhältniſſen ſtehe, und einen Hofſtaat führe, der ſeinen Rang ſowohl als ſeine Einkünfte überſchreite. Es heiße ſogar, daß er im Begriff ſtehe, dieſes höchſt anſtößige Betragen durch eine Apoſtaſie zur römiſchen Kirche vollkommen zu machen. Um ſich von der letztern Beſchuldigung zu reinigen, erwarte man von ihm eine ungeſäumte Zurückkunft. Ein Bankier in Venedig, dem er den Etat ſeiner Schulden übergeben ſolle, habe Anweiſung, ſogleich nach ſeiner Abreiſe ſeine Gläubiger zu befriedigen, denn unter dieſen Umſtänden finde man nicht für gut, das Geld in ſeine Hände zu geben."

Was für Beſchuldigungen und in welchem Tone! Ich nahm den Brief, durchlas ihn noch einmal, ich wollte etwas darin aufſuchen, das ihn mildern konnte; ich fand nichts, es war mir ganz unbegreiflich.

Z*** erinnerte mich jetzt an die geheime Nachfrage, die vor einiger Zeit an Biondello ergangen war. Die Zeit, der Inhalt, alle Umſtände kamen überein. Wir hatten ſie fälſchlich dem Armenier zugeſchrieben. Jetzt war's am Tage, von wem ſie herrührte. Apoſtaſie! — Aber weſſen Intereſſe kann es ſeyn, meinen Herrn ſo abſcheulich und ſo platt zu verleumden? Ich fürchte, es iſt ein Stückchen von dem Prinzen von **d**, der es durchſetzen will, unſern Herrn aus Venedig zu entfernen.

Dieſer ſchwieg noch immer, die Augen ſtarr vor ſich hingeworfen. Sein Stillſchweigen ängſtigte mich. Ich warf mich zu ſeinen Füßen. Um Gotteswillen, gnädigſter Prinz, rief ich aus, beſchließen Sie nichts Gewaltſames! Sie ſollen, Sie werden die vollſtändigſte Genugthuung haben. Ueberlaſſen Sie mir dieſe Sache! Senden Sie mich hin! Es iſt unter Ihrer Würde, ſich gegen ſolche Beſchuldigungen zu verantworten, aber

mir erlauben Sie, es zu thun. Der Verleumder muß genannt und dem *** die Augen geöffnet werden.

In dieſer Lage fand uns Civitella, der ſich mit Erſtaunen nach der Urſache unſerer Beſtürzung erkundigte. Z*** und ich ſchwiegen. Der Prinz aber, der zwiſchen ihm und uns ſchon lange keinen Unterſchied mehr zu machen gewohnt iſt, auch noch in zu heftiger Wallung war, um in dieſem Augenblick der Klugheit Gehör zu geben, befahl uns, ihm den Brief mitzutheilen. Ich wollte zögern, aber der Prinz riß ihn mir aus der Hand und gab ihn ſelbſt dem Marcheſe.

„Ich bin Ihr Schuldner, Herr Marcheſe," fing der Prinz an, nachdem dieſer den Brief mit Erſtaunen durchleſen hatte, „aber laſſen Sie ſich das keine Unruhe machen. Geben Sie mir nur noch zwanzig Tage Friſt, und Sie ſollen befriedigt werden."

„Gnädigſter Prinz," rief Civitella heftig bewegt, „verdien' ich dieſes?"

„Sie haben mich nicht dringen wollen, ich erkenne Ihre Delicateſſe und danke Ihnen. In zwanzig Tagen, wie geſagt, ſollen Sie völlig befriedigt werden."

„Was iſt das?" fragte Civitella mich mit Beſtürzung. „Wie hängt dieß zuſammen? Ich faſſ' es nicht."

Wir erklärten ihm, was wir wußten. Er kam außer ſich. Der Prinz, ſagte er, müſſe auf Genugthuung dringen, die Beleidigung ſey unerhört. Unterdeſſen beſchwöre er ihn, ſich ſeines ganzen Vermögens und Credits unumſchränkt zu bedienen.

Der Marcheſe hatte uns verlaſſen und der Prinz noch immer kein Wort geſprochen. Er ging mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und nieder, etwas Außerordentliches arbeitete in ihm. Endlich ſtand er ſtill und murmelte vor ſich zwiſchen den

Zähnen. „Wünſchen Sie ſich Glück“ — ſagte er — „Um neun Uhr iſt er geſtorben.“

Wir ſahen ihn erſchrocken an.

„Wünſchen Sie ſich Glück,“ fuhr er fort; „Glück — Ich ſoll mir Glück wünſchen — Sagte er nicht ſo? Was wollte er damit ſagen?“

Wie kommen Sie jetzt darauf? rief ich. Was ſoll das hier?

„Ich habe damals nicht verſtanden, was der Menſch wollte. Jetzt verſtehe ich ihn — O es iſt unerträglich hart, einen Herrn über ſich haben!“

Mein theuerſter Prinz!

„Der es uns fühlen laſſen kann! — Ha! Es muß ſüß ſeyn!“

Er hielt wieder inne. Seine Miene erſchreckte mich. Ich hatte ſie nie an ihm geſehen.

„Der Elendeſte unter dem Volke,“ fing er wieder an, „oder der nächſte Prinz am Throne! Das iſt ganz daſſelbe. Es gibt nur einen Unterſchied unter den Menſchen — Gehorchen und Herrſchen!“

Er ſah noch einmal in den Brief.

„Sie haben den Menſchen geſehen,“ fuhr er fort, „der ſich unterſtehen darf, mir dieſes zu ſchreiben. Würden Sie ihn auf der Straße grüßen, wenn ihn das Schickſal nicht zu Ihrem Herrn gemacht hätte? Bei Gott! Es iſt etwas Großes um eine Krone!“

In dieſem Tone ging es weiter, und es fielen Reden, die ich keinem Briefe anvertrauen darf. Aber bei dieſer Gelegenheit entdeckte mir der Prinz einen Umſtand, der mich in nicht geringes Erſtaunen und Schrecken ſetzte und der die gefährlich-

ſten Folgen haben kann. Ueber die Familienverhältniſſe am *** Hofe ſind wir bisher in einem großen Irrthum geweſen.

Der Prinz beantwortete den Brief auf der Stelle, ſo ſehr ich mich auch dagegenſetzte, und die Art, wie er es gethan hat, läßt keine gütliche Beilegung mehr hoffen.

Sie werden nun auch begierig ſeyn, liebſter O***, von der Griechin endlich etwas Poſitives zu erfahren; aber eben dieß iſt es, worüber ich Ihnen noch immer keinen befriedigenden Aufſchluß geben kann. Aus dem Prinzen iſt nichts herauszubringen, weil er in das Geheimniß gezogen iſt, und ſich, wie ich vermuthe, hat verpflichten müſſen, es zu bewahren. Daß ſie aber die Griechin nicht iſt, für die wir ſie hielten, iſt heraus. Sie iſt eine Deutſche und von der edelſten Abkunft. Ein gewiſſes Gerücht, dem ich auf die Spur gekommen bin, gibt ihr eine ſehr hohe Mutter und macht ſie zu der Frucht einer unglücklichen Liebe, wovon in Europa viel geſprochen worden iſt. Heimliche Nachſtellungen von mächtiger Hand haben ſie, laut dieſer Sage, gezwungen, in Venedig Schutz zu ſuchen, und eben dieſe ſind auch die Urſache ihrer Verborgenheit, die es dem Prinzen unmöglich gemacht hat, ihren Aufenthalt zu erforſchen. Die Ehrerbietung, womit der Prinz von ihr ſpricht, und gewiſſe Rückſichten, die er gegen ſie beobachtet, ſcheinen dieſer Vermuthung Kraft zu geben.

Er iſt mit einer fürchterlichen Leidenſchaft an ſie gebunden, die mit jedem Tage wächst. In der erſten Zeit wurden die Beſuche ſparſam zugeſtanden; doch ſchon in der zweiten Woche verkürzte man die Trennungen, und jetzt vergeht kein Tag, wo der Prinz nicht dort wäre. Ganze Abende verſchwinden, ohne daß wir ihn zu Geſicht bekommen; und iſt er auch nicht in ihrer Geſellſchaft, ſo iſt ſie es doch allein, was ihn beſchäftigt. Sein ganzes Weſen ſcheint verwandelt. Er geht wie ein Träu-

mender umher, und nichts von Allem, was ihn ſonſt intereſſirt hatte, kann ihm jetzt nur eine flüchtige Aufmerkſamkeit abgewinnen.

Wohin wird das noch kommen, liebſter Freund? Ich zittere für die Zukunft. Der Bruch mit ſeinem Hofe hat meinen Herrn in eine erniedrigende Abhängigkeit von einem einzigen Menſchen, von dem Marcheſe Civitella, geſetzt. Dieſer iſt jetzt Herr unſerer Geheimniſſe, unſers ganzen Schickſals. Wird er immer ſo edel denken, als er ſich uns jetzo noch zeigt? Wird dieſes gute Vernehmen auf die Dauer beſtehen, und iſt es wohlgethan, einem Menſchen, auch dem vortrefflichſten, ſo viel Wichtigkeit und Macht einzuräumen?

An die Schweſter des Prinzen iſt ein neuer Brief abgegangen. Den Erfolg hoffe ich Ihnen in meinem nächſten Briefe melden zu können.

Der Graf von O*** zur Fortſetzung.

Aber dieſer nächſte Brief blieb aus. Drei ganze Monate vergingen, ehe ich Nachrichten aus Venedig erhielt — eine Unterbrechung, deren Urſache ſich in der Folge nur zu ſehr aufklärte. Alle Briefe meines Freundes an mich waren zurückbehalten und unterdrückt worden. Man urtheile von meiner Beſtürzung, als ich endlich im December dieſes Jahres folgendes Schreiben erhielt, das bloß ein glücklicher Zufall (weil Biondello, der es zu beſtellen hatte, plötzlich krank wurde) in meine Hände brachte.

„Sie ſchreiben nicht, Sie antworten nicht. Kommen „Sie — o kommen Sie auf Flügeln der Freundſchaft!

„Unſere Hoffnung iſt dahin! Leſen Sie dieſen Ein„ſchluß. Alle unſere Hoffnung iſt dahin!

„Die Wunde des Marcheſe ſoll tödtlich ſeyn. Der „Cardinal brütet Rache, und ſeine Meuchelmörder „ſuchen den Prinzen. Mein Herr — o mein unglück„licher Herr! — Iſt es dahin gekommen? Unwürdiges, „entſetzliches Schickſal! Wie Nichtswürdige müſſen wir „uns vor Mördern und Gläubigern verbergen.

„Ich ſchreibe Ihnen aus dem *** Kloſter, wo der Prinz „eine Zuflucht gefunden hat. Eben ruht er auf einem „harten Lager neben mir und ſchläft — ach! den Schlum„mer der tödtlichſten Erſchöpfung, der ihn nur zu neuem „Gefühle ſeiner Leiden ſtärken wird. Die zehn Tage, „daß ſie krank war, kam kein Schlaf in ſeine Augen. Ich „war bei der Leichenöffnung. Man fand Spuren von „Vergiftung. Heute wird man ſie begraben.

„Ach, liebſter O***, mein Herz iſt zerriſſen. Ich habe „einen Auftritt erlebt, der nie aus meinem Gedächtniß „verlöſchen wird. Ich ſtand vor Ihrem Sterbebette. Wie „eine Heilige ſchied ſie dahin, und ihre letzte ſterbende „Beredſamkeit erſchöpfte ſich, ihren Geliebten auf den „Weg zu leiten, den ſie zum Himmel wandelte — Alle „unſere Standhaftigkeit war erſchüttert, der Prinz allein „ſtand feſt, und ob er gleich ihren Tod dreifach mit er„litt, ſo behielt er doch Stärke des Geiſtes genug, der „frommen Schwärmerin ihre letzte Bitte zu verweigern.“

In dieſem Briefe lag folgender Einſchluß:

An den Prinzen von ***.

Von ſeiner Schweſter.

„Die allein ſeligmachende Kirche, die an dem Prinzen von *** „eine ſo glänzende Eroberung gemacht] hat, wird es ihm auch

„nicht an Mitteln fehlen laſſen, die Lebensart fortzuſetzen, „der ſie dieſe Eroberung verdankt. Ich habe Thränen und „Gebet für einen Verirrten, aber keine Wohlthaten mehr für „einen Unwürdigen!

Henriette ***."

Ich nahm ſogleich Poſt, reiste Tag und Nacht, und in der dritten Woche war ich in Venedig. Meine Eilfertigkeit nützte mir nichts mehr. Ich war gekommen, einem Unglücklichen Troſt und Hülfe zu bringen; ich fand einen Glücklichen, der meines ſchwachen Beiſtandes nicht mehr benöthigt war. F*** lag krank und war nicht zu ſprechen, als ich anlangte; folgendes Billet überbrachte man mir von ſeiner Hand:

„Reiſen Sie zurück, liebſter O***, wo Sie hergekommen ſind. Der Prinz bedarf Ihrer nicht mehr, auch nicht meiner. Seine Schulden ſind bezahlt, der Cardinal verſöhnt, der Marcheſe wieder hergeſtellt. Erinnern Sie ſich des Armeniers, der uns voriges Jahr ſo zu verwirren wußte? In ſeinen Armen finden Sie den Prinzen, der ſeit fünf Tagen — — die erſte Meſſe hörte."

Ich drängte mich nichtsdeſtoweniger zum Prinzen, ward aber abgewieſen. An dem Bette meines Freundes erfuhr ich endlich die unerhörte Geſchichte.

Ende des erſten Bandes.

Philoſophiſche Briefe.

Vorerinnerung.

Die Vernunft hat ihre Epochen, ihre Schickſale, wie das Herz, aber ihre Geſchichte wird weit ſeltener behandelt. Man ſcheint ſich damit zu begnügen, die Leidenſchaften in ihren Extremen, Verirrungen und Folgen zu entwickeln, ohne Rückſicht zu nehmen, wie genau ſie mit dem Gedankenſyſteme des Individuums zuſammenhängen. Die allgemeine Wurzel der moraliſchen Verſchlimmerung iſt eine einſeitige und ſchwankende Philoſophie, um ſo gefährlicher, weil ſie die umnebelte Vernunft durch einen Schein von Rechtmäßigkeit, Wahrheit und Ueberzeugung blendet, und eben deßwegen von dem eingebornen ſittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird. Ein erleuchteter Verſtand hingegen veredelt auch die Geſinnungen — der Kopf muß das Herz bilden.

In einer Epoche, wie die jetzige, wo die Erleichterung und Ausbreitung der Lecture den denkenden Theil des Publicums ſo erſtaunlich vergrößert, wo die glückliche Reſignation der Unwiſſenheit einer halben Aufklärung Platz zu machen anfängt, und nur Wenige mehr da ſtehen bleiben wollten, wo der Zufall

der Geburt ſie hingeworfen, ſcheint es nicht ſo ganz unwichtig zu ſeyn, auf gewiſſe Perioden der erwachenden und fortſchreitenden Vernunft aufmerkſam zu machen, gewiſſe Wahrheiten und Irrthümer zu berichtigen, welche ſich an die Moralität anſchließen und eine Quelle von Glückſeligkeit und Elend ſeyn können, und wenigſtens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die ſto'z Vernunft ſchon geſcheitert hat. Wir gelangen nur ſelten anders, als durch Extreme, zur Wahrheit — wir müſſen den Irrthum — und oft den Unſinn — zuvor erſchöpfen, ehe wir uns zu dem ſchönen Ziele der ruhigen Weisheit hinaufarbeiten.

Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die ſittliche Schönheit beſeelt, welche ſich auf ganz verſchiedenen Wegen in derſelben Ueberzeugung vereinigt haben, und nun mit ruhigerm Blicke die zurückgelegte Bahn überſchauen, haben ſich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausſchweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemälde zweier Jünglinge von ungleichen Charakteren zu entwickeln und in Form eines Briefwechſels der Welt vorzulegen. Folgende Briefe ſind der Anfang dieſes Verſuches.

Meinungen, welche in dieſen Briefen vorgetragen werden, können auch alſo nur beziehungsweiſe wahr oder falſch ſeyn, gerade ſo, wie ſich die Welt in dieſer Seele, und keiner andern, ſpiegelt. Die Fortſetzung des Briefwechſels wird es ausweiſen, wie dieſe einſeitigen, oft überſpannten, oft widerſprechenden Behauptungen endlich in eine allgemeine, geläuterte und feſtgegründete Wahrheit ſich auflöſen.

Skepticismus und Freidenkrei ſind die Fieberparoxysmen des menſchlichen Geiſtes, und müſſen durch eben die unnatürliche Erſchütterung, die ſie in gut organiſirten Seelen ver-

urſachen, zuletzt die Geſundheit befeſtigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, deſto mehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, deſto größer die Aufforderung zu Ueberzeugung und feſter Gewißheit. Aber dieſe Zweifel, dieſe Irrthümer vorzutragen, war nothwendig; die Kenntniß der Krankheit mußte der Heilung vorangehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein heftiger Jüngling ſie verfehlt, eben ſo wenig als die Tugend und die Religion, wenn ein Laſterhafter ſie verläugnet.

Dieß mußte vorausgeſetzt werden, um den Geſichtspunkt anzugeben, aus welchem wir den folgenden Briefwechſel geleſen und beurtheilt wünſchen.

Julius an Raphael.

Im October.

Du biſt fort, Raphael — und die ſchöne Natur geht unter, die Blätter fallen gelb von den Bäumen, ein trüber Herbſtnebel liegt, wie ein Bahrtuch, über dem ausgeſtorbenen Gefilde. Einſam durchirre ich die melancholiſche Gegend, rufe laut deinen Namen aus, und zürne, daß mein Raphael mir nicht antwortet.

Ich hatte deine letzten Umarmungen überſtanden. Das traurige Rauſchen des Wagens, der dich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohre verſtummt. Ich Glücklicher hatte ſchon einen wohlthätigen Hügel von Erde über den Freuden der Vergangenheit aufgehäuft, und jetzt ſteheſt du, gleich deinem abgeſchiedenen Geiſte, von neuem in dieſen Gegenden auf und

meldeſt dich mir auf jedem Lieblingsplatz unſerer Spaziergänge wieder. Dieſen Felſen habe ich an deiner Seite erſtiegen, an deiner Seite dieſe unermeßliche Perſpective durchwandert. Im ſchwarzen Heiligthume dieſer Buchen erſannen wir zuerſt das kühne Ideal unſ rer Freundſchaft. Hier war's, wo wir den Stammbaum der Geiſter zum erſtenmal auseinander rollten, und Julius einen ſo nahen Verwandten in Raphael fand. Hier iſt keine Quelle, kein Gebüſch, kein Hügel, wo nicht irgend eine Erinnerung entflohener Seligkeit auf meine Ruhe zielte. Alles, Alles hat ſich gegen meine Geneſung verſchworen. Wohin ich nur trete, wiederhole ich den bangen Auftritt unſerer Trennung.

Was haſt du aus mir gemacht, Raphael? Was iſt ſeit kurzem aus mir geworden! Gefährlicher großer Menſch! daß ich dich niemals gekannt hätte, oder niemals verloren! Eile zurück, auf den Flügeln der Liebe komm' wieder, oder deine zarte Pflanzung iſt dahin. Konnteſt du mit deiner ſanften Seele es wagen, dein angefangenes Werk zu verlaſſen, noch ſo ferne von ſeiner Vollendung? Die Grundpfeiler deiner ſtolzen Weisheit wanken in meinem Gehirn und Herzen, alle die prächtigen Paläſte, die du bauteſt, ſtürzen ein, und der erdrückte Wurm wälzt ſich wimmernd unter den Ruinen.

Selige paradieſiſche Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkener — da all mein Fürwitz und alle meine Wünſche an den Gränzen meines väterlichen Horizonts wieder umkehrten — da mich ein heiterer Sonnenuntergang nichts Höheres ahnen ließ, als einen ſchönen morgenden Tag — da mich nur eine politiſche Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Geſpenſtermährchen an eine Rechenſchaft nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einem Teufel bebte und deſto herzlicher an der Gottheit hing. Ich empfand und war glücklich. Raphael hat

mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erſchaffung zu beweinen.

Erſchaffung? — Nein, das iſt ja nur ein Klang ohne Sinn, den meine Vernunft nicht geſtatten darf. Es gab eine Zeit, wo ich von nichts wußte, wo von mir Niemand wußte, alſo ſagt man, ich war nicht. Jene Zeit iſt nicht mehr, alſo ſagt man, daß ich erſchaffen ſey. Aber auch von den Millionen, die vor Jahrhunderten da waren, weiß man nun nichts mehr, und doch ſagt man, ſie ſind. Worauf gründen wir das Recht, den Anfang zu bejahen und das Ende zu verneinen? Das Aufhören denkender Weſen, behauptet man, widerſpricht der unendlichen Güte. Entſtand denn dieſe unendliche Güte erſt mit der Schöpfung der Welt? — Wenn es eine Periode gegeben hat, wo noch keine Geiſter waren, ſo war die unendliche Güte ja eine ganze vorhergehende Ewigkeit unwirkſam? Wenn das Gebäude der Welt eine Vollkommenheit des Schöpfers iſt, ſo fehlte ihm ja eine Vollkommenheit vor Erſchaffung der Welt? Aber eine ſolche Vorausſetzung widerſpricht der Idee des vollendeten Gottes, alſo war keine Schöpfung — Wo bin ich hingerathen, mein Raphael? — Schrecklicher Irrgang meiner Schlüſſe! Ich gebe den Schöpfer auf, ſobald ich an einen Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer ausreiche?

Du haſt mir den Glauben geſtohlen, der mir Frieden gab. Du haſt mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. Tauſend Dinge waren mir ſo ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit ſie mir entkleidete. Ich ſah eine Volksmenge nach der Kirche ſtrömen, ich hörte ihre begeiſterte Andacht zu einem brüderlichen Gebete ſich vereinigen — zweimal ſtand ich vor dem Bette des Todes, ſah zweimal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schreckniſſe

der Vernichtung ſiegen und den friſchen Lichtſtrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden ſich entzünden.

Göttlich, ja göttlich muß die Lehre ſeyn, rief ich aus, die die Beſten unter den Menſchen bekennen, die ſo mächtig ſiegt und ſo wunderbar tröſtet. Deine kalte Weisheit löſchte meine Begeiſterung. Eben ſo Viele, ſagteſt du mir, drängten ſich einſt um die Irmenſäule und zu Jupiters Tempel, eben ſo Viele haben eben ſo freudig, ihrem Brama zu Ehren, den Holzſtoß beſtiegen. Was du am Heidenthume ſo abſcheulich findeſt, ſoll das die Göttlichkeit deiner Lehre beweiſen?

Glaube Niemand als deiner eigenen Vernunft, ſagteſt du weiter. Es gibt nichts Heiliges, als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, iſt die Wahrheit. Ich habe dir gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert, habe, gleich jenem verzweifelten Eroberer, alle meine Schiffe in Brand geſteckt, da ich an dieſer Inſel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet. Ich kann mich nie mehr mit einer Meinung verſöhnen, die ich einmal belachte. Meine Vernunft iſt mir jetzt Alles, meine einzige Gewährleiſtung für Gottheit, Tugend, Unſterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich dieſem einzigen Bürgen auf einem Widerſpruche begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüſſen ſinkt! wenn ein zerriſſener Faden in meinem Gehirn ihren Gang verrückt! — Meine Glückſeligkeit iſt von jetzt an dem harmoniſchen Tacte meines Senſoriums anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieſes Inſtruments in den bedenklichen Perioden meines Lebens falſch angeben — wenn meine Ueberzeugungen mit meinem Aderſchlage wanken!

Julius an Raphael.

Deine Lehre hat meinem Stolze geſchmeichelt. Ich war ein Gefangener. Du haſt mich herausgeführt an den Tag; das goldene Licht und die unermeßliche Freie haben meine Augen entzückt. Vorhin genügte mir an dem beſcheidenen Ruhme, ein guter Sohn meines Hauſes, ein Freund meiner Freunde, ein nützliches Glied der Geſellſchaft zu heißen: du haſt mich in einen Bürger des Univerſums verwandelt. Meine Wünſche hatten noch keinen Eingriff in die Rechte der Großen gethan. Ich duldete dieſe Glücklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich erröthete nicht, einen Theil des Menſchengeſchlechtes zu beneiden, weil noch ein größerer übrig war, den ich beklagen mußte. Jetzt erfuhr ich zum erſtenmale, daß meine Anſprüche auf Genuß ſo vollwichtig wären, als die meiner übrigen Brüder. Jetzt ſah ich ein, daß eine Schicht über dieſer Atmoſphäre ich gerade ſo viel und ſo wenig gelte, als die Beherrſcher der Erde. Raphael ſchnitt alle Bande der Uebereinkunft und der Meinung entzwei. Ich fühlte mich ganz frei — denn die Vernunft, ſagte mir Raphael, iſt die einzige Monarchie in der Geiſterwelt, ich trug meinen Kaiſerthron in meinem Gehirne. Alle Dinge, im Himmel und auf Erden, haben keinen Werth, keine Schätzung, als ſo viel meine Vernunft ihnen zugeſteht. Die ganze Schöpfung iſt mein, denn ich beſitze eine unwiderſprechliche Vollmacht, ſie ganz zu genießen. Alle Geiſter — eine Stufe tiefer unter dem vollkommenſten Geiſte — ſind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen.

Wie erhaben und prächtig klingt dieſe Verkündigung! Welcher Vorrath für meinen Durſt nach Erkenntniß! aber — unglückſeliger Widerſpruch der Natur! — — dieſer freie

emporſtrebende Geiſt iſt in das ſtarre unwandelbare Uhrwerk eines ſterblichen Körpers geflochten, mit ſeinen kleinen Bedürfniſſen vermengt, ſeinen kleinen Schickſalen angejocht — dieſer Gott iſt in eine Welt von Würmern verwieſen. Der ungeheure Raum der Natur iſt ſeiner Thätigkeit aufgethan, aber er darf nur nicht zwei Ideen zugleich denken. Seine Augen tragen ihn bis zu dem Sonnenziele der Gottheit, aber er ſelbſt muß erſt träge und mühſam durch die Elemente der Zeit ihm entgegenkriechen. Einen Genuß zu erſchöpfen, muß er jeden andern verloren geben; zwei unumſchränkte Begierden ſind ſeinem kleinen Herzen zu groß. Jede neu erworbene Freude koſtet ihm die Summe aller vorigen. Der jetzige Augenblick iſt das Grabmal aller vergangenen. Eine Schäferſtunde der Liebe iſt ein ausſetzender Aderſchlag in der Freundſchaft.

Wohin ich nur ſehe, Raphael, wie beſchränkt iſt der Menſch! Wie groß der Abſtand zwiſchen ſeinen Anſprüchen und ihrer Erfüllung! — O, beneide ihm doch den wohlthätigen Schlaf! Wecke ihn nicht! Er war ſo glücklich, bis er anfing zu fragen, wohin er gehen müſſe, und woher er gekommen ſey. Die Vernunft iſt eine Fackel in einem Kerker. Der Gefangene wußte nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freiheit ſchien über ihm, wie ein Blitz in der Nacht, der ſie finſterer zurückläßt. Unſere Philoſophie iſt die unglückſelige Neugier des Oedipus, der nicht nachließ zu forſchen, bis das entſetzliche Orakel ſich auflöſte:

„Möchteſt du nimmer erfahren, wer du biſt!“

Erſetzt mir deine Weisheit, was ſie mir genommen hat? Wenn du keinen Schlüſſel zum Himmel hatteſt, warum mußteſt du mich der Erde entführen? Wenn du voraus wußteſt, daß der Weg zu der Weisheit durch den ſchrecklichen Abgrund der Zweifel führt, warum wagteſt du die ruhige Unſchuld deines Julius auf dieſen bedenklichen Wurf?

— Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeine, allzu nah
Was gar zu Schlimmes gränzt, ſo thu' ich lieber
Das Gute nicht —

Du haſt eine Hütte niedergeriſſen, die bewohnt war und einen prächtigen todten Palaſt auf die Stelle gegründet.

Raphael, ich fordre meine Seele von dir. Ich bin nicht glücklich. Mein Muth iſt dahin. Ich verzweifle an meinen eigenen Kräften. Schreibe mir bald! Nur deine heilende Hand kann Balſam in meine brennende Wunde gießen.

Raphael an Julius.

Ein Glück, wie das unſrige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menſchliches Loos. Mich verfolgte ſchon oft dieſer Gedanke im vollen Genuſſe unſerer Freundſchaft. Was damals meine Seligkeit verbitterte, war heilſame Vorbereitung, mir meinen jetzigen Zuſtand zu erleichtern. Abgehärtet in der ſtrengen Schule der Reſignation, bin ich noch empfänglicher für den Troſt, in unſerer Trennung ein leichtes Opfer zu ſehen, um die Freuden der künftigen Vereinigung dem Schickſal abzuverdienen. Du wußteſt bis jetzt noch nicht, was Entbehrung ſey. Du leideſt zum erſtenmale. —

Und doch iſt's vielleicht Wohlthat für dich, daß ich gerade jetzt von deiner Seite geriſſen bin. Du haſt eine Krankheit zu überſtehen, von der du nur allein durch dich ſelbſt geneſen kannſt, um vor jedem Rückfalle ſicher zu ſeyn. Je verlaſſener du dich fühlſt, deſto mehr wirſt du alle Heilkräfte in dir ſelbſt aufbieten; je weniger augenblickliche Linderung du von täuſchen-

den Palliativen empfängſt, deſto ſicherer wird es dir gelingen, das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Daß ich aus deinem ſüßen Traum dich erweckt habe, reut mich noch nicht, wenn gleich dein jetziger Zuſtand peinlich iſt. Ich habe nichts gethan, als eine Kriſis beſchleunigt, die ſolchen Seelen, wie die deinige, früher oder ſpäter unausbleiblich bevorſteht und bei der Alles darauf ankommt, in welcher Periode des Lebens ſie ausgehalten wird. Es gibt Lagen, in denen es ſchrecklich iſt, an Wahrheit und Tugend zu verzweifeln. Wehe dem, der im Sturme der Leidenſchaft noch mit den Spitzfindigkeiten einer klügelnden Vernunft zu kämpfen hat. Was dieß heiße, habe ich in ſeinem ganzen Umfange empfunden, und dich vor einem ſolchen Schickſale zu bewahren, blieb mir nichts übrig, als dieſe unvermeidliche Seuche durch Einimpfung unſchädlich zu machen.

Und welchen günſtigern Zeitpunkt konnte ich dazu wählen, mein Julius? In voller Jugendkraft ſtandſt du vor mir, Körper und Geiſt in der herrlichſten Blüthe, durch keine Sorgen gedrückt, durch keine Leidenſchaft gefeſſelt, frei und ſtark, den großen Kampf zu beſtehen, wovon die erhabene Ruhe der Ueberzeugung der Preis iſt. Wahrheit und Irrthum waren noch nicht in dein Intereſſe verwebt. Deine Genüſſe und deine Tugenden waren unabhängig von beiden. Du bedurfteſt keine Schreckbilder, dich von niedrigen Ausſchweifungen zurückzureißen. Gefühl für edlere Freuden hatte ſie dir verekelt. Du warſt gut aus Inſtinct, aus unentweihter ſittlicher Grazie. Ich hatte nichts zu fürchten für deine Moralität, wenn ein Gebäude einſtürzte, auf welchem ſie nicht gegründet war. Und noch ſchrecken mich deine Beſorgniſſe nicht. Was dir auch immer eine melancholiſche Laune eingeben mag, ich kenne dich beſſer, Julius!

Undankbarer! Du ſchmähſt die Vernunft, du vergiſſeſt, was ſie dir ſchon für Freuden geſchenkt hat. Hätteſt du auch für dein ganzes Leben den Gefahren der Zweifelſucht entgehen können, ſo war es Pflicht für mich, dir Genüſſe nicht vorzuenthalten, deren du fähig und würdig warſt. Die Stufe, worauf du ſtandeſt, war deiner nicht werth. Der Weg, auf dem du emporklimmteſt, bot dir Erſatz für Alles, was ich dir raubte. Ich weiß noch, mit welcher Entzückung du den Augenblick ſegneteſt, da die Binde von deinen Augen fiel. Jene Wärme, mit der du die Wahrheit auffaßteſt, hat deine Alles verſchlingende Phantaſie vielleicht an Abgründe geführt, wovor du erſchrocken zurückſchauderſt.

Ich muß dem Gange deiner Forſchungen nachſpüren, um die Quellen deiner Klagen zu entdecken. Du haſt ſonſt die Reſultate deines Nachdenkens aufgeſchrieben. Schicke mir dieſes Papier, und dann will ich dir antworten. — —

Julius an Raphael.

Dieſen Morgen durchſtöre ich meine Papiere. Ich finde einen verlornen Aufſatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner ſtolzen Begeiſterung. Raphael, wie ganz anders finde ich jetzo das Alles! Es iſt das hölzerne Gerüſte der Schaubühne, wenn die Beleuchtung dahin iſt. Mein Herz ſuchte ſich eine Philoſophie, und die Phantaſie unterſchob ihre Träume. Die wärmſte war mir die wahre.

Ich forſche nach den Geſetzen der Geiſter — ſchwinge mich bis zu dem Unendlichen, aber ich vergeſſe zu erweiſen, daß ſie

wirklich vorhanden ſind. Ein kühner Angriff des Materialismus ſtürzt meine Schöpfung.

Du wirſt dieß Fragment durchleſen, mein Raphael. Möchte es dir gelingen, den erſtorbenen Funken meines Enthuſiasmus wieder anzuflammen, mich wieder auszuſöhnen mit meinem Genius — aber mein Stolz iſt ſo tief geſunken, daß auch Raphaels Beifall ihn kaum mehr emporraffen wird.

Theoſophie des Julius.

Die Welt und das denkende Weſen.

Das Univerſum iſt ein Gedanke Gottes. Nachdem dieſes idealiſche Geiſtesbild in die Wirklichkeit hinübertrat und die geborne Welt den Riß ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir dieſe menſchliche Vorſtellung — ſo iſt der Beruf aller denkenden Weſen, in dieſem vorhandenen Ganzen die erſte Zeichnung wiederzufinden, die Regel in der Maſchine, die Einheit in der Zuſammenſetzung, das Geſetz in dem Phänomen aufzuſuchen und das Gebäude rückwärts auf ſeinen Grundriß zu übertragen. Alſo gibt es für mich nur eine einzige Erſcheinung in der Natur, das denkende Weſen. Die große Zuſammenſetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzo nur merkwürdig, weil ſie vorhanden iſt, mir die mannichfaltigen Aeußerungen jenes Weſens ſymboliſch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir iſt nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich iſt. Die Geſetze der Natur ſind die Chiffren, welche das denkende Weſen zuſammenfügt, ſich dem

denkenden Weſen verſtändlich zu machen — das Alphabet, vermittelſt deſſen alle Geiſter mit dem vollkommenſten Geiſte und mit ſich ſelbſt unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil ſie mich in den thätigen Zuſtand ihres Erfinders, ihres Beſitzers verſetzen, weil ſie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Weſens verrathen und meine Verwandtſchaft mit dieſem Weſen mich ahnen laſſen. Eine neue Erfahrung in dieſem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Blutes, das Naturſyſtem des Linnäus, heißen mir urſprünglich eben das, was eine Antike, in Herculanum hervorgegraben — beides nur Widerſchein eines Geiſtes, neue Bekanntſchaft mit einem mir ähnlichen Weſen. Ich beſpreche mich mit dem Unendlichen durch das Inſtrument der Natur, durch die Weltgeſchichte — ich leſe die Seele des Künſtlers in ſeinem Apollo.

Willſt du dich überzeugen, mein Raphael, ſo forſche rückwärts. Jeder Zuſtand der menſchlichen Seele hat irgend eine Parabel in der phyſiſchen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein Künſtler und Dichter, auch ſelbſt die abſtracteſten Denker haben aus dieſem reichen Magazine geſchöpft. Lebhafte Thätigkeit nennen wir Feuer, die Zeit iſt ein Strom, der reißend von hinnen rollt; die Ewigkeit iſt ein Cirkel; ein Geheimniß hüllt ſich in Mitternacht, und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja, ich fange an zu glauben, daß ſogar das künftige Schickſal des menſchlichen Geiſtes im dunkeln Orakel der körperlichen Schöpfung vorher verkündigt liegt. Jeder kommende Frühling, der die Sprößlinge der Pflanzen aus dem Schooße der Erde treibt, gibt mir Erläuterung über das bange Räthſel des Todes und widerlegt meine ängſtliche Beſorgniß eines ewigen Schlafs. Die Schwalbe, die wir im Winter erſtarrt finden und im Lenze wieder aufleben ſehen, die todte Raupe, die ſich als Schmetterling

neu verjüngt in die Luft erhebt, reichen uns ein treffendes Sinnbild unſerer Unſterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun Alles! — Jetzt, Raphael, iſt Alles bevölkert um mich herum. Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geiſt — Wo ich Bewegung merke, da rathe ich auf einen Gedanken:

Wo kein Todter begraben liegt, wo kein Auferſtehn ſeyn wird,

redet ja noch die Allmacht durch ihre Werke zu mir, und ſo verſtehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

Idee.

Alle Geiſter werden angezogen von Vollkommenheit. Alle — es gibt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle ſtreben nach dem Zuſtande der höchſten freien Aeußerung ihrer Kräfte, alle beſitzen den gemeinſchaftlichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen, Alles an ſich zu ziehen, in ſich zu verſammeln, ſich eigen zu machen, was ſie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anſchauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen, iſt augenblickliche Beſitznehmung dieſer Eigenſchaften. Welchen Zuſtand wir wahrnehmen, in dieſen treten wir ſelbſt. In dem Augenblicke, wo wir ſie uns denken, ſind wir Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückſeligkeit. Wir ſelber werden das empfundene Object. Verwirre mich hier durch kein zweideutiges Lächeln, mein Raphael — dieſe Vorausſetzung iſt der Grund, worauf ich alles Folgende gründe, und einig müſſen wir ſeyn, ehe ich Muth habe, meinen Bau zu vollenden.

Etwas Aehnliches ſagt einem Jeden ſchon das innere Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Großmuth, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt ſich da nicht ein geheimes Bewußt-

ſeyn in unſerm Herzen, daß wir fähig wären, ein Gleiches zu thun? Verräth nicht ſchon die hohe Röthe, die bei Anhörung einer ſolchen Geſchichte unſere Wangen färbt, daß unſere Beſcheidenheit vor der Bewunderung zittert? daß wir über dem Lobe verlegen ſind, welches uns die Veredlung unſers Weſens erwerben muß? Ja, unſer Körper ſelbſt ſtimmt ſich in dieſem Augenblicke in die Gebärden des handelnden Menſchen und zeigt offenbar, daß unſere Seele in dieſen Zuſtand übergegangen ſey. Wenn du zugegen warſt, Raphael, wo eine große Begebenheit vor einer zahlreichen Verſammlung erzählt wurde, ſaheſt du es da dem Erzähler nicht an, wie er ſelbſt auf den Weihrauch wartete, er ſelbſt den Beifall aufzehrte, der ſeinem Helden geopfert wurde — und wenn du der Erzähler warſt, überraſchteſt du dein Herz niemals auf dieſer glücklichen Täuſchung? Du haſt Beiſpiele, Raphael, wie lebhaft ich ſogar mit meinem Herzensfreunde um die Vorleſung einer ſchönen Anekdote, eines vortrefflichen Gedichtes mich zanken kann, und mein Herz hat mir's leiſe geſtanden, daß es dir dann nur den Lorbeer mißgönnte, der von dem Schöpfer auf den Vorleſer übergeht. Schnelles und inniges Kunſtgefühl für die Tugend gilt darum allgemein für ein großes Talent zu der Tugend, wie man im Gegentheile kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, deſſen Kopf die moraliſche Schönheit ſchwer und langſam faßt.

Wende mir nicht ein, daß bei lebendiger Erkenntniß einer Vollkommenheit nicht ſelten das entgegenſtehende Gebrechen ſich finde, daß ſelbſt den Böſewicht oft eine hohe Begeiſterung für das Vortreffliche anwandle, ſelbſt den Schwachen zuweilen ein Enthuſiasmus hoher herculiſcher Größe durchflamme. Ich weiß z. B., daß unſer bewunderter Haller, der das geſchätzte Nichts der eiteln Ehre ſo männlich entlarvte, deſſen philoſophiſcher Größe ich ſo viel Bewunderung zollte, daß eben dieſer das noch eitlere

Nichts eines Ritterſternes, der ſeine Größe beleidigte, nicht zu verachten im Stande war. Ich bin überzeugt, daß in dem glücklichen Momente des Ideals der Künſtler, der Philoſoph und der Dichter die großen und guten Menſchen wirklich ſind, deren Bild ſie entwerfen — aber dieſe Veredlung des Geiſtes iſt bei Vielen nur ein unnatürlicher Zuſtand, durch eine lebhaftere Wallung des Bluts, einen raſchern Schwung der Phantaſie gewaltſam hervorgebracht, der aber auch eben deßwegen ſo flüchtig, wie jede andere Bezauberung, dahin ſchwindet und das Herz der deſpotiſchen Willkür niedriger Leidenſchaften deſto ermatteter überliefert. Deſto ermatteter, ſage ich — denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß der rückfällige Verbrecher immer der wüthendere iſt, daß die Renegaten der Tugend ſich von dem läſtigen Zwange der Reue in den Armen des Laſters nur deſto ſüßer erholen.

Ich wollte erweiſen, mein Raphael, daß es unſer eigener Zuſtand iſt, wenn wir einen fremden empfinden, daß die Vollommenheit auf den Augenblick unſer wird, worin wir uns eine Vorſtellung von ihr erwecken, daß unſer Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend ſich endlich in das Bewußtſeyn eigner Veredlung, eigner Bereicherung auflöst, und ich glaube, ich habe es erwieſen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchſten Weſens, von ſeiner Güte, von ſeiner Gerechtigkeit — aber keinen von ſeiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der ſtückweiſen Vorſtellung dreier Succeſſionen: Nichts, ſein Wille, und Etwas. Es iſt wüſte und finſter — Gott ruft: Licht — und es wird Licht. Hättn wir eine Realidee ſeiner wirkenden Allmacht, ſo wären wir Schöpfer, wie er.

Jede Vollkommenheit alſo, die ich wahrnehme, wird mein eigen, ſie gibt mir Freude, weil ſie mein eigen iſt, ich begehre ſie,

weil ich mich ſelbſt liebe. Vollkommenheit in der Natur iſt keine Eigenſchaft der Materie, ſondern der Geiſter. Alle Geiſter ſind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geiſter, weil ich mich ſelbſt liebe. Die Glückſeligkeit, die ich mir vorſtelle, wird meine Glückſeligkeit, alſo liegt mir daran, dieſe Vorſtellungen zu erwecken, zu vervielfältigen, zu erhöhen — alſo liegt mir daran, Glückſeligkeit um mich her zu verbreiten. Welche Schönheit, welche Vortrefflichkeit, welchen Genuß ich außer mir hervorbringe, bringe ich in mir hervor; welchen ich vernachläſſige, zerſtöre, vernachläſſige ich mir — Ich begehre fremde Glückſeligkeit, weil ich meine eigene begehre. Begierde nach fremder Glückſeligkeit nennen wir Wohlwollen.

Liebe.

Jetzt, beſter Raphael, laſſ' mich herumſchauen. Die Höhe iſt erſtiegen, der Nebel iſt gefallen, wie in einer blühenden Landſchaft ſtehe ich mitten im Unermeßlichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert.

Liebe alſo — das ſchönſte Phänomen in der beſeelten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geiſterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabenſten Tugend — Liebe iſt nur der Widerſchein dieſer einzigen Kraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tauſch der Perſönlichkeit, eine Verwechſelung der Weſen.

Wenn ich haſſe, ſo nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, ſo werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung iſt das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums — Menſchenhaß ein verlängerter Selbſtmord; Egoismus die höchſte Armuth eines erſchaffenen Weſens.

Als Raphael ſich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriß meine Seele, und ich weine um den Verluſt meiner ſchönern

Hälfte. An jenem ſeligen Abend — du kennſt ihn — da unſere Seelen ſich zum erſten Male feurig berührten, wurden alle deine großen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigenthumsrecht auf deine Vortrefflichkeit gelten — ſtolzer darauf, dich zu lieben, als von dir geliebt zu ſeyn, denn das Erſte hatte mich zu Raphael gemacht.

„War's nicht dieß allmächtige Getriebe,
„Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
„Unſre Herzen an einander zwang?
„Raphael, an deinem Arm — o Wonne!
„Wag' auch ich zur Geiſterſonne
„Freudig den Vollendungsgang.

„Glücklich! Glücklich! Dich hab' ich gefunden,
„Hab' aus Millionen dich umwunden,
„Und aus Millionen mein biſt du.
Laſſ' das wilde Chaos wiederkehren,
„Durch einander die Atomen ſtören,
„Ewig fliehn ſich unſre Herzen zu.

„Muß ich nicht aus deinen Flammenaugen
„Meiner Wolluſt Widerſtrahlen ſaugen?
„Nur in dir beſtaun' ich mich.
„Schöner malt ſich mir die ſchöne Erde,
„Heller ſpiegelt in des Freunds Gebärde,
„Reizender der Himmel ſich.

„Schwermuth wirft die bangen Thränenlaſten,
„Süßer von des Leidens Sturm zu raſten,
„In der Liebe Buſen ab.
„Sucht nicht ſelbſt das folternde Entzücken,
„Raphael, in deinen Seelenblicken
„Ungeduldig ein wollüſt'ges Grab?

„Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
„Seelen träumt' ich in die Felſenſteine
„Und umarmend küßt' ich ſie.
„Meine Klagen ſtöhnt' ich in die Lüfte,
„Freute mich, antworteten die Klüfte,
„Thor genug, der ſüßen Sympathie.“ —

Liebe findet nicht ſtatt unter gleichtönenden Seelen, aber unter harmoniſchen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen, aber mit feuriger Sehnſucht verſchlinge ich die höhern, die mir mangeln. Eine Regel leitet Freundſchaft und Liebe. Die ſanfte Desdemona liebt ihren Othello wegen der Gefahren, die er beſtanden; der männliche Othello liebt ſie um der Thränen willen, die ſie ihm weinte.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt ſind, jede Blume und jedes entlegene Geſtirn, jeden Wurm und jeden geahnten höhern Geiſt an den Buſen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur, gleich unſrer Geliebten. Du verſtehſt mich, mein Raphael. Der Menſch, der es ſo weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzuleſen, und zu dieſer Mannichfaltigkeit die große Einheit zu finden, iſt der Gottheit ſchon ſehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in ſeine Perſönlichkeit. Wenn jeder Menſch alle Menſchen liebte, ſo beſäße jeder Einzelne die Welt.

Die Philoſophie unſerer Zeiten — ich befürchte es — widerſpricht dieſer Lehre. Viele unſerer denkenden Köpfe haben es ſich angelegen ſeyn laſſen, dieſen himmliſchen Trieb aus der menſchlichen Seele hinwegzuſpotten, das Gepräge der Gottheit zu verwiſchen, und dieſe Energie, dieſen edeln Enthuſiasmus im kalten tödtenden Hauch einer kleinmüthigen Indifferenz aufzulöſen. Im Knechtsgefühle ihrer eigenen Entwürdigung

haben ſie ſich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihren begränzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben ſie ihre troſtloſe Lehre geſponnen, und ihre eigene Beſchränkung zum Maßſtab des Schöpfers gemacht — entartete Sklaven, die unter dem Klange ihrer Ketten die Freiheit verſchreien. Swift, der den Tadel der Thorheit bis zur Infamie der Menſchheit getrieben, und an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geſchlechte baute, zuerſt ſeinen eigenen Namen ſchrieb, Swift ſelbſt konnte der menſchlichen Natur keine ſo tödtliche Wunde ſchlagen, als dieſe gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfſinnes und des Genie's den Eigennutz ausſchmücken, und zu einem Syſteme veredeln.

Warum ſoll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werthe verzagen?

Ich bekenne es freimüthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn ſie nicht iſt; ich gebe die Gottheit auf, die Unſterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für dieſe Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geiſt, der ſich allein liebt, iſt ein ſchwimmender Atom im unermeßlichen leeren Raume.

Aufopferung.

Aber die Liebe hat Wirkungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widerſprechen ſcheinen.

Es iſt denkbar, daß ich meine eigene Glückſeligkeit durch ein Opfer vermehre, das ich fremder Glückſeligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieſes Opfer mein Leben iſt? Und die Geſchichte hat Beiſpiele ſolcher Opfer — und ich fühle es leb-

haft, daß es mich nichts koſten ſollte, für Raphaels Rettung zu ſterben. Wie iſt es möglich, daß wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unſerer Genüſſe zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daſeyns ſich mit Bereicherung meines Weſens vertragen?

Die Vorausſetzung von einer Unſterblichkeit hebt dieſen Widerſpruch — aber ſie entſtellt auch auf immer die hohe Grazie dieſer Erſcheinung. Rückſicht auf eine belohnende Zukunft ſchließt die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unſterblichkeit auslangt, die, auch auf Gefahr der Vernichtung, das nämliche Opfer wirkt.

Zwar iſt es ſchon Veredlung einer menſchlichen Seele, den gegenwärtigen Vortheil dem ewigen aufzuopfern — es iſt die edelſte Stufe des Egoismus — aber Egoismus und Liebe ſcheiden die Menſchheit in zwei höchſt unähnliche Geſchlechter, deren Gränzen nie in einander fließen. Egoismus errichtet ſeinen Mittelpunkt in ſich ſelber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achſe des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit; Egoismus iſt Einſamkeit. Liebe iſt die mitherrſchende Bürgerin eines blühenden Freiſtaats, Egoismus ein Deſpot in einer verwüſteten Schöpfung. Egoismus ſäet für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank. Liebe verſchenkt, Egoismus leiht — Einerlei vor dem Throne der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächſtfolgenden Augenblicks, oder die Ausſicht einer Märtyrerkrone — einerlei, ob die Zinſen in dieſem Leben oder im andern fallen!

Denke dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menſchengeſchlechte auf entfernte Jahrhunderte wohl thut — ſetze hinzu, dieſe Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tode, dieſe Wahrheit kann nur erwieſen werden, nur geglaubt werden, wenn er ſtirbt. Denke dir dann den Mann mit dem

hellen umfaſſenden Sonnenblicke des Genie's, mit dem Flammenrade der Begeiſterung, mit der ganzen erhabnen Anlage zu der Liebe. Laſſ' in ſeiner Seele das vollſtändige Ideal jener großen Wirkung emporſteigen — — laſſ' in dunkler Ahnung vorüber gehen an ihm alle Glücklichen, die er ſchaffen ſoll — laſſ' die Gegenwart und die Zukunft zugleich in ſeinem Geiſte ſich zuſammendrängen — und nun beantworte dir, bedarf dieſer Menſch der Anweiſung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieſer Empfindungen wird ſich verwirren mit ſeiner Perſönlichkeit, wird mit ſeinem Ich in Eins zuſammenfließen. Das Menſchengeſchlecht, das er jetzt ſich denkt, iſt er ſelbſt. Es iſt ein Körper, in welchem ſein Leben, vergeſſen und entbehrlich, wie ein Blutstropfe ſchwimmt — wie ſchnell wird er ihn für ſeine Geſundheit verſpritzen!

Gott.

Alle Vollkommenheiten im Univerſum ſind vereinigt in Gott. Gott und Natur ſind zwei Größen, die ſich vollkommen gleich ſind.

Die ganze Summe von harmoniſcher Thätigkeit, die in der göttlichen Subſtanz beiſammen exiſtirt, iſt in der Natur, dem Abbilde dieſer Subſtanz, zu unzähligen Graden und Maßen und Stufen vereinzelt. Die Natur (erlaube mir dieſen bildlichen Ausdruck), die Natur iſt ein unendlich getheilter Gott.

Wie ſich im prismatiſchen Glaſe ein weißer Lichtſtreif in ſieben dunklere Strahlen ſpaltet, hat ſich das göttliche Ich in zahlloſe empfindende Subſtanzen gebrochen. Wie ſieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtſtreif wieder zuſammenſchmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieſer Subſtanzen ein göttliches Weſen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes iſt das optiſche Glas, und alle Thätigkeiten der Geiſter nur ein unendliches Farbenſpiel jenes einfachen göttlichen Strah-

les. Gefiel es der Allmacht dereinſt, dieſes Prisma zu zerſchlagen, ſo ſtürzte der Damm zwiſchen ihr und der Welt ein, alle Geiſter würden in einem Unendlichen untergehen, alle Accorde in einer Harmonie in einander fließen, alle Bäche in einem Ocean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Die Anziehung der Geiſter, ins Unendliche vervielfältigt und fortgeſetzt, müßte endlich zu Aufhebung jener Trennung führen, oder (darf ich es ausſprechen, Raphael?) Gott hervorbringen. Eine ſolche Anziehung iſt Liebe.

Alſo Liebe, mein Raphael, iſt die Leiter, worauf wir emporklimmen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anſpruch, uns ſelbſt unbewußt, zielen wir dahin.

„Todte Gruppen ſind wir, wenn wir haſſen,
„Götter, wenn wir liebend uns umfaſſen,
„Lechzen nach dem ſüßen Feſſelzwang.
„Aufwärts, durch die tauſendfachen Stufen
„Zahlenloſer Geiſter, die nicht ſchufen,
„Waltet göttlich dieſer Drang.

„Arm in Arme, höher ſtets und höher,
„Vom Barbaren bis zum griech'ſchen Seher,
„Der ſich an den letzten Seraph reiht,
„Wallen wir einmüth'gen Ringeltanzes,
„Bis ſich dort im Meer des ew'gen Glanzes
„Sterbend untertauchen Maß und Zeit.

„Freundlos war der große Weltenmeiſter,
„Fühlte Mangel, darum ſchuf er Geiſter,
„Sel'ge Spiegel ſeiner Seligkeit.
„Fand das höchſte Weſen ſchon kein Gleiches,
„Aus dem Kelch des ganzen Weſenreiches
„Schäumt ihm die Unendlichkeit.“

Liebe, mein Raphael, iſt das wuchernde Arkan, den entadelten König des Goldes aus dem unſcheinbaren Kalke wieder herzuſtellen, das Ewige aus dem Vergänglichen, und aus dem zerſtörenden Brande der Zeit das große Orakel der Dauer zu retten.

Was iſt die Summe von allem Bisherigen?

Laßt uns Vortrefflichkeit einſehen, ſo wird ſie unſer. Laßt uns vertraut werden mit der hohen idealiſchen Einheit, ſo werden wir uns mit Bruderliebe anſchließen an einander. Laßt uns Schönheit und Freude pflanzen, ſo ernten wir Schönheit und Freude. Laßt uns hell denken, ſo werden wir feurig lieben. Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt, ſagt der Stifter unſers Glaubens. Die ſchwache Menſchheit erblaßte bei dieſem Gebote, darum erklärt er ſich deutlicher: liebet euch unter einander:

„Weisheit mit dem Sonnenblick,
„Große Göttin, tritt zurück,
„Weiche vor der Liebe!
„Wer die ſteile Sternenbahn
„Ging dir heldenkühn voran
„Zu der Gottheit Sitze?
„Wer zerriß das Heiligthum,
„Zeigte dir Elyſium
„Durch des Grabes Ritze?
„Lockte ſie uns nicht hinein,
„Möchten wir unſterblich ſeyn?
„Suchten auch die Geiſter
„Ohne ſie den Meiſter?
„Liebe, Liebe leitet nur
„Zu dem Vater der Natur,
„Liebe nur die Geiſter.“

Hier, mein Raphael, haſt du das Glaubensbekenntniß meiner Vernunft, einen flüchtigen Umriß meiner unternommenen Schöpfung. So wie du hier findeſt, ging der Samen auf, den

du ſelber in meine Seele ſtreuteſt. Spotte nun oder freue dich oder erröthe über deinen Schüler. Wie du willſt — aber dieſe Philoſophie hat mein Herz geadelt und die Perſpective meines Lebens verſchönert. Möglich, mein Beſter, daß das ganze Gerüſte meiner Schlüſſe ein beſtandloſes Traumbild geweſen. — Die Welt, wie ich ſie hier malte, iſt vielleicht nirgends, als im Gehirne deines Julius wirklich — — vielleicht, daß nach Ablauf der tauſend tauſend Jahre jenes Richters, wo der verſprochene weiſere Mann auf dem Stuhle ſitzt, ich bei Erblickung des wahren Originals meine ſchülerhafte Zeichnung ſchamroth in Stücken reiße — Alles dieß mag eintreffen, ich erwarte es; dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um ſo entzückender, um ſo majeſtätiſcher überraſchen. Sollten meine Ideen wohl ſchöner ſeyn, als die Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? Sollte der es wohl dulden, daß ſein erhabenes Kunſtwerk hinter den Erwartungen eines ſterblichen Kenners zurückbliebe? — Das eben iſt die Feuerprobe ſeiner großen Vollendung und der ſüßeſte Triumph für den höchſten Geiſt, daß auch Fehlſchlüſſe und Täuſchung ſeiner Anerkennung nicht ſchaden, daß alle Schlangenkrümmungen der ausſchweifenden Vernunft in die gerade Richtung der ewigen Wahrheit zuletzt einſchlagen, zuletzt alle abtrünnigen Arme ihres Stromes nach der nämlichen Mündung laufen. Raphael — welche Idee erweckt mir der Künſtler, der in tauſend Copien anders entſtellt, in allen Tauſenden dennoch ſich ähnlich bleibt, dem ſelbſt die verwüſtende Hand eines Stümpers die Anbetung nicht entziehen kann!

Uebrigens könnte meine Darſtellung durchaus verfehlt, durchaus unächt ſeyn — noch mehr, ich bin überzeugt, daß ſie es nothwendig ſeyn muß, und dennoch iſt es möglich, daß alle Reſultate daraus eintreffen. Unſer ganzes Wiſſen läuft endlich,

wie alle Weltweiſen übereinkommen, auf eine conventionelle Täuſchung hinaus, mit welcher jedoch die ſtrengſte Wahrheit beſtehen kann. Unſre reinſten Begriffe ſind keineswegs Bilder der Dinge, ſondern bloß ihre nothwendig beſtimmten und coexiſtirenden Zeichen. Weder Gott, noch die menſchliche Seele, noch die Welt, ſind das wirklich, was wir davon halten. Unſere Gedanken von dieſen Dingen ſind nur die endemiſchen Formen, worin ſie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen — Unſer Gehirn gehört dieſem Planeten, folglich auch die Idiome unſerer Begriffe, die darin aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele iſt eigenthümlich, nothwendig, und immer ſich ſelbſt gleich; das Willkürliche der Materialien, woran ſie ſich äußert, ändert nichts an den ewigen Geſetzen, wornach ſie ſich äußert, ſo lange dieſes Willkürliche mit ſich ſelbſt nicht im Widerſpruche ſteht, ſo lange das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So wie die Denkkraft die Verhältniſſe der Idiome entwickelt, müſſen dieſe Verhältniſſe in den Sachen auch wirklich vorhanden ſeyn. Wahrheit iſt alſo keine Eigenſchaft der Idiome, ſondern der Schlüſſe; nicht die Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenſtande, ſondern die Uebereinſtimmung dieſes Begriffs mit den Geſetzen der Denkkraft. Eben ſo bedient ſich die Größenlehre der Chiffren, die nirgends, als auf dem Papiere, vorhanden ſind, und findet damit, was vorhanden iſt in der wirklichen Welt. Was für eine Aehnlichkeit haben z. B. die Buchſtaben A und B, die Zeichen : und =, + und — mit dem Factum, das gewonnen werden ſoll? — und doch ſteigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entlegenen Himmel auf, doch tritt der erwartete Planet vor die Scheibe der Sonne! Auf die Unfehlbarkeit ſeines Calculs geht der Weltentdecker Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrnen Meere ein, die fehlende

zweite Hälfte zu der bekannten Hemiſphäre, die groſse Inſel Atlantis zu ſuchen, welche die Lücke auf ſeiner geographiſchen Karte ausfüllen ſollte. Er fand ſie, dieſe Inſel ſeines Papiers, und ſeine Rechnung war richtig. Wäre ſie es etwa minder geweſen, wenn ein feindlicher Sturm ſeine Schiffe zerſchmettert oder rückwärts nach ihrer Heimath getrieben hätte? — Einen ähnlichen Calcul macht die menſchliche Vernunft, wenn ſie das Unſinnliche, mit Hülfe des Sinnlichen, ausmiſst und die Mathematik ihrer Schlüſſe auf die verborgene Phyſik des Uebermenſchlichen anwendet. Aber noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen, denn kein Reiſender kam aus jenem Lande zurück, ſeine Entdeckung zu erzählen.

Ihre eignen Schranken hat die menſchliche Natur, ſeine eigene jedes Individuum. Ueber jene wollen wir uns wechſelsweiſe tröſten; dieſe wird Raphael dem Knabenalter ſeines Julius vergeben. Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntniſſen, die man bei Unterſuchungen dieſer Art als unentbehrlich vorausſetzt. Ich habe keine philoſophiſche Schule gehört und wenig gedruckte Schriften geleſen. Es mag ſeyn, daſs ich dort und da meine Phantaſien ſtrengern Vernunftſchlüſſen unterſchiebe, daſs ich Wallungen meines Blutes, Ahnungen und Bedürfniſſe meines Herzens für nüchterne Weisheit verkaufe; auch das, mein Guter, ſoll mich dennoch den verlornen Augenblick nicht bereuen laſſen. Es iſt wirklicher Gewinn für die allgemeine Vollkommenheit, es war die Vorherſehung des weiſeſten Geiſtes, daſs die verirrende Vernunft auch ſelbſt das chaotiſche Land der Träume bevölkern und den kahlen Boden des Widerſpruchs urbar machen ſollte. Nicht der mechaniſche Künſtler nur, der den rohen Demant zum Brillanten ſchleift — auch der Andere iſt ſchätzbar, der gemeinere Steine bis zur ſcheinbaren Würde des Demants veredelt. Der Fleiſs

in den Formen kann zuweilen die maſſive Wahrheit des Stoffes vergeſſen laſſen. Iſt nicht jede Uebung der Denkkraft, jede feine Schärfe des Geiſtes eine kleine Stufe zu ſeiner Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit mußte Daſeyn erlangen in der vollſtändigen Welt. Die Wirklichkeit ſchränkt ſich nicht auf das abſolut Nothwendige ein; ſie umfaßt auch das bedingungsweiſe Nothwendige; jede Geburt des Gehirns, jedes Gewebe des Witzes hat ein unwiderſprechliches Bürgerrecht in dieſem größeren Sinne der Schöpfung. Im unendlichen Riſſe der Natur durfte keine Thätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glückſeligkeit kein Grad des Genuſſes fehlen. Derjenige große Haushalter ſeiner Welt, der ungenützt keinen Splitter fallen, keine Lücke unbevölkert läßt, wo noch irgend ein Lebensgenuß Raum hat, der mit dem Gifte, das den Menſchen anfeindet, Nattern und Spinnen ſättigt, der in das todte Gebiet der Verweſung noch Pflanzen ſendet, die kleine Blüthe von Wolluſt, die im Wahnwitze ſproſſen kann, noch wirthſchaftlich ausſpendet, der Laſter und Thorheit zur Vortrefflichkeit noch endlich verarbeitet und die große Idee des weltbeherrſchenden Roms aus der Lüſternheit des Tarquinius Sextus zu ſpinnen wußte — dieſer erfinderiſche Geiſt ſollte nicht auch den Irrthum zu ſeinen großen Zwecken verbrauchen, und dieſe weitläufige Weltſtrecke in der Seele des Menſchen verwildert und freudenleer liegen laſſen? Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrthume, vermehrt ihre Fertigkeit zur Empfängniß der Wahrheit.

Laſſ', theurer Freund meiner Seele, laſſ' mich immerhin zu dem weitläufigen Spinngewebe der menſchlichen Weisheit auch das Meinige tragen. Anders malt ſich das Sonnenbild in den Thautropfen des Morgens, anders im majeſtätiſchen Spiegel des erdumgürtenden Oceans! Schande aber dem trüben wolkigen Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückgibt!

Millionen Gewächſe trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Vorrathskammer ſteht offen für alle; aber ſie miſchen ihren Saft millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder. Die ſchöne Mannichfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieſes Hauſes. Vier Elemente ſind es, woraus alle Geiſter ſchöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle miſchen ſie millionenfach anders, geben ſie millionenfach anders wieder, aber eine Wahrheit iſt es, die, gleich einer feſten Achſe, gemeinſchaftlich durch alle Religionen und alle Syſteme geht — „Nähert euch dem Gotte, den ihr meinet!“

Raphael an Julius.

Das wäre nun freilich ſchlimm, wenn es kein anderes Mittel gäbe, dich zu beruhigen, Julius, als den Glauben an die Erſtlinge deines Nachdenkens bei dir wieder herzuſtellen. Ich habe dieſe Ideen, die ich bei dir aufkeimen ſah, mit innigem Vergnügen in deinen Papieren wiedergefunden. Sie ſind einer Seele, wie die deinige werth, aber hier konnteſt und durfteſt du nicht ſtehen bleiben. Es gibt Freuden für jedes Alter und Genüſſe für jede Stufe der Geiſter.

Schwer mußte es dir wohl werden, dich von einem Syſteme zu trennen, das ſo ganz für die Bedürfniſſe deines Herzens geſchaffen war. Kein anderes, ich wette darauf, wird je wieder ſo tiefe Wurzeln bei dir ſchlagen, und vielleicht dürfteſt du nur ganz dir ſelbſt überlaſſen ſeyn, um früher oder ſpäter mit deinen Lieblingsideen wieder ausgeſöhnt zu werden. Die Schwächen der entgegengeſetzten Syſteme würdeſt du bald bemerken, und alsdann, bei gleicher Unerweislichkeit, das Wünſchenswertheſte vor=

ziehen, oder vielleicht neue Beweisgründe auffinden, um wenigſtens das Weſentliche davon zu retten, wenn du auch einige gewagtere Behauptungen preisgeben müßteſt.

Aber dieß Alles iſt nicht in meinem Plane. Du ſollſt zu einer höhern Freiheit des Geiſtes gelangen, wo du ſolcher Behelfe nicht mehr bedarfſt. Freilich iſt dieß nicht das Werk eines Augenblicks. Das gewöhnliche Ziel der früheſten Bildung iſt Unterjochung des Geiſtes, und von allen Erziehungskunſtſtücken gelingt dieß faſt immer am erſten. Selbſt du, bei aller Elaſticität deines Charakters, ſchienſt zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrſchaft der Meinungen vor tauſend Andern beſtimmt, und dieſer Zuſtand der Unmündigkeit konnte bei dir deſto länger dauern, je weniger du das Drückende davon fühlteſt. Kopf und Herz ſtehen bei dir in der engſten Verbindung. Die Lehre wurde dir werth durch den Lehrer. Bald gelang es dir, eine intereſſante Seite daran zu entdecken, ſie nach den Bedürfniſſen deines Herzens zu veredeln und über die Punkte, die dir auffallen mußten, dich durch Reſignation zu beruhigen. Angriffe gegen ſolche Meinungen verachteteſt du als bübiſche Rache einer Sklavenſeele an der Ruthe ihres Zuchtmeiſters. Du prangteſt mit deinen Feſſeln, die du aus freier Wahl zu tragen glaubteſt.

So fand ich dich, und es war mir ein trauriger Anblick, wie du ſo oft mitten im Genuſſe deines blühendſten Lebens und in Aeußerung deiner edelſten Kräfte durch ängſtliche Rückſichten gehemmt wurdeſt. Die Conſequenz, mit der du nach deinen Ueberzeugungen handelteſt, und die Stärke der Seele, die dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Beſchränkungen deiner Thätigkeit und deiner Freuden. Damals beſchloß ich, jene ſtümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geiſt, wie den deinigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen geſucht hatte.

Alles kam darauf an, dich auf den Werth des Selbſtdenkens aufmerkſam zu machen und dir Zutrauen zu deinen eigenen Kräften einzuflößen. Der Erfolg deiner erſten Verſuche begünſtigte meine Abſicht. Deine Phantaſie war freilich mehr dabei beſchäftigt, als dein Scharfſinn. Ihre Ahnungen erſetzten dir ſchneller den Verluſt deiner theuerſten Ueberzeugungen, als du es vom Schneckengange der kaltblütigen Forſchung, die vom Bekannten zum Unbekannten ſtufenweiſe fortſchreitet, erwarten konnteſt. Aber eben dieß begeiſternde Syſtem gab dir den erſten Genuß in dieſem neuen Felde von Thätigkeit, und ich hütete mich ſehr, einen willkommenen Enthuſiasmus zu ſtören, der die Entwickelung deiner trefflichſten Anlagen beförderte. Jetzt hat ſich die Scene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundſchaft deiner Kindheit iſt auf immer verſperrt. Dein Weg geht vorwärts, und du bedarfſt keiner Schonung mehr.

Daß ein Syſtem, wie das deinige, die Probe einer ſtrengen Kritik nicht aushalten konnte, darf dich nicht befremden. Alle Verſuche dieſer Art, die dem deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein anderes Schickſal. Auch war nichts natürlicher, als daß deine philoſophiſche Laufbahn bei dir im Einzelnen eben ſo begann, als bei dem Menſchengeſchlechte im Ganzen. Der erſte Gegenſtand, an dem ſich der menſchliche Forſchungsgeiſt verſuchte, war von jeher — das Univerſum. Hypotheſen über den Urſprung des Weltalls und den Zuſammenhang ſeiner Theile hatten Jahrhunderte lang die größten Denker beſchäftigt, als Sokrates die Philoſophie ſeiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Gränzen der Lebensweisheit waren für die ſtolze Wißbegierde ſeiner Nachfolger zu enge. Neue Syſteme entſtanden aus den Trümmern der alten. Der Scharfſinn ſpäterer Zeitalter durchſtreifte das unermeßliche Feld möglicher Antworten auf jene immer von neuem ſich aufdringen-

den Fragen über das geheimnißvolle Innere der Natur, das durch keine menſchliche Erfahrung enthüllt werden konnte. Einigen gelang es ſogar, den Reſultaten ihres Nachdenkens einen Anſtrich von Beſtimmtheit, Vollſtändigkeit und Evidenz zu geben. Es gibt mancherlei Taſchenſpielerkünſte, wodurch die eitle Vernunft der Beſchämung zu entgehen ſucht, in Erweiterung ihrer Kenntniſſe die Gränzen der menſchlichen Natur nicht überſchreiten zu können. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Beſtandtheile zerlegt, aus denen er erſt willkürlich zuſammengeſetzt war. Bald dient eine unmerkliche Vorausſetzung zur Grundlage einer Kette von Schlüſſen, deren Lücken man ſchlau zu verbergen weiß, und die erſchlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angeſtaunt. Bald häuft man einſeitige Erfahrungen, um eine Hypotheſe zu begründen und verſchweigt die entgegengeſetzten Phänomene, oder man verwechſelt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfniſſen der Schlußfolge. Und dieß ſind nicht etwa bloß Kunſtgriffe für den philoſophiſchen Charlatan, um ſein Publicum zu täuſchen. Auch der redlichſte, unbefangenſte Forſcher gebraucht oft, ohne es ſich bewußt zu ſeyn, ähnliche Mittel, um ſeinen Durſt nach Kenntniſſen zu ſtillen, ſobald er einmal aus der Sphäre heraustritt, in welcher allein ſeine Vernunft ſich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann.

Nach dem, was du ehemals von mir gehört haſt, Julius, müſſen dich dieſe Aeußerungen nicht wenig überraſchen. Und gleichwohl ſind ſie nicht das Product einer zweifelſüchtigen Laune. Ich kann dir Rechenſchaft von den Gründen geben, worauf ſie beruhen, aber hierzu müßte ich freilich eine etwas trockne Unterſuchung über die Natur der menſchlichen Erkenntniß vorausſchicken, die ich lieber auf eine Zeit verſpare, da ſie für dich ein Bedürfniß ſeyn wird. Noch biſt du nicht in derjenigen Stimmung,

wo die demüthigenden Wahrheiten von den Gränzen des menſchlichen Wiſſens dir intereſſant werden können. Mache zuerſt einen Verſuch an dem Syſteme, welches bei dir das deinige verdrängte. Prüfe es mit gleicher Unparteilichkeit und Strenge. Verfahre eben ſo mit andern Lehrgebäuden, die dir neuerlich bekannt worden ſind; und wenn keines von allen deine Forderungen vollkommen befriedigt, dann wird ſich dir die Frage aufdringen: ob dieſe Forderungen auch wirklich gerecht waren?

„Ein leidiger Troſt, wirſt du ſagen. Reſignation iſt alſo meine ganze Ausſicht nach ſo viel glänzenden Hoffnungen? War es da wohl der Mühe werth, mich zum vollen Gebrauch meiner Vernunft aufzufordern, um ihm gerade da Gränzen zu ſetzen, wo er mir am fruchtbarſten zu werden anfing? Mußte ich einen höhern Genuß nur deßwegen kennen lernen, um das Peinliche meiner Beſchränkung doppelt zu fühlen?“

Und doch iſt es eben dieß niederſchlagende Gefühl, was ich bei dir ſo gern unterdrücken möchte. Alles zu entfernen, was dich im vollen Genuß deines Daſeyns hindert, den Keim jeder höhern Begeiſterung — das Bewußtſeyn des Adels deiner Seele — in dir zu beleben, dieß iſt mein Zweck. Du biſt aus dem Schlummer erwacht, in den dich die Knechtſchaft unter fremden Meinungen wiegte. Aber das Maß von Größe, wozu du beſtimmt biſt, würdeſt du nie erfüllen, wenn du im Streben nach einem unerreichbaren Ziele deine Kräfte verſchwendeteſt. Bis jetzt mochte dieß hingehen und war auch eine natürliche Folge deiner neuerworbenen Freiheit. Die Ideen, welche dich vorher am meiſten beſchäftigt hatten, mußten nothwendig der Thätigkeit deines Geiſtes die erſte Richtung geben. Ob dieſe unter allen möglichen die fruchtbarſte ſey, würden dich deine eigenen Erfahrungen früher oder ſpäter belehrt haben. Mein

Geſchäft war bloß, dieſen Zeitpunkt, wo möglich, zu beſchleunigen.

Es iſt ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menſchen nach dem Stoffe zu ſchätzen, womit er ſich beſchäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Weſen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinſten Sphäre, wenn es dagegen auf die eiteln Verſuche, mit Inſectenblicken das Weltall zu überſchauen, mitleidig herabſieht. Unter allen Ideen, die in deinem Aufſatze enthalten ſind, kann ich dir daher am wenigſten den Satz einräumen, daß es die höchſte Beſtimmung des Menſchen ſey, den Geiſt des Weltſchöpfers in ſeinem Kunſtwerke zu ahnen. Zwar weiß auch ich für die Thätigkeit des vollkommenſten Weſens kein erhabeneres Bild, als die Kunſt. Aber eine wichtige Verſchiedenheit ſcheinſt du überſehen zu haben. Das Univerſum iſt kein reiner Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menſchlichen Künſtlers. Dieſer herrſcht deſpotiſch über den todten Stoff, den er zur Verſinnlichung ſeiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunſtwerke iſt der eigenthümliche Werth jedes ſeiner Beſtandtheile geſchont, und dieſer erhaltende Blick, deſſen er jeden Keim von Energie, auch in dem kleinſten Geſchöpf, würdigt, verherrlicht den Meiſter eben ſo ſehr, als die Harmonie des unermeßlichen Ganzen. Leben und Freiheit, im größten möglichen Umfange, iſt das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie iſt nie erhabener, als da, wo ihr Ideal am meiſten verfehlt zu ſeyn ſcheint. Aber eben dieſe höhere Vollkommenheit kann in unſerer jetzigen Beſchränkung von uns nicht gefaßt werden. Wir überſehen einen zu kleinen Theil des Weltalls, und die Auflöſung der größern Menge von Mißtönen iſt unſerm Ohre unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Weſen emporſteigen, wird

uns für dieſen Kunſtgenuß empfänglicher machen, aber auch alsdann hat er gewiß ſeinen Werth nur als Mittel, nur inſofern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeiſtert. Träges Anſtaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienſt ſeyn. Dem edlern Menſchen fehlt es weder an Stoff zur Wirkſamkeit, noch an Kräften, um ſelbſt in ſeiner Sphäre Schöpfer zu ſeyn. Und dieſer Beruf iſt auch der deinige, Julius. Haſt du ihn einmal erkannt, ſo wird es dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die deine Wißbegierde nicht überſchreiten kann.

Und dieß iſt der Zeitpunkt, den ich erwarte, um dich vollkommen mit mir ausgeſöhnt zu ſehen. Erſt muß dir der Umfang deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe du den Werth ihrer freieſten Aeußerung ſchätzen kannſt. Bis dahin zürne immer mit mir, nur verzweifle nicht an dir ſelbſt.

Briefe über Don Carlos.

Erſter Brief.

Sie ſagen mir, lieber Freund, daß Ihnen die bisherigen Beurtheilungen des Don Carlos noch wenig Befriedigung gegeben, und halten dafür, daß der größte Theil derſelben den eigentlichen Geſichtspunkt des Verfaſſers fehlgegangen ſey. Es däucht Ihnen noch wohl möglich, gewiſſe gewagte Stellen zu retten, welche die Kritik für unhaltbar erklärte; manche Zweifel, die dagegen rege gemacht worden, finden Sie in dem Zuſammenhange des Stücks — wo nicht völlig beantwortet, doch vorhergeſehen und in Anſchlag gebracht. Bei den meiſten Einwürfen fänden Sie weit weniger die Sagacität der Beurtheiler, als die Selbſtzufriedenheit zu bewundern, mit der ſie ſolche als hohe Entdeckungen vortragen, ohne ſich durch den natürlichſten Gedanken ſtören zu laſſen, daß Uebertretungen, die dem Blödſichtigſten ſogleich ins Auge fallen, auch wohl dem Verfaſſer, der unter ſeinen Leſern ſelten der am wenigſten Unterrichtete iſt, dürften ſichtbar geweſen ſeyn, und daß Sie es alſo weniger mit der Sache ſelbſt, als mit den Gründen zu thun haben, die ihn dabei beſtimmten. Dieſe Gründe können allerdings unzulänglich ſeyn, können auf einer einſeitigen Vorſtellungsart be=

ruhen: aber die Sache des Beurtheilers wäre es geweſen, dieſe Unzulänglichkeit, dieſe Einſeitigkeit zu zeigen, wenn er anders in den Augen desjenigen, dem er ſich zum Richter aufdringt, oder zum Rathgeber anbietet, einen Werth erlangen will.

Aber, lieber Freund, was geht es am Ende den Autor an, ob ſein Beurtheiler Beruf gehabt hat, oder nicht, wie viel oder wenig Scharfſinn er bewieſen hat? Mag er das mit ſich ſelbſt ausmachen. Schlimm für den Autor und ſein Werk, wenn er die Wirkung desſelben auf die Divinationsgabe und Billigkeit ſeiner Kritiker ankommen ließ, wenn er den Eindruck desſelben von Eigenſchaften abhängig machte, die ſich nur in ſehr wenigen Köpfen vereinigen. Es iſt einer der fehlerhafteſten Zuſtände, in welchem ſich ein Kunſtwerk befinden kann, wenn es in die Willkür des Betrachters geſtellt worden, welche Auslegung er davon machen will, und wenn es einer Nachhülfe bedarf, ihn in den rechten Standpunkt zu rücken. Wollten Sie mir andeuten, daß das meinige ſich in dieſem Falle befände, ſo haben Sie etwas ſehr Schlimmes davon geſagt, und Sie veranlaſſen mich, es aus dieſem Geſichtspunkte noch einmal genauer zu prüfen. Es käme alſo, däucht mir, vorzüglich darauf an, zu unterſuchen, ob in dem Stücke Alles enthalten iſt, was zum Verſtändniſſe desſelben dient, und ob es in ſo klaren Ausdrücken angegeben iſt, daß es dem Leſer leicht war, es zu erkennen. Laſſen Sie ſich's alſo gefallen, lieber Freund, daß ich Sie eine Zeitlang von dieſem Gegenſtande unterhalte. Das Stück iſt mir fremder geworden, ich finde mich jetzt gleichſam in der Mitte zwiſchen dem Künſtler und ſeinem Betrachter, wodurch es mir vielleicht möglich wird, des Erſtern vertraute Bekanntſchaft mit ſeinem Gegenſtande mit der Unbefangenheit des Letztern zu verbinden.

Es kann mir überhaupt — und ich finde nöthig, dieſes

vorauszuſchicken — es kann mir begegnet ſeyn, daß ich in den erſten Acten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. St. Reals Novelle, vielleicht auch meine eignen Aeußerungen darüber im erſten Stücke der Thalia, mögen dem Leſer einen Standpunkt angewieſen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches, mancher Unterbrechungen wegen, eine ziemlich lange Zeit war, hat ſich — in mir ſelbſt Vieles verändert. An den verſchiedenen Schickſalen, die während dieſer Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen ſind, mußte nothwendig auch dieſes Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demſelben gefeſſelt hatte, that dieſe Wirkung in der Folge ſchon ſchwächer und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Carlos ſelbſt war in meiner Gunſt gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgeſprungen war, und aus der entgegengeſetzten Urſache hatte Marquis Poſa ſeinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Acte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die erſten drei Acte waren in den Händen des Publicums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzuſtoßen — Ich hätte alſo das Stück entweder ganz unterdrücken müſſen (und das hätte mir doch wohl der kleinſte Theil meiner Leſer gedankt), oder ich mußte die zweite Hälfte der erſten ſo gut anpaſſen, als ich konnte. Wenn dieß nicht überall auf die glücklichſte Art geſchehen iſt, ſo dient mir zu einiger Beruhigung, daß es einer geſchicktern Hand, als der meinigen, nicht viel beſſer würde gelungen ſeyn. Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatiſches Werk aber kann und ſoll nur die Blüthe eines einzigen Sommers ſeyn. Auch der Plan war für

die Gränzen und Regeln eines dramatiſchen Werks zu weitläufig angelegt. Dieſer Plan z. B. forderte, daß Marquis Poſa das uneingeſchränkteſte Vertrauen Philipps davon trug; aber zu dieſer außerordentlichen Wirkung erlaubte mir die Oekonomie des Stücks nur eine einzige Scene.

Bei meinem Freunde werden mich dieſe Aufſchlüſſe vielleicht rechtfertigen, aber nicht bei der Kunſt. Möchten ſie indeſſen doch nur die vielen Declamationen beſchließen, womit von dieſer Seite her von den Kritikern gegen mich iſt Sturm gelaufen worden.

Zweiter Brief.

Der Charakter des Marquis Poſa iſt faſt durchgängig für zu idealiſch gehalten worden; in wie fern dieſe Behauptung Grund hat, wird ſich dann am beſten ergeben, wenn man die eigenthümliche Handlungsart dieſes Menſchen auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt hat. Ich habe es hier, wie Sie ſehen, mit zwei entgegengeſetzten Parteien zu thun. Denen, welche ihn aus der Claſſe natürlicher Weſen ſchlechterdings verwieſen haben wollen, müßte alſo dargethan werden, in wie fern er mit der Menſchennatur zuſammenhängt, in wie fern ſeine Geſinnungen, wie ſeine Handlungen, aus ſehr menſchlichen Trieben fließen, und in der Verkettung äußerlicher Umſtände gegründet ſind; diejenigen, welche ihm den Namen eines göttlichen Menſchen geben, brauche ich nur auf einige Blößen an ihm aufmerkſam zu machen, die gar ſehr menſchlich ſind. Die Geſinnungen, die der Marquis äußert, die Philoſophie, die ihn leitet, die Lieblingsgefühle, die ihn beſeelen, ſo ſehr ſie ſich auch über das tägliche Leben erheben, können, als bloße Vorſtellungen betrachtet,

es nicht wohl ſeyn, was ihn mit Recht aus der Claſſe natürlicher Weſen verbannte. Denn was kann in einem menſchlichen Kopfe nicht Daſeyn empfangen, und welche Geburt des Gehirns kann in einem glühenden Herzen nicht zur Leidenſchaft reifen? Auch ſeine Handlungen können es nicht ſeyn, die, ſo ſelten dieß auch geſchehen mag, in der Geſchichte ſelbſt ihres Gleichen gefunden haben; denn die Aufopferung des Marquis für ſeinen Freund hat wenig oder nichts vor dem Heldentode eines Curtius, Regulus und Anderer voraus. Das Unrichtige und Unmögliche müßte alſo entweder in dem Widerſpruche dieſer Geſinnungen mit dem damaligen Zeitalter, oder in ihrer Ohnmacht und ihrem Mangel an Lebendigkeit liegen, zu ſolchen Handlungen wirklich zu entzünden. Ich kann alſo die Einwendungen, welche gegen die Natürlichkeit dieſes Charakters gemacht werden, nicht anders verſtehen, als daß in Philipps des Zweiten Jahrhundert kein Menſch ſo, wie Marquis Poſa, gedacht haben konnte, — daß Gedanken dieſer Art nicht ſo leicht, wie hier geſchieht, in den Willen und in die That übergehen, — und daß eine idealiſche Schwärmerei nicht mit ſolcher Conſequenz realiſirt, nicht von ſolcher Energie im Handeln begleitet zu werden pflege.

Was man gegen dieſen Charakter aus dem Zeitalter einwendet, in welchem ich ihn auftreten laſſe, dünkt mir vielmehr für als wider ihn zu ſprechen. Nach dem Beiſpiele aller großen Köpfe entſteht er zwiſchen Finſterniß und Licht, eine hervorragende iſolirte Erſcheinung. Der Zeitpunkt, wo er ſich bildet, iſt allgemeine Gährung der Köpfe, Kampf der Vorurtheile mit der Vernunft, Anarchie der Meinungen, Morgendämmerung der Wahrheit — von jeher die Geburtsſtunde außerordentlicher Menſchen. Die Ideen von Freiheit und Menſchenadel, die ein glücklicher Zufall, vielleicht eine günſtige

Erziehung in dieſe rein organiſirte empfängliche Seele warf, machen ſie durch ihre Neuheit erſtaunen und wirken mit aller Kraft des Ungewohnten und Ueberraſchenden auf ſie; ſelbſt das Geheimniß, unter welchem ſie ihr wahrſcheinlich mitgetheilt wurden, mußte die Stärke ihres Eindrucks erhöhen. Sie haben durch einen langen abnützenden Gebrauch das Triviale noch nicht, das heutzutage ihren Eindruck ſo ſtumpf macht; ihren großen Stempel hat weder das Geſchwätz der Schulen, noch der Witz der Weltleute abgerieben. Seine Seele fühlt ſich in dieſen Ideen gleichſam wie in einer neuen und ſchönen Region, die mit allem ihrem blendenden Lichte auf ſie wirkt und ſie in den lieblichſten Traum entzückt. Das entgegengeſetzte Elend der Sklaverei und des Aberglaubens zieht ſie immer feſter und feſter an dieſe Lieblingswelt; die ſchönſten Träume von Freiheit werden ja im Kerker geträumt. Sagen Sie ſelbſt, mein Freund — das kühnſte Ideal einer Menſchenrepublik, allgemeiner Duldung und Gewiſſensfreiheit, wo konnte es beſſer und wo natürlicher zur Welt geboren werden, als in der Nähe Philipps des Zweiten und ſeiner Inquiſition?

Alle Grundſätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen ſich um r e p u b l i c a n i ſ c h e Tugend. Selbſt ſeine Aufopferung für ſeinen Freund beweiſt dieſes, denn Aufopferungsfähigkeit iſt der Inbegriff aller republicaniſchen Tugend.

Der Zeitpunkt, worin er auftrat, war gerade derjenige, worin ſtärker als je von Menſchenrechten und Gewiſſensfreiheit die Rede war. Die vorhergehende Reformation hatte dieſe Ideen zuerſt in Umlauf gebracht, und die flandriſchen Unruhen erhielten ſie in Uebung. Seine Unabhängigkeit von außen, ſein Stand als Maltheſerritter ſelbſt, ſchenkten ihm die glückliche Muße, dieſe ſpeculative Schwärmerei zur Reife zu brüten.

In dem Zeitalter und in dem Staate, worin der Marquis

auftritt, und in den Außendingen, die ihn umgeben, liegt alſo der Grund nicht, warum er dieſer Philoſophie nicht hätte fähig ſeyn, nicht mit ſchwärmeriſcher Anhänglichkeit ihr hätte ergeben ſeyn können.

Wenn die Geſchichte reich an Beiſpielen iſt, daß man für Meinungen alles Irdiſche hintanſetzen kann, wenn man dem grundloſeſten Wahne die Kraft beilegt, die Gemüther der Menſchen auf einen ſolchen Grad einzunehmen, daß ſie aller Aufopferungen fähig gemacht werden: ſo wäre es ſonderbar, der Wahrheit dieſe Kraft abzuſtreiten. In einem Zeitpunkte vollends, der ſo reich, wie jener, an Beiſpielen iſt, daß Menſchen Gut und Leben um Lehrſätze wagen, die an ſich ſo wenig Begeiſterndes haben, ſollte, däucht mir, ein Charakter nicht auffallen, der für die erhabenſte aller Ideen etwas Aehnliches wagt; man müßte denn annehmen, daß Wahrheit minder fähig ſey, das Menſchenherz zu rühren, als der Wahn. Der Marquis iſt außerdem als Held angekündigt. Schon in früher Jugend hat er mit ſeinem Schwerte Proben eines Muths abgelegt, den er nachher für eine ernſthaftere Angelegenheit äußern ſoll. Begeiſternde Wahrheiten und eine ſeelenerhebende Philoſophie müßten, däucht mir, in einer Heldenſeele zu etwas ganz Anderm werden, als in dem Gehirn eines Schulgelehrten, oder in dem abgenützten Herzen eines weichlichen Weltmannes.

Zwei Handlungen des Marquis ſind es vorzüglich, an denen man, wie Sie mir ſagen, Anſtoß genommen hat: ſein Verhalten gegen den König in der zehnten Scene des dritten Aufzugs, und die Aufopferung für ſeinen Freund. Aber es könnte ſeyn, daß die Freimüthigkeit, mit der er dem Könige ſeine Geſinnungen vorträgt, weniger auf Rechnung ſeines Muths, als ſeiner genauen Kenntniß von Jenes Charakter käme, und mit aufgehobener Gefahr würde ſonach auch der Haupteinwurf ge=

gen dieſe Scene gehoben. Darüber ein andermal, wenn ich Sie von Philipp dem Zweiten unterhalte; jetzt hätte ich es bloß mit Poſa's Aufopferung für den Prinzen zu thun, worüber ich Ihnen im nächſten Briefe einige Gedanken mittheilen will.

Dritter Brief.

Sie wollten neulich im Don Carlos den Beweis gefunden haben, daß leidenſchaftliche Freundſchaft ein eben ſo rührender Gegenſtand für die Tragödie ſeyn könne, als leidenſchaftliche Liebe, und meine Antwort, daß ich mir das Gemälde einer ſolchen Freundſchaft für die Zukunft zurückgelegt hätte, befremdete Sie. Alſo auch Sie nehmen es, wie die meiſten meiner Leſer, als ausgemacht an, daß es ſchwärmeriſche Freundſchaft geweſen, was ich mir in dem Verhältniſſe zwiſchen Carlos und Marquis Poſa zum Ziel geſetzt habe? Und aus dieſem Standpunkte haben Sie folglich dieſe beiden Charaktere und vielleicht das ganze Drama bisher betrachtet? Wie aber, lieber Freund, wenn Sie mir mit dieſer Freundſchaft wirklich zu viel gethan hätten? Wenn es aus dem ganzen Zuſammenhange deutlich erhellte, daß ſie dieſes Ziel nicht geweſen und auch ſchlechterdings nicht ſeyn konnte? Wenn ſich der Charakter des Marquis, ſo wie er aus dem Total ſeiner Handlungen hervorgeht, mit einer ſolchen Freundſchaft durchaus nicht vertrüge, und wenn ſich gerade aus ſeinen ſchönſten Handlungen, die man auf ihre Rechnung ſchreibt, der beſte Beweis für das Gegentheil führen ließe?

Die erſte Ankündigung des Verhältniſſes zwiſchen dieſen beiden könnte irre geführt haben; aber dieß auch nur ſcheinbar,

und eine geringe Aufmerkſamkeit auf das abſtechende Benehmen beider hätte hingereicht, den Irrthum zu heben. Dadurch, daß der Dichter von ihrer Jugendfreundſchaft ausgeht, hat er ſich nichts von ſeinem höheren Plane vergeben; im Gegentheile konnte dieſer aus keinem beſſern Faden geſponnen werden. Das Verhältniß, in welchem beide zuſammen auftreten, war Reminiſcenz ihrer früheren akademiſchen Jahre. Harmonie der Gefühle, eine gleiche Liebhaberei für das Große und Schöne, ein gleicher Enthuſiasmus für Wahrheit, Freiheit und Tugend hatte ſie damals an einander geknüpft. Ein Charakter, wie Poſa's, der ſich nachher ſo, wie es in dem Stücke geſchieht, entfaltet, mußte frühe angefangen haben, dieſe lebhafte Empfindungskraft an einem fruchtbaren Gegenſtande zu üben: ein Wohlwollen, das ſich in der Folge über die ganze Menſchheit erſtrecken ſollte, mußte von einem engern Bande ausgegangen ſeyn. Dieſer ſchöpferiſche und feurige Geiſt mußte bald einen Stoff haben, auf den er wirkte; konnte ſich ihm ein ſchönerer anbieten, als ein zart und lebendig fühlender, ſeiner Ergießungen empfänglicher, ihm freiwillig entgegeneilender Fürſtenſohn? Aber auch ſchon in dieſen früheren Zeiten iſt der Ernſt dieſes Charakters in einigen Zügen ſichtbar; ſchon hier iſt Poſa der kältere, der ſpätere Freund, und ſein Herz, jetzt ſchon zu weit umfaſſend, um ſich für ein einziges Weſen zuſammenzuziehen, muß durch ein ſchweres Opfer errungen werden.

„Da fing ich an mit Zärtlichkeiten
„Und inniger Bruderliebe dich zu quälen:
„Du ſtolzes Herz gabſt ſie mir kalt zurück.
„— Verſchmähen konnteſt du mein Herz, doch nie
„Von dir entfernen. Dreimal wieſeſt du
„Den Fürſten von dir, dreimal ſtand er wieder
„Als Bettler da, um Liebe dich zu flehn, u. ſ. f.
„— — — — Mein königliches Blut

„Floß ſchändlich unter unbarmherz'gen Streichen;
„So hoch kam mir der Eigenſinn zu ſtehn,
„Von Rodrigo geliebt zu ſeyn."

Hier ſchon ſind einige Winke gegeben, wie wenig die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen auf perſönliche Uebereinſtimmung ſich gründet. Frühe denkt er ſich ihn als Königsſohn, frühe drängt ſich dieſe Idee zwiſchen ſein Herz und ſeinen bittenden Freund. Carlos öffnet ihm ſeine Arme; der junge Weltbürger kniet vor ihm nieder. Gefühle für Freiheit und Menſchenadel waren früher in ſeiner Seele reif, als Freundſchaft für Carlos; dieſer Zweig wurde erſt nachher auf dieſen ſtärkern Stamm gepfropft. Selbſt in dem Augenblicke, wo ſein Stolz durch das große Opfer ſeines Freundes bezwungen iſt, verliert er den Fürſtenſohn nicht aus den Augen. „Ich will bezahlen," ſagt er, „wenn du — König biſt." Iſt es möglich, daß ſich in einem ſo jungen Herzen, bei dieſem lebendigen und immer gegenwärtigen Gefühle der Ungleichheit ihres Standes, Freundſchaft erzeugen konnte, deren weſentliche Bedingung doch Gleichheit iſt? Alſo auch damals ſchon war es weniger Liebe als Dankbarkeit, weniger Freundſchaft als Mitleid, was den Marquis dem Prinzen gewann. Die Gefühle, Ahnungen, Träume, Entſchlüſſe, die ſich dunkel und verworren in dieſer Knabenſeele drängten, mußten mitgetheilt, in einer andern Seele angeſchaut werden, und Carlos war der Einzige, der ſie mit ahnen, mit träumen konnte und der ſie erwiederte. Ein Geiſt, wie Poſa's, mußte ſeine Ueberlegenheit frühzeitig zu genießen ſtreben, und der liebevolle Karl ſchmiegte ſich ſo unterwürfig, ſo gelehrig an ihn an! Poſa ſah in dieſem ſchönen Spiegel ſich ſelbſt und freute ſich ſeines Bildes. So entſtand dieſe akademiſche Freundſchaft.

Aber jetzt werden ſie von einander getrennt, und Alles wird

anders. Carlos kommt an den Hof ſeines Vaters, und Poſa wirft ſich in die Welt. Jener, durch ſeine frühe Anhänglichkeit an den edelſten und feurigſten Jüngling verwöhnt, findet in dem ganzen Umkreiſe eines Deſpotenhofes nichts, was ſein Herz befriedigte. Alles um ihn her iſt leer und unfruchtbar. Mitten im Gewühle ſo vieler Höflinge einſam, von der Gegenwart gedrückt, labt er ſich an ſüßen Rückerinnerungen der Vergangenheit. Bei ihm alſo dauern dieſe frühen Eindrücke warm und lebendig fort, und ſein zum Wohlwollen gebildetes Herz, dem ein würdiger Gegenſtand mangelt, verzehrt ſich in nie befriedigten Träumen. So verſinkt er allmählich in einen Zuſtand müßiger Schwärmerei, unthätiger Betrachtung. In dem fortwährenden Kampfe mit ſeiner Lage nützen ſich ſeine Kräfte ab, die unfreundlichen Begegnungen eines ihm ſo ungleichen Vaters verbreiten eine düſtere Schwermuth über ſein Weſen — den zehrenden Wurm jeder Geiſtesblüthe, den Tod der Begeiſterung. Zuſammengedrückt, ohne Energie, geſchäftlos, hinbrütend in ſich ſelbſt, von ſchweren fruchtloſen Kämpfen ermattet, zwiſchen ſchreckhaften Extremen herumgeſcheucht, keines eigenen Aufſchwungs mehr mächtig — ſo findet ihn die erſte Liebe. In dieſem Zuſtande kann er ihr keine Kraft mehr entgegenſetzen; alle jene frühern Ideen, die ihr allein das Gleichgewicht hätten halten können, ſind ſeiner Seele fremder geworden; ſie beherrſcht ihn mit deſpotiſcher Gewalt; ſo verſinkt er in einen ſchmerzhaft wollüſtigen Zuſtand des Leidens. Auf einen einzigen Gegenſtand ſind jetzt alle ſeine Kräfte zuſammengezogen. Ein nie geſtilltes Verlangen hält ſeine Seele innerhalb ihrer ſelbſt gefeſſelt. — Wie ſollte ſie ins Univerſum ausſtrömen? Unfähig, dieſen Wunſch zu befriedigen, unfähiger noch, ihn durch innere Kraft zu beſiegen, ſchwindet er halb lebend, halb ſterbend, in ſichtbarer Zehrung hin; keine Zerſtreuung für den brennenden Schmerz

ſeines Buſens, kein mitfühlendes, ſich ihm öffnendes Herz, in das er ihn ausſtrömen könnte.

„Ich habe Niemand — Niemand
„Auf dieſer großen weiten Erde, Niemand.
„So weit das Scepter meines Vaters reicht,
„So weit die Schifffahrt unſre Flaggen ſendet,
„Iſt keine Stelle, keine, keine, wo
„Ich meiner Thränen mich entlaſten kann.“

Hülfloſigkeit und Armuth des Herzens führen ihn jetzt auf eben den Punkt zurück, wo Fülle des Herzens ihn hatte ausgehen laſſen. Heftiger fühlt er das Bedürfniß der Sympathie, weil er allein iſt und unglücklich. So findet ihn ſein zurückkommender Freund.

Ganz anders iſt es unterdeſſen dieſem ergangen. Mit offenen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange des Genie's, aller Wärme des Herzens in das weite Univerſum geworfen, ſieht er den Menſchen, im Großen wie im Kleinen, handeln; er findet Gelegenheit, ſein mitgebrachtes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er ſieht, wird mit lebendigem Enthuſiasmus von ihm verſchlungen, Alles in Beziehung auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Menſch zeigt ſich ihm in mehrern Varietäten; in mehrern Himmelsſtrichen, Verfaſſungen, Graden der Bildung und Stufen des Glücks lernt er ihn kennen. So erzeugt ſich in ihm allmählich eine zuſammengeſetzte und erhabene Vorſtellung des Menſchen im Großen und Ganzen, gegen welche jedes einengende kleinere Verhältniß verſchwindet. Aus ſich ſelbſt tritt er jetzt heraus, im großen Weltraume dehnt ſich ſeine Seele ins Weite. — Merkwürdige Menſchen, die ſich in ſeine Bahn werfen, zerſtreuen ſeine Aufmerkſamkeit, theilen ſich in ſeine Achtung und Liebe. — An die Stelle eines Individuums

tritt bei ihm jetzt das ganze Geſchlecht; ein vorübergehender jugendlicher Affect erweitert ſich in eine allumfaſſende unendliche Philanthropie. Aus einem müßigen Enthuſiaſten iſt ein thätiger handelnder Menſch geworden. Jene ehemaligen Träume und Ahnungen, die noch dunkel und unentwickelt in ſeiner Seele lagen, haben ſich zu klaren Begriffen geläutert, müßige Entwürfe in Handlung geſetzt, ein allgemeiner unbeſtimmter Drang zu wirken iſt in zweckmäßige Thätigkeit übergegangen. Der Geiſt der Völker wird von ihm ſtudirt, ihre Kräfte, ihre Hülfsmittel abgewogen, ihre Verfaſſungen geprüft; im Umgange mit verwandten Geiſtern gewinnen ſeine Ideen Vielſeitigkeit und Form; geprüfte Weltleute, wie ein Wilhelm von Oranien, Coligny u. A. nehmen ihnen das Romantiſche und ſtimmen ſie allmählich zu pragmatiſcher Brauchbarkeit herunter.

Bereichert mit tauſend neuen fruchtbaren Begriffen, voll ſtrebender Kräfte, ſchöpferiſcher Triebe, kühner und weitumfaſſender Entwürfe, mit geſchäftigem Kopfe, glühendem Herzen, von den großen begeiſternden Ideen allgemeiner menſchlicher Kraft und menſchlichen Adels durchdrungen, und feuriger für die Glückſeligkeit dieſes großen Ganzen entzündet, das ihm in ſo vielen Individuen vergegenwärtigt war, *) ſo kommt er jetzt von der

*) In ſeiner nachherigen Unterredung mit dem Könige kommen dieſe Lieblingsideen an den Tag. Ein Federzug von Ihrer Hand, ſagt er ihm, und neuerſchaffen wird die Erde. Geben Sie Gedankenfreiheit! Laſſen Sie

„Großmüthig wie der Starke, Menſchenglück
„Aus Ihrem Füllhorn ſtrömen, Geiſter reifen
„In Ihrem Weltgebäude.
„Stellen Sie der Menſchheit
„Verlornen Adel wieder her. Der Bürger
„Sey wiederum, was er zuvor geweſen,
„Der Krone Zweck, ihn binde keine Pflicht,

großen Ernte zurück, brennend von Sehnſucht, einen Schauplatz zu finden, auf welchem er dieſe Ideale realiſiren, dieſe geſammelten Schätze in Anwendung bringen könnte. Flanderns Zuſtand bietet ſich ihm dar. Alles findet er hier zu einer Revolution zubereitet. Mit dem Geiſte, den Kräften und Hülfsquellen dieſes Volks bekannt, die er gegen die Macht ſeines Unterdrückers berechnet, ſieht er das große Unternehmen ſchon als geendigt an. Sein Ideal republicaniſcher Freiheit kann kein günſtigeres Moment und keinen empfänglichern Boden finden.

„So viele reiche blühende Provinzen!
„Ein kräftiges und großes Volk, und auch
„Ein gutes Volk, und Vater dieſes Volks,
„Das, dacht' ich, das muß göttlich ſeyn."

Je elender er dieſes Volk findet, deſto näher drängt ſich dieſes Verlangen an ſein Herz, deſto mehr eilt er, es in Erfüllung zu bringen. Hier, und hier erſt erinnert er ſich lebhaft des Freundes, den er, mit glühenden Gefühlen für Menſchenglück, in Alcala verließ. Ihn denkt er ſich jetzt als Retter der unterdrückten Nation, als das Werkzeug ſeiner hohen Entwürfe. Voll unausſprechlicher Liebe, weil er ihn mit der Lieblingsangelegenheit ſeines Herzens zuſammendenkt, eilt er nach Madrid in ſeine Arme, jene Samenkörner von Humanität und heroiſcher Tugend, die er einſt in ſeine Seele geſtreut,

---

„Als ſeiner Brüder gleichehrwürd'ge Rechte.
„Der Landmann rühme ſich des Pflugs, und gönne
„Dem König, der nicht Landmann iſt, die Krone.
„In ſeiner Werkſtatt träume ſich der Künſtler
„Zum Bildner einer ſchönern Welt. Den Flug
„Des Denkers hemme keine Schranke mehr,
„Als die Bedingung endlicher Naturen."

jetzt in vollen Saaten zu finden, und in ihm den Befreier der Niederlande, den künftigen Schöpfer ſeines getraumten Staats zu umarmen.

Leidenſchaftlicher als jemals, mit fieberiſcher Heftigkeit ſtürzt ihm dieſer entgegen.

„Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
„Die deinige allmächtig an mir ſchlagen.
„O, jetzt iſt Alles wieder gut. Ich liege
„Am Halſe meines Rodrigo!"

Der Empfang iſt der feurigſte: aber wie beantwortet ihn Poſa? Er, der ſeinen Freund in voller Blüthe der Jugend verließ, und ihn jetzt einer wandelnden Leiche gleich wiederfindet, verweilt er bei dieſer traurigen Veränderung? Forſcht er lange und ängſtlich nach ihren Quellen? Steigt er zu den kleineren Angelegenheiten ſeines Freundes herunter? Beſtürzt und ernſthaft erwiedert er dieſen unwillkommenen Empfang.

„So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
„Erwartete — — Das iſt
„Der löwenkühne Jüngling nicht, zu dem
„Ein unterdrücktes Heldenvolk mich ſendet —
„Denn jetzt ſteh' ich als Rodrigo nicht hier,
„Nicht als des Knaben Carlos Spielgeſelle —
„Ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit
„Umarm' ich Sie — es ſind die flandriſchen
„Provinzen, die an Ihrem Halſe weinen" u. ſ. f.

Unfreiwillig entwiſcht ihm ſeine herrſchende Idee gleich in den erſten Augenblicken des ſo lang entbehrten Wiederſehens, wo man ſich doch ſonſt ſo viel wichtigere Kleinigkeiten zu ſagen hat, und Carlos muß alles Rührende ſeiner Lage aufbieten, muß die entlegenſten Scenen der Kindheit hervorrufen, um dieſe Lieblingsidee ſeines Freundes zu verdrängen, ſein Mitgefühl zu wecken und ihn auf ſeinen eigenen traurigen

Zuſtand zu heften. Schrecklich ſieht ſich Poſa in den Hoffnungen getäuſcht, mit denen er ſeinem Freunde zueilte. Einen Heldencharakter hatte er erwartet, der ſich nach Thaten ſehnte, wozu er ihm jetzt den Schauplatz eröffnen wollte. Er rechnete auf jenen Vorrath von erhabener Menſchenliebe, auf das Gelübde, das er ihm in jenen ſchwärmeriſchen Tagen auf die entzweigebrochene Hoſtie gethan, und findet Leidenſchaft für die Gemahlin ſeines Vaters —

„Das iſt der Karl nicht mehr,
„Der in Alcala von dir Abſchied nahm.
„Der Karl nicht mehr, der ſich beherzt getraute,
„Das Paradies dem Schöpfer abzuſehn,
„Und dermaleinſt, als unumſchränkter Fürſt,
„In Spanien zu pflanzen. O! der Einfall
„War kindiſch, aber göttlich ſchön. Vorbei
„Sind dieſe Träume!“ —

Eine hoffnungsloſe Leidenſchaft, die alle ſeine Kräfte verzehrt, die ſein Leben ſelbſt in Gefahr ſetzt. Wie würde ein ſorgſamer Freund des Prinzen, der aber ganz nur Freund allein, und mehr nicht geweſen wäre, in dieſer Lage gehandelt haben? Und wie hat Poſa, der Weltbürger, gehandelt? Poſa, des Prinzen Freund und Vertrauter, hätte viel zu ſehr für die Sicherheit ſeines Carlos gezittert, als daß er es hätte wagen ſollen, zu einer gefährlichen Zuſammenkunft mit ſeiner Königin die Hand zu bieten. Des Freundes Pflicht wäre es geweſen, auf Erſtickung dieſer Leidenſchaft und keineswegs auf ihre Befriedigung zu denken. Poſa, der Sachwalter Flanderns, handelt ganz anders. Ihm iſt nichts wichtiger, als dieſen hoffnungsloſen Zuſtand, in welchem die thätigen Kräfte ſeines Freundes verſinken, auf das ſchnellſte zu endigen, ſollte es auch ein kleines Wageſtück koſten. So lange ſein Freund in unbefriedigten Wünſchen verſchmachtet, kann er fremdes

Leiden nicht fühlen; ſo lange ſeine Kräfte von Schwermuth niedergedrückt ſind, kann er ſich zu keinem heroiſchen Entſchluß erheben. Von dem unglücklichen Carlos hat Flandern nichts zu hoffen, aber vielleicht von dem glücklichen. Er eilt alſo, ſeinen heißeſten Wunſch zu befriedigen, er ſelbſt führt ihn zu den Füßen ſeiner Königin; und dabei allein bleibt er nicht ſtehen. Er findet in des Prinzen Gemüth die Motive nicht mehr, die ihn ſonſt zu heroiſchen Entſchlüſſen erhoben hatten: was kann er anders thun, als dieſen erloſchenen Heldengeiſt an fremdem Feuer entzünden und die einzige Leidenſchaft nutzen, die in der Seele des Prinzen vorhanden iſt? An dieſe muß er die neuen Ideen anknüpfen, die er jetzt bei ihr herrſchend machen will. Ein Blick in der Königin Herz überzeugt ihn, daß er von ihrer Mitwirkung Alles erwarten darf. Nur der erſte Enthuſiasmus iſt es, den er von dieſer Leidenſchaft entlehnen will. Hat ſie dazu geholfen, ſeinem Freunde dieſen heilſamen Schwung zu geben, ſo bedarf er ihrer nicht mehr, und er kann gewiß ſeyn, daß ſie durch ihre eigene Wirkung zerſtört werden wird. Alſo ſelbſt dieſes Hinderniß, das ſich ſeiner großen Angelegenheit entgegenwarf, ſelbſt dieſe unglückliche Liebe, wird jetzt in ein Werkzeug zu jenem wichtigern Zweck umgeſchaffen, und Flanderns Schickſal muß durch den Mund der Liebe an das Herz ſeines Freundes reden.

„— In dieſer hoffnungsloſen Flamme
„Erkannt' ich früh' der Hoffnung goldnen Strahl.
„Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen;
„Die ſtolze königliche Frucht, woran
„Nur Menſchenalter langſam pflanzen, ſollte
„Ein ſchneller Lenz der wunderthät'gen Liebe
„Beſchleunigen. Mir ſollte ſeine Tugend
„An dieſem kräft'gen Sonnenblicke reifen."

Au den Händen der Königin empfängt jetzt Carlos die Briefe,

welche Poſa aus Flandern für ihn mitbrachte. Die Königin ruft ſeinen entflohenen Genius zurück.

Noch ſichtbarer zeigt ſich dieſe Unterordnung der Freundſchaft unter das wichtigere Intereſſe bei der Zuſammenkunft im Kloſter. Ein Entwurf des Prinzen auf den König iſt fehlgeſchlagen; dieſes und eine Entdeckung, welche er zum Vortheile ſeiner Leidenſchaft glaubt gemacht zu haben, ſtürzen ihn heftiger in dieſe zurück, und Poſa glaubt zu bemerken, daß ſich Sinnlichkeit in dieſe Leidenſchaft miſche. Nichts konnte ſich weniger mit ſeinem höhern Plane vertragen. Alle Hoffnungen, die er auf Carlos' Liebe zur Königin für ſeine Niederlande gegründet hat, ſtürzten dahin, wenn dieſe Liebe von ihrer Höhe herunterſank. Der Unwille, den er darüber empfindet, bringt ſeine Geſinnungen an den Tag.

„O, ich fühle,
„Wovon ich mich entwöhnen muß. Ja, einſt,
„Einſt war's ganz anders Da warſt du ſo reich,
„So warm, ſo reich! Ein ganzer Weltkreis hatte
„In deinem weiten Buſen Raum. Das Alles
„Iſt nun dahin, von einer Leidenſchaft,
„Von einem kleinen Eigennutz verſchlungen.
„Dein Herz iſt ausgeſtorben. Keine Thräne,
„Dem ungeheuern Schickſal der Provinzen,
„Nicht einmal eine Thräne mehr! O, Karl,
„Wie arm biſt du, wie bettelarm geworden,
„Seitdem du Niemand liebſt, als dich!“

Bang' vor einem ähnlichen Rückfalle, glaubt er einen gewaltſamen Schritt wagen zu müſſen. So lange Karl in der Nähe der Königin bleibt, iſt er für die Angelegenheit Flanderns verloren. Seine Gegenwart in den Niederlanden kann dort den Dingen eine ganz andere Wendung geben, er ſteht alſo keinen Augenblick an, ihn auf die gewaltſamſte Art dahin zu bringen.

„Er ſoll
„Dem König ungehorſam werden, ſoll
„Nach Brüſſel heimlich ſich begeben, wo
„Mit offnen Armen die Flamänder ihn
„Erwarten. Alle Niederlande ſtehen
„Auf ſeine Loſung auf. Die gute Sache
„Wird ſtark durch einen Königsſohn.“

Würde der Freund des Carlos es über ſich vermocht haben, ſo verwegen mit dem guten Namen, ja ſelbſt mit dem Leben ſeines Freundes zu ſpielen? Aber Poſa, dem die Befreiung eines unterdrückten Volks eine weit dringendere Aufforderung war, als die kleinen Angelegenheiten eines Freundes, Poſa, der Weltbürger, mußte gerade ſo und nicht anders handeln. Alle Schritte, die im Verlaufe des Stücks von ihm unternommen werden, verrathen eine wagende Kühnheit, die ein heroiſcher Zweck allein einzuflößen im Stande iſt; Freundſchaft iſt oft verzagt und immer beſorglich. Wo iſt bis jetzt im Charakter des Marquis auch nur eine Spur dieſer ängſtlichen Pflege eines iſolirten Geſchöpfs, dieſer Alles ausſchließenden Neigung, worin doch allein der eigenthümliche Charakter der leidenſchaftlichen Freundſchaft beſteht? Wo iſt bei ihm das Intereſſe für den Prinzen nicht dem höhern Intereſſe für die Menſchheit untergeordnet? Feſt und beharrlich geht der Marquis ſeinen großen kosmopolitiſchen Gang, und Alles, was um ihn herum vorgeht, wird ihm nur durch die Verbindung wichtig, in der es mit dieſem höhern Gegenſtande ſteht.

Vierter Brief.

Um einen großen Theil ſeiner Bewunderer dürfte ihn dieſes Geſtändniß bringen, aber er wird ſich mit dem kleinen

Theile der neuen Verehrer tröſten, die es ihm zuwendet, und zum allgemeinen Beifall überhaupt konnte ſich ein Charakter, wie der ſeinige, niemals Hoffnung machen. Hohes, wirkendes Wohlwollen gegen das Ganze ſchließt keineswegs die zärtliche Theilnahme an den Freuden und Leiden eines einzelnen Weſens aus. Daß er das Menſchengeſchlecht mehr liebt, als Karln, thut ſeiner Freundſchaft für ihn keinen Eintrag. Immer würde er ihn, hätte ihn auch das Schickſal auf keinen Thron gerufen, durch eine beſondere zärtliche Bekümmerniß vor allen Uebrigen unterſchieden haben; im Herzen ſeines Herzens würde er ihn getragen haben, wie Hamlet ſeinen Horatio. Man hält dafür, daß das Wohlwollen um ſo ſchwächer und laulichter werde, je mehr ſich ſeine Gegenſtände häufen: aber dieſer Fall kann auf den Marquis nicht angewandt werden. Der Gegenſtand ſeiner Liebe zeigt ſich ihm im vollſten Lichte der Begeiſterung; herrlich und verklärt ſteht dieſes Bild vor ſeiner Seele, wie die Geſtalt einer Geliebten. Da es Carlos iſt, der dieſes Ideal von Menſchenglück wirklich machen ſoll, ſo trägt er es auf ihn über, ſo faßt er zuletzt Beides in Einem Gefühl unzertrennlich zuſammen. In Carlos allein ſchaut er ſeine feurig geliebte Menſchheit jetzt an; ſein Freund iſt der Brennpunkt, in welchem alle ſeine Vorſtellungen von jenem zuſammengeſetzten Ganzen ſich ſammeln. Es wirkt alſo doch nur in Einem Gegenſtande auf ihn, den er mit allem Enthuſiasmus und allen Kräften ſeiner Seele umfaßt.

„Mein Herz,
„Nur einem Einzigen geweiht, umſchloß
„Die ganze Welt. In meines Carlos Seele
„Schuf ich ein Paradies für Millionen.“

Hier iſt alſo Liebe zu Einem Weſen, ohne Hintanſetzung der allgemeinen — ſorgſame Pflege der Freundſchaft, ohne das

Unbillige, das Ausſchließende dieſer Leidenſchaft. Hier allgemeine, Alles umfaſſende Philanthropie, in einen einzigen Feuerſtrahl zuſammengedrängt.

Und ſollte eben das dem Intereſſe geſchadet haben, was es veredelt hat? Dieſes Gemälde von Freundſchaft ſollte an Rührung und Anmuth verlieren, was es an Umfang gewann? Der Freund des Carlos ſollte darum weniger Anſpruch auf unſere Thränen und unſere Bewunderung haben, weil er mit der beſchränkteſten Aeußerung des wohlwollenden Affects ſeine weiteſte Ausdehnung verbindet und das Göttliche der univerſellen Liebe durch ihre menſchlichſte Anwendung mildert?

Mit der neunten Scene des dritten Aufzugs öffnet ſich ein ganz neuer Spielraum für dieſen Charakter.

Fünfter Brief.

Leidenſchaft für die Königin hat endlich den Prinzen bis an den Rand des Verderbens geführt. Beweiſe ſeiner Schuld ſind in den Händen ſeines Vaters, und ſeine unbeſonnene Hitze ließ ihn dem lauernden Argwohne ſeiner Feinde die gefährlichſten Blößen geben; er ſchwebt in augenſcheinlicher Gefahr, ein Opfer ſeiner wahnſinnigen Liebe, der väterlichen Eiferſucht, des Prieſterhaſſes, der Rachgier eines beleidigten Feindes und einer verſchmähten Buhlerin zu werden. Seine Lage von außen fordert die dringendſte Hülfe, noch mehr aber fordert ſie der innere Zuſtand ſeines Gemüths, der alle Erwartungen und Entwürfe des Marquis zu vereiteln droht. Von jener Gefahr muß der Prinz befreit, aus dieſem Seelenzuſtande muß er geriſſen werden, wenn jene Entwürfe zu Flanderns Befreiung in Erfüllung gehen ſollen; und der Mar-

quis iſt es, von dem wir Beides erwarten, der uns auch ſelbſt dazu Hoffnung macht.

Aber auf eben dem Wege, woher dem Prinzen Gefahr kommt, iſt auch bei dem Könige ein Seelenzuſtand hervorgebracht worden, der ihn das Bedürfniß der Mittheilung zum erſten Male fühlen läßt. Die Schmerzen der Eiferſucht haben ihn aus dem unnatürlichen Zwange ſeines Standes in den urſprünglichen Stand der Menſchheit zurück verſetzt, haben ihn das Leere und Gekünſtelte ſeiner Deſpotengröße fühlen und Wünſche in ihm aufſteigen laſſen, die weder Macht noch Hoheit befriedigen kann.

„König! — König nur,
„Und wieder König! — Keine beſſ're Antwort,
„Als leeren hohlen Widerhall! Ich ſchlage
„An dieſen Felſen und will Waſſer, Waſſer
„Für meinen heißen Fieberdurſt. Er gibt
„Mir glühend Gold —“

Gerade ein Gang der Begebenheiten, wie der bisherige, däucht mir, oder keiner, konnte bei einem Monarchen, wie Philipp der Zweite war, einen ſolchen Zuſtand erzeugen, und gerade ſo ein Zuſtand mußte in ihm erzeugt werden, um die nachfolgende Handlung vorzubereiten und den Marquis ihm nahe bringen zu können. Vater und Sohn ſind auf ganz verſchiedenen Wegen auf den Punkt geführt worden, wo der Dichter ſie haben muß; auf ganz verſchiedenen Wegen wurden beide zu dem Marquis von Poſa hingezogen, in welchem Einzigen das bisher getrennte Intereſſe ſich nunmehr zuſammendrängt. Durch Carlos' Leidenſchaft für die Königin und deren unausbleibliche Folgen bei dem Könige wurde dem Marquis ſeine ganze Laufbahn geſchaffen; darum war es nöthig, daß auch das ganze Stück mit jener eröffnet wurde. Gegen ſie mußte der Marquis ſelbſt ſo lange in Schatten geſtellt

werden, und ſich, bis er von der ganzen Handlung Beſitz nehmen konnte, mit einem untergeordneten Intereſſe begnügen, weil er von ihr allein alle Materialien zu ſeiner künftigen Thätigkeit empfangen konnte. Die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers durfte alſo durchaus nicht vor der Zeit davon abgezogen werden, und darum war es nöthig, daß ſie bis hieher als Haupthandlung beſchäftigte, das Intereſſe hingegen, das nachher das herrſchende werden ſollte, nur durch Winke von ferne angekündigt wurde. Aber ſobald das Gebäude ſteht, fällt das Gerüſte. Die Geſchichte von Carlos' Liebe, als die bloß vorbereitende Handlung, weicht zurück, um derjenigen Platz zu machen, für welche allein ſie gearbeitet hatte.

Nämlich jene verborgenen Motive des Marquis, welche keine andern ſind, als Flanderns Befreiung und das künftige Schickſal der Nation — Motive, die man unter der Hülle ſeiner Freundſchaft bloß geahnet hat — treten jetzt ſichtbar hervor und fangen an, ſich der ganzen Aufmerkſamkeit zu bemächtigen. Carlos, wie aus dem Bisherigen zur Genüge erhellet, wurde von ihm nur als das einzige unentbehrliche Werkzeug zu jenem feurig und ſtandhaft verfolgten Zwecke betrachtet und als ein ſolches mit eben dem Enthuſiasmus, wie der Zweck ſelbſt, umfaßt. Aus dieſem univerſellern Motive mußte eben der ängſtliche Antheil an dem Wohl und Wehe ſeines Freundes, eben die zärtliche Sorgfalt für dieſes Werkzeug ſeiner Liebe fließen, als nur immer die ſtärkſte perſönliche Sympathie hätte hervorbringen können. Carlos' Freundſchaft gewährt ihm den vollſtändigſten Genuß ſeines Ideals. Sie iſt der Vereinigungspunkt aller ſeiner Wünſche und Thätigkeiten. Noch kennt er keinen andern und kürzern Weg, ſein hohes Ideal von Freiheit und Menſchenglück wirklich zu machen, als der ihm in Carlos geöffnet wird. Es

fiel ihm gar nicht ein, dieß auf einem andern Wege zu ſuchen; am allerwenigſten fiel es ihm ein, dieſen Weg unmittelbar durch den *König zu nehmen*. Als er daher zu dieſem geführt wird, zeigt er die höchſte Gleichgültigkeit.

„Mich will er haben? — Mich? — Ich bin ihm nichts,
„Ich wahrlich nichts! — Mich hier in dieſen Zimmern!
„Wie zwecklos und wie ungereimt! — Was kann
„Ihm viel dran liegen, ob ich bin? — Sie ſehen,
„Es führt zu nichts."

Aber nicht lange überläßt er ſich dieſer müßigen, dieſer kindiſchen Verwunderung. Einem Geiſte, gewohnt, wie es dieſer iſt, jedem Umſtande ſeine Nutzbarkeit abzumerken, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu geſtalten, jedes Ereigniß in Beziehung auf ſeinen Lieblingszweck ſich zu denken, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborgen, der ſich von dem jetzigen Augenblicke machen läßt. Auch das kleinſte Element der Zeit iſt ihm ein heilig anvertrautes Pfund, womit gewuchert werden muß. Noch iſt es nicht klarer, zuſammenhängender Plan, was er ſich denkt; bloße dunkle Ahnung, und auch dieſe kaum; bloß flüchtig aufſteigender Einfall iſt es, ob hier vielleicht gelegenheitlich etwas zu wirken ſeyn möchte? Er ſoll vor denjenigen treten, der das Schickſal ſo vieler Millionen in der Hand hat. Man muß den Augenblick nutzen, ſagt er zu ſich ſelbſt, der nur *einmal* kommt. Wär's auch nur ein Feuerfunke Wahrheit, in die Seele dieſes Menſchen geworfen, der noch keine Wahrheit gehört hat! Wer weiß, wie wichtig ihn die Vorſicht bei ihm verarbeiten kann? — Mehr denkt er ſich nicht dabei, als einen zufälligen Umſtand auf die beſte Art, die er kennt, zu benutzen. In dieſer Stimmung erwartet er den König.

Sechster Brief.

Ich behalte mir auf eine andere Gelegenheit vor, mich über den Ton, auf welchen ſich Poſa gleich zu Anfang mit dem Könige ſtimmt, wie überhaupt über ſein ganzes Verfahren in dieſer Scene und die Art, wie dieſes von dem Könige aufgenommen wird, näher gegen Sie zu erklären, wenn Sie Luſt haben, mich zu hören. Jetzt begnüge ich mich bloß, bei demjenigen ſtehen zu bleiben, was mit dem Charakter des Marquis in der unmittelbarſten Verbindung ſteht.

Alles, was der Marquis nach ſeinem Begriffe von dem Könige vernünftigerweiſe hoffen konnte, bei ihm hervorzubringen — war ein mit Demüthigung verbundenes Erſtaunen, daß ſeine große Idee von ſich ſelbſt und ſeine geringe Meinung von Menſchen doch wohl einige Ausnahmen leiden dürfte; alsdann die natürliche unausbleibliche Verlegenheit eines kleinen Geiſtes vor einem großen Geiſte. Dieſe Wirkung konnte wohlthätig ſeyn, wenn ſie auch bloß dazu diente, die Vorurtheile dieſes Menſchen auf einen Augenblick zu erſchüttern; wenn ſie ihn fühlen ließ, daß es noch jenſeits ſeines gezogenen Kreiſes Wirkungen gebe, von denen er ſich nichts hätte träumen laſſen. Dieſer einzige Laut konnte noch lange nachhallen in ſeinem Leben, und dieſer Eindruck mußte deſto länger bei ihm haften, je mehr er ohne Beiſpiel war.

Aber Poſa hatte den König wirklich zu flach, zu obenhin beurtheilt, oder wenn er ihn auch gekannt hätte, ſo war er doch von der damaligen Gemüthslage desſelben zu wenig unterrichtet, um ſie mit in Berechnung zu bringen. Dieſe Gemüthslage war äußerſt günſtig für ihn und bereitete ſeinen hingeworfenen Reden eine Aufnahme, die er mit keinem

Grunde der Wahrſcheinlichkeit hatte erwarten können. Dieſe unerwartete Entdeckung gibt ihm einen lebhaftern Schwung und dem Stücke ſelbſt eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all ſein Hoffen übertraf und durch einige Spuren von Humanität, die ihn an dem König überraſchen, in Feuer geſetzt, verirrt er ſich auf einen Augenblick bis zu der ausſchweifenden Idee, ſein herrſchendes Ideal von Flanderns Glück u. ſ. w. unmittelbar an die Perſon des Königs anzuknüpfen, es unmittelbar durch dieſen in Erfüllung zu bringen. Dieſe Vorausſetzung ſetzt ihn in eine Leidenſchaft, die den ganzen Grund ſeiner Seele eröffnet, alle Geburten ſeiner Phantaſie, alle Reſultate ſeines ſtillen Denkens ans Licht bringt und deutlich zu erkennen gibt, wie ſehr ihn dieſe Ideale beherrſchen. Jetzt, in dieſem Zuſtande der Leidenſchaft, werden alle die Triebfedern ſichtbar, die ihn bis jetzt in Handlung geſetzt haben; jetzt ergeht es ihm, wie jedem Schwärmer, der von ſeiner herrſchenden Idee überwältigt wird. Er kennt keine Gränzen mehr; im Feuer ſeiner Begeiſterung veredelt er ſich den König, der mit Erſtaunen ihm zuhört, und vergißt ſich ſo weit, Hoffnungen auf ihn zu gründen, worüber er in den nächſten ruhigen Augenblicken erröthen wird. An Carlos wird jetzt nicht mehr gedacht. Was für ein langer Umweg, erſt auf dieſen zu warten! Der König bietet ihm eine weit nähere und ſchnellere Befriedigung dar. Warum das Glück der Menſchheit bis auf ſeinen Erben verſchieben?

Würde ſich Carlos' Buſenfreund ſo weit vergeſſen, würde eine andere Leidenſchaft, als die herrſchende, den Marquis ſo weit hingeriſſen haben? Iſt das Intereſſe der Freundſchaft ſo beweglich, daß man es mit ſo weniger Schwierigkeit auf einen andern Gegenſtand übertragen kann! Aber Alles iſt

erklärt, ſobald man die Freundſchaft jener herrſchenden Leidenſchaft unterordnet. Dann iſt es natürlich, daß dieſe, bei dem nächſten Anlaſſe, ihre Rechte reclamirt und ſich nicht lange bedenkt, ihre Mittel und Werkzeuge umzutauſchen.

Das Feuer und die Freimüthigkeit, womit Poſa ſeine Lieblingsgefühle, die bis jetzt zwiſchen Carlos und ihm Geheimniſſe waren, dem Könige vortrug; und der Wahn, daß dieſer ſie verſtehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er ſich gegen ſeinen Freund Karl ſchuldig machte. Poſa, der Weltbürger, durfte ſo handeln, und ihm allein kann es vergeben werden; an dem Buſenfreunde Karls wäre es eben ſo verdammlich, als es unbegreiflich ſeyn würde.

Länger als Augenblicke freilich ſollte dieſe Verblendung nicht dauern. Der erſten Ueberraſchung der Leidenſchaft vergibt man ſie leicht: aber wenn er auch noch nüchtern fortführe, daran zu glauben, ſo würde er billig in unſern Augen zum Träumer herabſinken. Daß ſie aber wirklich Eingang bei ihm gefunden, erhellt aus einigen Stellen, wo er darüber ſcherzt, oder ſich ernſthaft davon reinigt. „Geſetzt," ſagt er der Königin, „ich ginge damit um, meinen Glauben auf den Thron zu ſetzen?"

Königin.

„Nein, Marquis,
„Auch nicht einmal im Scherze möcht' ich dieſer
„Unreifen Einbildung Sie zeihn. Sie ſind
„Der Träumer nicht, der etwas unternähme,
„Was nicht geendigt werden kann."

Marquis.

„Das eben
Wär' noch die Frage, denk' ich."

Carlos ſelbſt hat tief genug in die Seele ſeines Freundes geſehen, um einen ſolchen Entſchluß in ſeiner Vorſtellungsart gegründet zu finden, und das, was er ſelbſt bei dieſer Gelegenheit über ihn ſagt, könnte allein hinreichen, den Geſichtspunkt des Verfaſſers außer Zweifel zu ſetzen. „Du ſelbſt,“ ſagt er ihm, noch immer im Wahne, daß der Marquis ihn aufgeopfert,

„Du ſelbſt wirſt jetzt vollenden,
„Was ich geſollt und nicht gekonnt — du wirſt
„Den Spaniern die goldnen Tage ſchenken,
„Die ſie von mir umſonſt gehofft. Mit mir
„Iſt es ja aus, auf immer aus. Das haſt
„Du eingeſehn. O dieſe fürchterliche Liebe
„Hat alle frühen Blüthen meines Geiſts
„Unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
„Für deine großen Hoffnungen geſtorben.
„Vorſehung oder Zufall führen dir
„Den König zu — Es koſtet mein Geheimniß,
„Und er iſt dein! Du kannſt ſein Engel werden;
„Für mich iſt keine Rettung mehr. Vielleicht
„Für Spanien!“ u. ſ. f.

Und an einem andern Orte ſagt er zum Grafen von Lerma, um die vermeintliche Treuloſigkeit ſeines Freundes zu entſchuldigen.

„— Er hat
„Mich lieb gehabt, ſehr lieb. Ich war ihm theuer,
„Wie ſeine eigne Seele. O, das weiß ich!
„Das haben tauſend Proben mir erwieſen,
„Doch ſollen Millionen ihm, ſoll ihm
„Das Vaterland nicht theurer ſeyn, als Einer?
„Sein Buſen war für Einen Freund zu groß,
„Und Carlos' Glück zu klein für ſeine Liebe,
„Er opferte mich ſeiner Tugend.“

Siebenter Brief.

Poſa empfand es recht gut, wie viel ſeinem Freunde Carlos dadurch entzogen worden, daß er den König zum Vertrauten ſeiner Lieblingsgefühle gemacht, und einen Verſuch auf deſſen Herz gethan hatte. Eben weil er fühlte, daß dieſe Lieblingsgefühle das eigentliche Band ihrer Freundſchaft waren, ſo wußte er auch nicht anders, als daß er dieſes in eben dem Augenblicke gebrochen hatte, wo er jene bei dem Könige profanirte. Das wußte Carlos nicht, aber Poſa wußte es recht gut, daß dieſe Philoſophie und dieſe Entwürfe für die Zukunft das heilige Palladium ihrer Freundſchaft und der wichtige Titel waren, unter welchem Carlos ſein Herz beſaß; eben weil er das wußte, und im Herzen vorausſetzte, daß es auch Karl nicht unbekannt ſeyn könnte — wie konnte er es wagen, ihm zu bekennen, daß er dieſes Palladium veruntreut hätte? Ihm geſtehen, was zwiſchen ihm und dem Könige vorgegangen war, mußte in ſeinen Gedanken eben ſo viel heißen, als ihm ankündigen, daß es eine Zeit gegeben, wo er ihm nichts mehr war. Hatte aber Carlos' künftiger Beruf zum Throne, hatte der Königsſohn keinen Antheil an dieſer Freundſchaft, war ſie etwas für ſich Beſtehendes und durchaus nur Perſönliches, ſo konnte ſie durch jene Vertraulichkeit gegen den König zwar beleidigt, aber nicht verrathen, nicht zerriſſen worden ſeyn; ſo konnte dieſer zufällige Umſtand ihrem Weſen nichts anhaben. Es war Delicateſſe, es war Mitleid, daß Poſa, der Weltbürger, dem künftigen Monarchen die Erwartungen verſchwieg, die er auf den jetzigen gegründet hatte; aber Poſa, Carlos' Freund, konnte ſich durch nichts ſchwerer vergehen, als durch dieſe Zurückhaltung ſelbſt.

Zwar ſind die Gründe, welche Poſa ſowohl ſich ſelbſt, als nachher ſeinem Freunde, von dieſer Zurückhaltung, der einzigen Quelle aller nachfolgenden Verwirrungen, angibt, von ganz anderer Art. 4. Act, 6 Auftritt.

„Der König glaubte dem Gefäß, dem er
„Sein heiliges Geheimniß übergeben,
„Und Glauben fordert Dankbarkeit. Was wäre
„Geſchwätzigkeit, wenn mein Verſtummen dir
„Nicht Leiden bringt? vielleicht erſpart? — Warum
„Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
„Die über ſeinem Scheitel hängt?“

Und in der dritten Scene des fünften Acts.

„— — Doch ich, von falſcher Zärtlichkeit beſtochen,
„Von ſtolzem Wahn geblendet, ohne dich
„Das Wageſtück zu enden, unterſchlage
„Der Freundſchaft mein gefährliches Geheimniß.

Aber Jedem, der nur wenige Blicke in das Menſchenherz gethan, wird es einleuchten, daß ſich der Marquis mit dieſen eben angeführten Gründen (die an ſich ſelbſt bei weitem zu ſchwach ſind, um einen ſo wichtigen Schritt zu motiviren) nur ſelbſt zu hintergehen ſucht — weil er ſich die eigentliche Urſache nicht zu geſtehen wagt. Einen weit wahrern Aufſchluß über den damaligen Zuſtand ſeines Gemüths gibt eine andere Stelle, woraus deutlich erhellt, daß es Augenblicke müſſe gegeben haben, in denen er mit ſich zu Rathe ging, ob er ſeinen Freund nicht geradezu aufopfern ſollte? Es ſtand bei mir, ſagt er zu der Königin,

„— einen neuen Morgen
„Heraufzuführen über dieſe Reiche.
„Der König ſchenkte mir ſein Herz. Er nannte
„Mich ſeinen Sohn. Ich führe ſeine Siegel,
„Und ſeine Alba ſind nicht mehr u. ſ. f.

„Doch geb' ich
„Den König auf. In dieſem ſtarren Boden
„Blüht keine meiner Roſen mehr. Das waren
„Nur Gaukelſpiele kindiſcher Vernunft,
„Vom reifen Manne ſchamroth widerrufen.
„Den nahen hoffnungsvollen Lenz ſollt' ich
„Vertilgen, einen lauen Sonnenblick
„Im Norden zu erkünſteln? Eines müden
„Tyrannen letzten Ruthenſtreich zu mildern,
„Die große Freiheit des Jahrhunderts wagen?
„Elender Ruhm! Ich mag ihn nicht. Europens
„Verhängniß reift in meinem großen Freunde,
„Auf ihn verweiſ' ich Spanien. Doch wehe!
„Weh' mir und ihm, wenn ich bereuen ſollte!
„Wenn ich das Schlimmere gewählt? Wenn ich
„Den großen Wink der Vorſicht mißverſtanden,
„Der mich, nicht ihn, auf dieſem Thron gewollt." —

Alſo hat er doch gewählt, und um zu wählen, mußte er alſo ja den Gegenſatz ſich als möglich gedacht haben. Aus allen dieſen angeführten Fällen erkennt man offenbar, daß das Intereſſe der Freundſchaft einem Höhern nachſteht, und daß ihr nur durch dieſes Letztere ihre Richtung beſtimmt wird. Niemand im ganzen Stücke hat dieſes Verhältniß zwiſchen beiden Freunden richtiger beurtheilt, als Philipp ſelbſt, von dem es auch am erſten zu erwarten war. Im Munde dieſes Menſchenkenners legte ich meine Apologie und mein eignes Urtheil von dem Helden des Stücks nieder, und mit ſeinen Worten möge denn auch dieſe Unterſuchung beſchloſſen werden.

„Und wem bracht' er dieß Opfer?
„Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr.
„Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben ſtirbt
„Ein Poſa nicht. Der Freundſchaft arme Flamme
„Füllt eines Poſa Herz nicht aus. Das ſchlug

„Der ganzen Menſchheit. Seine Neigung war
„Die Welt, mit allen kommenden Geſchlechtern.“

Achter Brief.

Aber, werden Sie ſagen, wozu dieſe ganze Unterſuchung? Gleichviel, ob es unfreiwilliger Zug des Herzens, Harmonie der Charaktere, wechſelſeitige perſönliche Nothwendigkeit für einander, oder von außen hinzugekommene Verhältniſſe und freie Wahl geweſen, was das Band der Freundſchaft zwiſchen dieſen Beiden geknüpft hat — die Wirkungen bleiben dieſelben, und im Gange des Stücks ſelbſt wird dadurch nichts verändert. Wozu daher dieſe weit ausgeholte Mühe, den Leſer aus einem Irrthume zu reißen, der ihm vielleicht angenehmer als die Wahrheit iſt? Wie würde es um den Reiz der meiſten moraliſchen Erſcheinungen ſtehen, wenn man jedesmal in die innerſte Tiefe des Menſchenherzens hineinleuchten, und ſie gleichſam werden ſehen müßte? Genug für uns, daß Alles, was Marquis Poſa liebt, in dem Prinzen verſammelt iſt, durch ihn repräſentirt wird, oder wenigſtens durch ihn allein zu erhalten ſteht, daß er dieſes zufällige, bedingte, ſeinem Freunde nur geliehene Intereſſe mit dem Weſen desſelben zuletzt unzertrennlich zuſammenfaßt, und daß Alles, was er für ihn empfindet, ſich in einer perſönlichen Neigung äußert. Wir genießen dann die reine Schönheit dieſes Freundſchaftsgemäldes als ein einfaches moraliſches Element, unbekümmert, in wie viele Theile es auch der Philoſoph noch zergliedern mag.

Wie aber, wenn die Berichtigung dieſes Unterſchieds für das ganze Stück wichtig wäre? — Wird nämlich das letzte

Ziel von Poſa's Beſtrebungen über den Prinzen hinaus gerückt, iſt ihm dieſer nur als Werkzeug zu einem höhern Zwecke ſo wichtig, befriedigt er durch ſeine Freundſchaft für ihn einen andern Trieb, als nur dieſe Freundſchaft, ſo kann dem Stücke ſelbſt nicht wohl eine engere Gränze geſteckt ſeyn — ſo muß der letzte Endzweck des Stücks mit dem Zwecke des Marquis wenigſtens zuſammenfallen. Das große Schickſal eines ganzen Staats, das Glück des menſchlichen Geſchlechts auf viele Generationen hinunter, worauf alle Beſtrebungen des Marquis, wie wir geſehen haben, hinauslaufen, kann nicht wohl Epiſode zu einer Handlung ſeyn, die den Ausgang einer Liebesgeſchichte zum Zweck hat. Haben wir einander alſo über Poſa's Freundſchaft mißverſtanden, ſo fürchte ich, wir haben es auch über den letzten Zweck der ganzen Tragödie. Laſſen Sie mich ſie Ihnen aus dieſem neuen Standpunkte zeigen; vielleicht, daß manche Mißverhältniſſe, an denen Sie bisher Anſtoß genommen, ſich unter dieſer neuen Anſicht verlieren.

Und was wäre alſo die ſogenannte Einheit des Stücks, wenn es Liebe nicht ſeyn ſoll und Freundſchaft nie ſeyn konnte? Von jener handeln die drei erſten Acte, von dieſer die zwei übrigen; aber keine von beiden beſchäftigt das Ganze. Die Freundſchaft opfert ſich auf, und die Liebe wird aufgeopfert, aber weder dieſe, noch jene iſt es, der dieſes Opfer von der andern gebracht wird. Alſo muß noch etwas Drittes vorhanden ſeyn, das verſchieden iſt von Freundſchaft und Liebe, für welches beide gewirkt haben, und welchem beide aufgeopfert worden — und wenn das Stück eine Einheit hat, wo anders, als in dieſem Dritten, könnte ſie liegen?

Rufen Sie ſich, lieber Freund, eine gewiſſe Unterredung zurück, die über einen Lieblingsgegenſtand unſers Jahrzehnts

— über Verbreitung reinerer ſanfterer Humanität, über die höchſtmögliche Freiheit der Individuen bei des Staats höchſter Blüthe, kurz, über den vollendetſten Zuſtand der Menſchheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt — unter uns lebhaft wurde, und unſere Phantaſie in einen der lieblichſten Träume entzückte, in denen das Herz ſo angenehm ſchwelgt. Wir ſchloſſen damals mit dem romanhaften Wunſche, daß es dem Zufalle, der wohl größere Wunder ſchon gethan, in dem nächſten Julianiſchen Cyklus gefallen möchte, unſere Gedankenreihe, unſere Träume und Ueberzeugungen mit eben dieſer Lebendigkeit, und mit eben ſo gutem Willen befruchtet, in dem erſtgebornen Sohne eines künftigen Beherrſchers von — oder von — auf dieſer oder der andern Hemiſphäre wieder zu erwecken. Was bei einem ernſthaften Geſpräche bloßes Spielwerk war, dürfte ſich, wie mir vorkam, bei einem ſolchen Spielwerke, als die Tragödie iſt, zu der Würde des Ernſtes und der Wahrheit erheben laſſen. Was iſt der Phantaſie nicht möglich? Was iſt einem Dichter nicht erlaubt? Unſere Unterredung war längſt vergeſſen, als ich unterdeſſen die Bekanntſchaft des Prinzen von Spanien machte; und bald merkte ich dieſem geiſtvollen Jünglinge an, daß er wohl gar derjenige ſeyn dürfte, mit dem wir unſern Entwurf zur Ausführung bringen könnten. Gedacht, gethan! Alles fand ich mir, wie durch einen dienſtbaren Geiſt, dabei in die Hände gearbeitet; Freiheitsſinn mit Deſpotismus im Kampfe, die Feſſeln der Dummheit zerbrochen, tauſendjährige Vorurtheile erſchüttert, eine Nation, die ihre Menſchenrechte wieder fordert, republicaniſche Tugenden in Ausübung gebracht, hellere Begriffe im Umlauf, die Köpfe in Gährung, die Gemüther von einem begeiſterten Intereſſe gehoben — und nun, um die glückliche

Conſtellation zu vollenden, eine ſchön organiſirte Jünglingsſeele am Throne, in einſamer unangefochtener Blüthe unter Druck und Leiden hervorgegangen. Unglücklich — ſo machten wir aus — müßte der Königsſohn ſeyn, an dem wir unſer Ideal in Erfüllung bringen wollten.

„Sey'n Sie
„Ein Menſch auf König Philipps Thron! Sie haben
„Auch Leiden kennen lernen —“

Aus dem Schooße der Sinnlichkeit und des Glücks durfte er nicht genommen werden; die Kunſt durfte noch nicht Hand an ſeine Bildung gelegt, die damalige Welt ihm ihren Stempel noch nicht aufgedrückt haben. Aber wie ſollte ein königlicher Prinz aus dem ſechszehnten Jahrhundert — Philipps des Zweiten Sohn — ein Zögling des Mönchsvolks, deſſen kaum aufwachende Vernunft von ſo ſtrengen und ſo ſcharfſichtigen Hütern bewacht wird, zu dieſer liberalen Philoſophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war geſorgt. Das Schickſal ſchenkte ihm einen Freund — einen Freund in den entſcheidenden Jahren, wo des Geiſtes Blume ſich entfaltet, Ideale empfangen werden und die moraliſche Empfindung ſich läutert — einen geiſtreichen, gefühlvollen Jüngling, über deſſen Bildung ſelbſt, — was hindert mich, dieſes anzunehmen? — ein günſtiger Stern gewacht, ungewöhnliche Glücksfälle ſich ins Mittel geſchlagen, und den irgend ein verborgner Weiſer ſeines Jahrhunderts dieſem ſchönen Geſchäfte zugebildet hat. Eine Geburt der Freundſchaft alſo iſt dieſe heitere menſchliche Philoſophie, die der Prinz auf dem Throne in Ausübung bringen will. Sie kleidet ſich in alle Reize der Jugend, in die ganze Anmuth der Dichtung; mit Licht und Wärme wird ſie in ſeinem Herzen niedergelegt, ſie iſt die erſte Blüthe ſeines Weſens,

ſie iſt ſeine erſte Liebe. Dem Marquis liegt äußerſt viel daran, ihr dieſe jugendliche Lebendigkeit zu erhalten, ſie als einen Gegenſtand der Leidenſchaft bei ihm fortdauern zu laſſen, weil nur Leidenſchaft ihm die Schwierigkeiten beſiegen helfen kann, die ſich ihrer Ausübung entgegenſetzen werden. Sagen Sie ihm, trägt er der Königin auf:

„Daß er für die Träume ſeiner Jugend
„Soll Achtung tragen, wenn er Mann ſeyn wird,
„Nicht öffnen ſoll dem tödtenden Inſecte
„Gerühmter beſſerer Vernunft das Herz
„Der zarten Götterblume; daß er nicht
„Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
„Begeiſterung, die Himmelstochter, läſtert.
„Ich hab' es ihm zuvor geſagt —"

Unter beiden Freunden bildet ſich alſo ein enthuſiaſtiſcher Entwurf, den glücklichſten Zuſtand hervorzubringen, der der menſchlichen Geſellſchaft erreichbar iſt, und von dieſem enthuſiaſtiſchen Entwurfe, wie er nämlich im Conflict mit der Leidenſchaft erſcheint, handelt das gegenwärtige Drama. Die Rede war alſo davon, einen Fürſten aufzuſtellen, der das höchſte mögliche Ideal bürgerlicher Glückſeligkeit für ſein Zeitalter wirklich machen ſollte — nicht dieſen Fürſten erſt zu dieſem Zwecke zu erziehen; denn dieſes mußte längſt vorhergegangen ſeyn, und konnte auch nicht wohl zum Gegenſtand eines ſolchen Kunſtwerks gemacht werden; noch weniger ihn zu dieſem Werke wirklich Hand anlegen zu laſſen, denn wie ſehr würde dieſes die engen Gränzen eines Trauerſpiels überſchritten haben? — Die Rede war davon, dieſen Fürſten nur zu zeigen, den Gemüthszuſtand in ihm herrſchend zu machen, der einer ſolchen Wirkung zum Grunde liegen muß, und ihre ſubjective

Möglichkeit auf einen hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit zu erheben, unbekümmert, ob Glück und Zufall ſie wirklich machen wollen.

Neunter Brief.

Ich will mich über das Vorige näher erklären.

Der Jüngling nämlich, zu dem wir uns dieſer außerordentlichen Wirkung verſehen ſollen, mußte zuvor Begierden übermeiſtert haben, die einem ſolchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer mußte er ſeine Hand über Flammen halten, um uns zu überführen, daß er Manns genug ſey, über den Schmerz zu ſiegen; er mußte durch das Feuer einer fürchterlichen Prüfung gehen, und in dieſem Feuer ſich bewähren. Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feinde haben ringen ſehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hinderniſſe zuſagen, die ſich ihm auf der kühnen Reformantenbahn entgegen werfen werden; dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bei dem heftigen Blute der Jugend, der Verſuchung haben Trotz bieten ſehen, können wir ganz ſicher ſeyn, daß ſie dem reifen Manne nicht gefährlich mehr ſeyn wird. Und welche Leidenſchaft konnte mir dieſe Wirkung in größerem Maße leiſten, als die mächtigſte von allen, die Liebe?

Alle Leidenſchaften, von denen für den großen Zweck, wozu ich ihn aufſparte, zu fürchten ſeyn könnte, dieſe einzige ausgenommen, ſind aus ſeinem Herzen hinweggeräumt, oder haben nie darin gewohnt. An einem verderbten ſittenloſen Hofe hat er die Reinigkeit der erſten Unſchuld erhalten; nicht ſeine Liebe,

auch nicht Anſtrengung durch Grundſätze, ganz allein ſein moraliſcher Inſtinct hat ihn vor dieſer Befleckung bewahrt.

„Der Wolluſt Pfeil zerbrach an dieſer Bruſt,
„Lang' ehe noch Eliſabeth hier herrſchte."

Der Prinzeſſin von Eboli gegenüber, die ſich aus Leidenſchaft und Plan ſo oft gegen ihn vergißt, zeigt er eine Unſchuld, die der Einfalt ſehr nahe kommt. Wie Viele, die dieſe Scene leſen, würden die Prinzeſſin weit ſchneller verſtanden haben! Meine Abſicht war, in ſeine Natur eine Reinigkeit zu legen, der keine Verführung etwas anhaben kann. Der Kuß, den er der Prinzeſſin gibt, war, wie er ſelbſt ſagt, der erſte ſeines Lebens, und dieß war doch gewiß ein ſehr tugendhafter Kuß! Aber auch über eine feinere Verführung ſollte man ihn erhaben ſehen; daher die ganze Epiſode der Prinzeſſin von Eboli, deren buhleriſche Künſte an ſeiner beſſeren Liebe ſcheitern. Mit dieſer Liebe allein hätte er alſo zu thun, und ganz wird ihn die Tugend haben, wenn es ihm gelungen ſeyn wird, auch noch dieſe Liebe zu beſiegen; und davon handelt nun das Stück. Sie begreifen nun auch, warum der Prinz gerade ſo und nicht anders gezeichnet worden; warum ich es zugelaſſen habe, daß die edle Schönheit dieſes Charakters durch ſo viel Heftigkeit, ſo viel unſtäte Hitze, wie ein klares Waſſer durch Wallungen, getrübt wird. Ein weiches wohlwollendes Herz, Enthuſiasmus für das Große und Schöne, Delicateſſe, Muth, Standhaftigkeit, uneigennützige Großmuth ſollte er beſitzen, ſchöne und helle Blicke des Geiſtes ſollte er zeigen, aber weiſe ſollte er nicht ſeyn. Der künftige große Mann ſollte in ihm ſchlummern, aber ein feuriges Blut ſollte ihm jetzt noch nicht erlauben, es wirklich zu ſeyn. Alles, was den trefflichen Regenten macht, Alles, was die Erwartungen ſeines Freundes und die Hoffnungen einer auf ihn harrenden Welt rechtfertigen kann, Alles,

was ſich vereinigen muß, ſein vorgeſetztes Ideal von einem künftigen Staate auszuführen, ſollte ſich in dieſem Charakter beiſammen finden: aber entwickelt ſollte es noch nicht ſeyn, noch nicht von Leidenſchaft geſchieden, noch nicht zu reinem Golde geläutert. Darauf kam es ja eigentlich erſt an, ihn dieſer Vollkommenheit näher zu bringen, die ihm jetzt noch mangelt; ein mehr vollendeter Charakter des Prinzen hätte mich des ganzen Stücks überhoben. Eben ſo begreifen Sie nunmehr, warum es nöthig war, den Charakteren Philipps und ſeiner Geiſtesverwandten einen ſo großen Spielraum zu geben — ein nicht zu entſchuldigender Fehler, wenn dieſe Charaktere weiter nichts, als die Maſchinen hätten ſeyn ſollen, eine Liebesgeſchichte zu verwickeln und aufzulöſen — und warum überhaupt dem geiſtlichen, politiſchen und häuslichen Deſpotismus ein ſo weites Feld gelaſſen worden. Da aber mein eigentlicher Vorwurf war, den künftigen Schöpfer des Menſchenglücks aus dem Stücke gleichſam hervorgehen zu laſſen; ſo war es ſehr an ſeinem Orte, den Schöpfer des Elends neben ihm aufzuführen, und durch ein vollſtändiges ſchauderhaftes Gemälde des Deſpotismus ſein reizendes Gegentheil deſto mehr zu erheben. Wir ſehen den Deſpoten auf ſeinem traurigen Throne, ſehen ihn mitten unter ſeinen Schätzen darben, wir erfahren aus ſeinem Munde, daß er unter allen ſeinen Millionen allein iſt, daß die Furien des Argwohns ſeinen Schlaf anfallen, daß ihm ſeine Creaturen geſchmolzenes Gold ſtatt eines Labetrunks bieten; wir folgen ihm in ſein einſames Gemach, ſehen da den Beherrſcher einer halben Welt um ein — menſchliches Weſen bitten, und ihn dann, wenn das Schickſal ihm dieſen Wunſch gewährt hat, gleich einem Raſenden, ſelbſt das Geſchenk zerſtören, deſſen er nicht mehr würdig war. Wir ſehen ihn unwiſſend den nie-

drigſten Leidenſchaften ſeiner Sklaven dienen; ſind Augenzeugen, wie ſie die Seile drehen, woran ſie den, der ſich einbildet, der alleinige Urheber ſeiner Thaten zu ſeyn, einem Knaben gleich, lenken. Ihn, vor welchem man in fernen Welttheilen zittert, ſehen wir vor einem herriſchen Prieſter eine erniedrigende Rechenſchaft ablegen, und eine leichte Uebertretung mit einer ſchimpflichen Züchtigung büßen. Wir ſehen ihn gegen Natur und Menſchheit ankämpfen, die er nicht ganz beſiegen kann, zu ſtolz, ihre Macht zu erkennen, zu ohnmächtig, ſich ihr zu entziehen; von allen ihren Genüſſen geflohen, aber von ihren Schwächen und Schreckniſſen verfolgt; herausgetreten aus ſeiner Gattung, um als ein Mittelding von Geſchöpf und Schöpfer — unſer Mitleiden zu erregen. Wir verachten dieſe Größe, aber wir trauern über ſeinen Mißverſtand, weil wir auch ſelbſt aus dieſer Verzerrung noch Züge von Menſchheit herausleſen, die ihn zu einem der Unſrigen machen, weil er auch bloß durch die übrig gebliebenen Reſte der Menſchheit elend iſt. Je mehr uns aber dieſes ſchreckhafte Gemälde zurückſtößt, deſto ſtärker werden wir von dem Bilde ſanfter Humanität angezogen, die ſich in Carlos, in ſeines Freundes und in der Königin Geſtalt vor unſern Augen verklärt.

Und nun, lieber Freund, überſehen Sie das Stück aus dieſem neuen Standorte noch einmal. Was Sie für Ueberladung gehalten, wird es jetzt vielleicht weniger ſeyn; in der Einheit, worüber wir uns jetzt verſtändigt haben, werden ſich alle einzelnen Beſtandtheile desſelben auflöſen laſſen. Ich könnte den angefangenen Faden noch weiter fortführen, aber es ſey mir genug, Ihnen durch einige Winke angedeutet zu haben, worüber in dem Stücke ſelbſt die beſte Auskunft enthalten iſt. Es iſt möglich, daß, um die Hauptidee des Stücks heraus-

zufinden, mehr ruhiges Nachdenken erfordert wird, als ſich mit der Eilfertigkeit verträgt, womit man gewohnt iſt, dergleichen Schriften zu durchlaufen; aber der Zweck, worauf der Künſtler gearbeitet hat, muß ſich ja am Ende des Kunſtwerks erfüllt zeigen. Womit die Tragödie beſchloſſen wird, damit muß ſie ſich beſchäftigt haben, und nun höre man, wie Carlos von uns und ſeiner Königin ſcheidet.

„— Ich habe
„In einem langen ſchweren Traum gelegen.
„Ich liebte — Jetzt bin ich erwacht. Vergeſſen
„Sey das Vergangne. Endlich ſeh' ich ein, es gibt
„Ein höher, wünſchenswerther Gut, als dich
„Beſitzen — Hier ſind Ihre Briefe
„Zurück. Vernichten Sie die meinen! Fürchten
„Sie keine Wallung mehr von mir. Es iſt
„Vorbei. Ein reiner Feuer hat mein Weſen
„Geläutert — Einen Leichenſtein will ich
„Ihm ſetzen, wie noch keinem Könige zu Theil
„Geworden — Ueber ſeiner Aſche blühe
„Ein Paradies!"

Königin.

„— — So hab' ich Sie gewollt!
„Das war die große Meinung ſeines Todes."

Zehnter Brief.

Ich bin weder Illuminat noch Maurer, aber wenn beide Verbrüderungen einen moraliſchen Zweck mit einander gemein haben, und wenn dieſer Zweck für die menſchliche Geſellſchaft der wichtigſte iſt, ſo muß er mit demjenigen, den Marquis Poſa ſich vorſetzte, wenigſtens ſehr nahe verwandt ſeyn. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt

zerſtreuter thätiger Glieder zu bewirken ſuchen, will der Letztere, vollſtändiger und kürzer, durch ein einziges Subject ausführen: durch einen Fürſten nämlich, der Anwartſchaft hat, den größten Thron der Welt zu beſteigen, und durch dieſen erhabenen Standpunkt zu einem ſolchen Werke fähig gemacht wird. In dieſem einzigen Subjecte macht er die Ideenreihe und Empfindungsart herrſchend, woraus jene wohlthätige Wirkung als eine nothwendige Folge fließen muß. Vielen dürfte dieſer Gegenſtand für die dramatiſche Behandlung zu abſtract und zu ernſthaft ſcheinen, und wenn ſie ſich auf nichts, als das Gemälde einer Leidenſchaft gefaßt gemacht haben, ſo hätte ich freilich ihre Erwartung getäuſcht; aber es ſchien mir eines Verſuchs nicht ganz unwerth, „Wahrheiten, die Jedem, „der es gut mit ſeiner Gattung meint, die heiligſten ſeyn „müſſen, und die bis jetzt nur das Eigenthum der Wiſſen„ſchaften waren, in das Gebiet der ſchönen Künſte herüber„zuziehen, mit Licht und Wärme zu beſeelen, und, als leben„dig wirkende Motive, in das Menſchenherz gepflanzt, in ei„nem kraftvollen Kampfe mit der Leidenſchaft zu zeigen.“ Hat ſich der Genius der Tragödie für dieſe Gränzenverletzung an mir gerochen, ſo ſind deßwegen einige nicht ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt ſind, für — den redlichen Finder nicht verloren, den es vielleicht nicht unangenehm überraſchen wird, Bemerkungen, deren er ſich aus ſeinem Montesquieu erinnert, in einem Trauerſpiele angewandt und beſtätigt zu ſehen.

Eilfter Brief.

Ehe ich mich auf immer von unſerm Freunde Poſa verabſchiede, noch ein paar Worte über ſein räthſelhaftes Benehmen gegen den Prinzen, und über ſeinen Tod.

Viele nämlich haben ihm vorgeworfen, daß er, der von der Freiheit ſo hohe Begriffe hegt und ſie unaufhörlich im Munde führt, ſich doch ſelbſt einer deſpotiſchen Willkür über ſeinen Freund anmaße, daß er ihn blind, wie einen Unmündigen, leite, und ihn eben dadurch an den Rand des Untergangs führe. Womit, ſagen Sie, läßt es ſich entſchuldigen, daß Marquis Poſa, anſtatt dem Prinzen gerade heraus das Verhältniß zu entdecken, worin er jetzt mit dem Könige ſteht, anſtatt ſich auf eine vernünftige Art mit ihm über die nöthigen Maßregeln zu bereden, und, indem er ihn zum Mitwiſſer ſeines Planes macht, auf einmal allen Uebereilungen vorzubeugen, wozu Unwiſſenheit, Mißtrauen, Furcht und unbeſonnene Hitze den Prinzen ſonſt hinreißen könnten, und auch wirklich nachher hingeriſſen haben, daß er, anſtatt dieſen ſo unſchuldigen, ſo natürlichen Weg einzuſchlagen, lieber die äußerſte Gefahr läuft, lieber dieſe ſo leicht zu verhütenden Folgen erwartet, und ſie alsdann, wenn ſie wirklich eingetroffen, durch ein Mittel zu verbeſſern ſucht, das eben ſo unglücklich ausſchlagen kann, als es brutal und unnatürlich iſt, nämlich durch die Verhaftnehmung des Prinzen? Er kannte das lenkſame Herz ſeines Freundes. Noch kürzlich ließ ihn der Dichter eine Probe der Gewalt ablegen, mit der er ſolches beherrſchte. Zwei Worte hätten ihm dieſen widrigen Behelf erſpart. Warum nimmt er ſeine Zuflucht zur Intrigue, wo er durch ein gerades Verfahren ungleich ſchneller und ungleich ſicherer zum Ziele würde gekommen ſeyn?

Weil dieſes gewaltthätige und fehlerhafte Betragen des Maltheſers alle nachfolgenden Situationen und vorzüglich ſeine Aufopferung herbeigeführt hat, ſo ſetzte man, ein wenig raſch, voraus, daß ſich der Dichter von dieſem unbedeutenden Gewinn habe hinreißen laſſen, der innern Wahrheit dieſes Charakters Gewalt anzuthun, und den natürlichen Lauf der Handlung zu verlenken. Da dieſes allerdings der bequemſte und kürzeſte Weg war, ſich in dieſes ſeltſame Betragen des Maltheſers zu finden, ſo ſuchte man in dem ganzen Zuſammenhange dieſes Charakters keinen nähern Aufſchluß mehr; denn das wäre zu viel von einem Kritiker verlangt, mit ſeinem Urtheile bloß darum zurückzuhalten, weil der Schriftſteller übel dabei fährt. Aber einiges Recht glaubte ich mir doch auf dieſe Billigkeit erworben zu haben, weil in dem Stücke mehr als einmal die glänzendere Situation der Wahrheit nachgeſetzt worden iſt.

Unſtreitig! der Charakter des Marquis von Poſa hätte an Schönheit und Reinigkeit gewonnen, wenn er durchaus gerader gehandelt hätte, und über die unedlen Hülfsmittel der Intrigue immer erhaben geblieben wäre. Auch geſtehe ich, dieſer Charakter ging mir nahe, aber, was ich für Wahrheit hielt, ging mir näher. Ich halte für Wahrheit: „daß Liebe zu einem wirklichen Gegenſtande und Liebe zu einem Ideale „ſich in ihren Wirkungen eben ſo ungleich ſeyn müſſen, als ſie „in ihrem Weſen von einander verſchieden ſind — daß der uneigennützigſte, reinſte und edelſte Menſch aus enthuſiaſtiſcher „Anhänglichkeit an ſeine Vorſtellung von Tugend und hervorzubringendem Glücke ſehr oft ausgeſetzt iſt, eben ſo willkürlich mit den Individuen zu ſchalten, als nur immer der „ſelbſtſüchtigſte Deſpot, weil der Gegenſtand von Beider Beſtrebungen in ihnen, nicht außer ihnen wohnt, und weil

„jener, der ſeine Handlungen nach einem innern Geiſtesbilde „modelt, mit der Freiheit Anderer beinahe eben ſo im Streite „liegt, als dieſer, deſſen letztes Ziel ſein eignes Ich iſt.“ Wahre Größe des Gemüths führt oft nicht weniger zu Verletzungen fremder Freiheit, als der Egoismus und die Herrſchſucht, weil ſie um der Handlung, nicht um des einzelnen Subjects willen handelt. Eben weil ſie in ſtäter Hinſicht auf das Ganze wirkt, verſchwindet nur allzuleicht das kleinere Intereſſe des Individuums in dieſem weiten Proſpecte. Die Tugend handelt groß, um des Geſetzes willen, die Schwärmerei um ihres Ideals willen, die Liebe um des Gegenſtandes willen. Aus der erſten Claſſe wollen wir uns Geſetzgeber, Richter, Könige, aus der zweiten Helden, aber nur aus der dritten unſern Freund erwählen. Dieſe erſte verehren, die zweite bewundern, die dritte lieben wir. Carlos hat Urſache gefunden, es zu bereuen, daß er dieſen Unterſchied außer Acht ließ, und einen großen Mann zu ſeinem Buſenfreunde machte.

„Was geht die Königin dich an? Liebſt du
„Die Königin? Soll deine ſtrenge Tugend
„Die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
„— — — — Ach, hier iſt nichts verdammlich,
„Nichts, nichts, als meine raſende Verblendung,
„Bis dieſen Tag nicht eingeſehn zu haben,
„Daß du ſo — groß als zärtlich biſt.“

Geräuſchlos, ohne Gehülfen, in ſtiller Größe zu wirken, iſt des Marquis Schwärmerei. Still, wie die Vorſicht für einen Schlafenden ſorgt, will er ſeines Freundes Schickſal auflöſen, er will ihn retten, wie ein Gott — und eben dadurch richtet er ihn zu Grunde. Daß er zu ſehr nach ſeinem Ideal von Tugend in die Höhe und zu wenig auf ſeinen Freund herunterblickte, wurde Beider Verderben. Carlos verunglückte, weil

ſein Freund ſich nicht begnügte, ihn auf eine gemeine Art zu erlöſen.

Und hier, däucht mir, treffe ich mit einer nicht unmerkwürdigen Erfahrung aus der moraliſchen Welt zuſammen, die Keinem, der ſich nur einigermaßen Zeit genommen hat, um ſich herumzuſchauen, oder dem Gange ſeiner eigenen Empfindungen zuzuſehen, ganz fremd ſeyn kann. Es iſt dieſe: daß die moraliſchen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideale von Vortrefflichkeit hergenommen ſind, nicht natürlich im Menſchenherzen liegen, und eben darum, weil ſie erſt durch Kunſt in dasſelbe hineingebracht worden, nicht immer wohlthätig wirken, gar oft aber durch einen ſehr menſchlichen Uebergang einem ſchädlichen Mißbrauch ausgeſetzt ſind. Durch praktiſche Geſetze, nicht durch gekünſtelte Geburten der theoretiſchen Vernunft, ſoll der Menſch bei ſeinem moraliſchen Handeln geleitet werden. Schon allein dieſes, daß jedes ſolche moraliſche Ideal oder Kunſtgebäude doch nie mehr iſt, als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, an dem eingeſchränkten Geſichtspunkte des Individuums Theil nimmt, dem ſie angehört, und in ihrer Anwendung alſo auch der Allgemeinheit nicht fähig ſeyn kann, in welcher der Menſch ſie zu gebrauchen pflegt, ſchon dieſes allein, ſage ich, müßte ſie zu einem äußerſt gefährlichen Inſtrumente in ſeinen Händen machen: aber noch weit gefährlicher wird ſie durch die Verbindung, in die ſie nur allzu ſchnell mit gewiſſen Leidenſchaften tritt, die ſich mehr oder weniger in allen Menſchenherzen finden; Herrſchſucht meine ich, Eigendünkel und Stolz, die ſie augenblicklich ergreifen und ſich unzertrennbar mit ihr vermengen. Nennen Sie mir, lieber Freund — um aus unzähligen Beiſpielen nur eins auszuwählen — nennen Sie mir den Ordensſtifter, oder auch die Ordensverbrüderung ſelbſt, die ſich — bei den reinſten Zwecken

und bei den edelſten Trieben — von Willkürlichkeit in der Anwendung, von Gewaltthätigkeit gegen fremde Freiheit, von dem Geiſte der Heimlichkeit und der Herrſchſucht immer rein erhalten hätte? Die bei Durchſetzung eines, von jeder unreinen Beimiſchung auch noch ſo freien moraliſchen Zwecks, inſofern ſie ſich nämlich dieſen Zweck als etwas für ſich Beſtehendes denken und ihn in der Lauterkeit erreichen wollten, wie er ſich ihrer Vernunft dargeſtellt hatte, nicht unvermerkt wären fortgeriſſen worden, ſich an fremder Freiheit zu vergreifen, die Achtung gegen Anderer Rechte, die ihnen ſonſt immer die heiligſten waren, hintanzuſetzen, und nicht ſelten den willkürlichſten Deſpotismus zu üben, ohne den Zweck ſelbſt umgetauſcht, ohne in ihren Motiven ein Verderbniß erlitten zu haben. Ich erkläre mir dieſe Erſcheinung aus dem Bedürfniſſe der beſchränkten Vernunft, ſich ihren Weg abzukürzen, ihr Geſchäft zu vereinfachen, und Individualitäten, die ſie zerſtreuen und verwirren, in Allgemeinheit zu verwandeln; aus der allgemeinen Hinneigung unſers Gemüths zur Herrſchbegierde, oder dem Beſtreben, Alles wegzudrängen, was das Spiel unſerer Kräfte hindert. Ich wählte deßwegen einen ganz wohlwollenden, ganz über jede ſelbſtſüchtige Begierde erhabenen Charakter, ich gab ihm die höchſte Achtung für Anderer Rechte, ich gab ihm die Hervorbringung eines allgemeinen Freiheitsgenuſſes ſogar zum Zwecke, und ich glaube mich auf keinem Widerſpruche mit der allgemeinen Erfahrung zu befinden, wenn ich ihn, ſelbſt auf dem Wege dahin, in Deſpotismus verirren ließ. Es lag in meinem Plane, daß er ſich in dieſer Schlinge verſtricken ſollte, die Allen gelegt iſt, die ſich auf einerlei Wege mit ihm befinden. Wie viel hätte es mir auch gekoſtet, ihn wohlbehalten davon vorbeizubringen, und dem Leſer, der ihn lieb gewann, den unvermiſchten Genuß aller

übrigen Schönheiten ſeines Charakters zu geben, wenn ich es nicht für einen ungleich größern Gewinn gehalten hätte, der menſchlichen Natur zur Seite zu bleiben, und eine nie genug zu beherzigende Erfahrung durch ſein Beiſpiel zu beſtätigen. Dieſe meine ich, daß man ſich in moraliſchen Dingen nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktiſchen Gefühle entfernt, um ſich zu allgemeinen Abſtractionen zu erheben, daß ſich der Menſch weit ſicherer den Eingebungen ſeines Herzens, oder dem ſchon gegenwärtigen und individuellen Gefühle von Recht und Unrecht vertraut, als der gefährlichen Leitung univerſeller Vernunftideen, die er ſich künſtlich erſchaffen hat — denn nichts führt zum Guten, was nicht natürlich iſt.

Zwölfter Brief.

Es iſt nur noch übrig, ein paar Worte über ſeine Aufopferung zu ſagen.

Man hat es nämlich getadelt, daß er ſich muthwillig in einen gewaltſamen Tod ſtürze, den er hätte vermeiden können. Alles, ſagt man, war ja noch nicht verloren. Warum hätte er nicht eben ſo gut fliehen können als ſein Freund? War er ſchärfer bewacht als dieſer? Machte es ihm nicht ſelbſt ſeine Freundſchaft für Carlos zur Pflicht, ſich dieſem zu erhalten? Und konnte er ihm mit ſeinem Leben nicht weit mehr nützen, als wahrſcheinlicherweiſe mit ſeinem Tode, ſelbſt wenn Alles ſeinem Plane gemäß eingetroffen wäre? Konnte er nicht — Freilich! Was hätte der ruhige Zuſchauer nicht gekonnt, und wie viel weiſer und klüger würde dieſer mit ſeinem Leben gewirthſchaftet haben! Schade nur, daß ſich der Marquis weder dieſer glücklichen Kaltblütigkeit, noch der Muße zu erfreuen

hatte, die zu einer ſo vernünftigen Berechnung nothwendig war. Aber, wird man ſagen, das gezwungene und ſogar ſpitzfindige Mittel, zu welchem er ſeine Zuflucht nimmt, um zu ſterben, konnte ſich ihm doch unmöglich aus freier Hand und im erſten Augenblicke anbieten, warum hätte er das Nachdenken und die Zeit, die es ihm koſtete, nicht eben ſo gut anwenden können, einen vernünftigen Rettungsplan auszudenken, oder lieber gleich denjenigen zu ergreifen, der ihm ſo nahe lag, der auch dem kurzſichtigſten Leſer ſogleich ins Auge ſpringt? Wenn er nicht ſterben wollte, um geſtorben zu ſeyn, oder (wie einer meiner Recenſenten ſich ausdrückt) wenn er nicht des Märtyrthums wegen ſterben wollte, ſo iſt es kaum zu begreifen, wie ſich ihm die ſo geſuchten Mittel zum Untergange früher, als die weit natürlichern Mittel zur Rettung haben darbieten können. Es iſt viel Schein in dieſem Vorwurfe, und um ſo mehr iſt es der Mühe werth, ihn auseinander zu ſetzen.

Die Auflöſung iſt dieſe:

Erſtlich gründet ſich dieſer Einwurf auf die falſche und durch das Vorhergehende genugſam widerlegte Vorausſetzung, daß der Marquis nur für ſeinen Freund ſterbe, welches nicht wohl mehr Statt haben kann, nachdem bewieſen worden, daß er nicht für ihn gelebt, und daß es mit dieſer Freundſchaft eine ganz andere Bewandtniß habe. Er kann alſo nicht wohl ſterben, um den Prinzen zu retten; dazu dürften ſich auch ihm ſelbſt vermuthlich noch andere, und weniger gewaltthätige Auswege gezeigt haben, als der Tod — „er ſtirbt, um „für ſein — in des Prinzen Seele niedergelegtes — Ideal „Alles zu thun und zu geben, was ein Menſch für etwas thun „und geben kann, das ihm das Theuerſte iſt; um ihm auf „die nachdrücklichſte Art, die er in ſeiner Gewalt hat, zu zei„gen, wie ſehr er an die Wahrheit und Schönheit dieſes Ent-

„wurfes glaube, und wie wichtig ihm die Erfüllung desſelben „ſey;“ er ſtirbt dafür, warum mehrere große Menſchen für eine Wahrheit ſtarben, die ſie von Vielen befolgt und beherzigt haben wollten, um durch ſein Beiſpiel darzuthun, wie ſehr ſie es werth ſey, daß man Alles für ſie leide. Als der Geſetzgeber von Sparta ſein Werk vollendet ſah, und das Orakel zu Delphi den Ausſpruch gethan hatte, die Republik würde blühen und dauern, ſo lange ſie Lykurgus’ Geſetze ehrte, rief er das Volk von Sparta zuſammen, und forderte einen Eid von ihm, die neue Verfaſſung ſo lange wenigſtens unangefochten zu laſſen, bis er von einer Reiſe, die er eben vorhabe, würde zurückgekehrt ſeyn. Als ihm dieſes durch einen feierlichen Eidſchwur angelobt worden, verließ Lykurgus das Gebiet von Sparta, hörte von dieſem Augenblicke an auf, Speiſe zu nehmen, und die Republik harrte ſeiner Rückkehr vergebens. Vor ſeinem Tode verordnete er noch ausdrücklich, ſeine Aſche ſelbſt in das Meer zu ſtreuen, damit auch kein Atom ſeines Weſens nach Sparta zurückkehren und ſeine Mitbürger auch nur mit einem Schein von Recht ihres Eides entbinden möchte. Konnte Lykurgus im Ernſte geglaubt haben, das lacedämoniſche Volk durch dieſe Spitzfindigkeit zu binden und ſeine Staatsverfaſſung durch ein ſolches Spielwerk zu ſichern? Iſt es auch nur denkbar, daß ein ſo weiſer Mann für einen ſo romanhaften Einfall ein Leben ſollte hingegeben haben, das ſeinem Vaterlande ſo wichtig war? Aber ſehr denkbar und ſeiner würdig ſcheint es mir, daß er es hingab, um durch das Große und Außerordentliche dieſes Todes einen unauslöſchlichen Eindruck ſeiner ſelbſt in das Herz ſeiner Spartaner zu graben, und eine höhere Ehrwürdigkeit über das Werk auszugießen, indem er den Schöpfer desſelben zu einem Gegenſtande der Rührung und Bewunderung machte.

Zweitens kommt es hier, wie man leicht einſieht, nicht darauf an, wie nothwendig, wie natürlich und wie nützlich dieſe Auskunft in der That war, ſondern wie ſie demjenigen vorkam, der ſie zu ergreifen hatte, und wie leicht oder ſchwer er darauf verfiel. Es iſt alſo weit weniger die Lage der Dinge, als die Gemüthsverfaſſung deſſen, auf den dieſe Dinge wirken, was hier in Betrachtung kommen muß. Sind die Ideen, welche den Marquis zu dieſem Heldenentſchluſſe führen, ihm geläufig, und bieten ſie ſich ihm leicht und mit Lebhaftigkeit dar, ſo iſt der Entſchluß auch weder geſucht, noch gezwungen; ſind dieſe Ideen in ſeiner Seele gar die vordringenden und herrſchenden, und ſtehen diejenigen dagegen im Schatten, die ihn auf einen gelindern Ausweg führen konnten, ſo iſt der Entſchluß, den er faßt, nothwendig; haben diejenigen Empfindungen, welche dieſen Entſchluß bei jedem Andern bekämpfen würden, wenig Macht über ihn, ſo kann ihm auch die Ausführung desſelben ſo gar viel nicht koſten. Und dieß iſt es, was wir nun unterſuchen müſſen.

Zuerſt: Unter welchen Umſtänden ſchreitet er zu dieſem Entſchluſſe? — In der drangvollſten Lage, worin je ein Menſch ſich befunden, wo Schrecken, Zweifel, Unwille über ſich ſelbſt, Schmerz und Verzweiflung zugleich ſeine Seele beſtürmen. Schrecken: er ſieht ſeinen Freund im Begriffe, derjenigen Perſon, die er als deſſen fürchterlichſte Feindin kennt, ein Geheimniß zu offenbaren, woran ſein Leben hängt. Zweifel: er weiß nicht, ob dieſes Geheimniß heraus iſt oder nicht? Weiß es die Prinzeſſin, ſo muß er gegen ſie als eine Mitwiſſerin verfahren; weiß ſie es noch nicht, ſo kann ihn eine einzige Sylbe zum Verräther, zum Mörder ſeines Freundes machen. Unwille über ſich ſelbſt: er allein hat durch ſeine unglückliche Zurückhaltung den Prinzen zu dieſer Ueber=

eilung hingeriſſen. Schmerz und Verzweiflung: er ſieht ſeinen Freund verloren, er ſieht in ſeinem Freunde alle Hoffnungen verloren, die er auf denſelben gegründet hat.

„Verlaſſen von dem Einzigen wirfſt du
„Der Fürſtin Eboli dich in die Arme —
„Unglücklicher! in eines Teufels Arme,
„Denn dieſe war's, die dich verrieth — Ich ſehe
„Dich dahin eilen. Eine ſchlimme Ahnung
„Fliegt durch mein Herz. Ich folge dir. Zu ſpät.
„Du liegſt zu ihren Füßen. Das Geſtändniß
„Floh über deine Lippen ſchon. Für dich.
„Iſt keine Rettung mehr — Da wird es Nacht vor meinen Sinnen
„Nichts! Nichts! Kein Ausweg! Keine Hülfe! Keine
„Im ganzen Umkreis der Natur! —“

In dieſem Augenblicke nun, wo ſo verſchiedene Gemüthsbewegungen in ſeiner Seele ſtürmen, ſoll er aus dem Stegreif ein Rettungsmittel für ſeinen Freund erdenken. Welches wird es ſeyn? Er hat den richtigen Gebrauch ſeiner Urtheilskraft verloren, und mit dieſem den Faden der Dinge, den nur die ruhige Vernunft zu verfolgen im Stande iſt. Er iſt nicht mehr Meiſter ſeiner Gedankenreihe — er iſt alſo in die Gewalt derjenigen Ideen gegeben, die das meiſte Licht und die größte Geläufigkeit bei ihm erlangt haben.

Und von welcher Art ſind nun dieſe? Wer entdeckt nicht in dem ganzen Zuſammenhange ſeines Lebens, wie er es hier in dem Stücke vor unſern Augen lebt, daß ſeine ganze Phantaſie von Bildern romantiſcher Größe angefüllt und durchdrungen iſt, daß die Helden des Plutarch in ſeiner Seele leben, und daß ſich alſo unter zwei Auswegen immer der heroiſche zuerſt und zunächſt ihm darbieten muß? Zeigte uns nicht ſein vorhergegangener Auftritt mit dem Könige,

was und wie viel dieſer Menſch für das, was ihm wahr, ſchön und vortrefflich dünkt, zu wagen im Stande ſey? — Was iſt wiederum natürlicher, als daß der Unwille, den er in dieſem Augenblicke über ſich ſelbſt empfindet, ihn unter denjenigen Rettungsmitteln zuerſt ſuchen läßt, die ihm etwas koſten; daß er es der Gerechtigkeit gewiſſermaßen ſchuldig zu ſeyn glaubt, die Rettung ſeines Freundes auf ſeine Unkoſten zu bewirken, weil ſeine Unbeſonnenheit es war, die jenen in dieſe Gefahr ſtürzte? Bringen Sie dabei in Betrachtung, daß er nicht genug eilen kann, ſich aus dieſem leidenden Zuſtande zu reißen, ſich den freien Genuß ſeines Weſens und die Herrſchaft über ſeine Empfindungen wieder zu verſchaffen. Ein Geiſt, wie dieſer aber, werden Sie mir eingeſtehen, ſucht in ſich, nicht außer ſich, Hülfe; und wenn der bloß kluge Menſch ſein Erſtes hätte ſeyn laſſen, die Lage, in der er ſich befindet, von allen Seiten zu prüfen, bis er ihr endlich einen Vortheil abgewonnen: ſo iſt es im Gegentheil ganz im Charakter des heldenmüthigen Schwärmers gegründet, ſich dieſen Weg zu verkürzen, ſich durch irgend eine außerordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung ſeines Weſens, bei ſich ſelbſt wieder in Achtung zu ſetzen. So wäre denn der Entſchluß des Marquis gewiſſermaßen ſchon als ein heroiſches Palliativ erklärbar, wodurch er ſich einem augenblicklichen Gefühle von Dumpfheit und Verzagung, dem ſchrecklichſten Zuſtande für einen ſolchen Geiſt, zu entreißen ſucht. Setzen Sie dann noch hinzu, daß ſchon ſeit ſeinem Knabenalter, ſchon von dem Tage an, da ſich Carlos freiwillig für ihn einer ſchmerzhaften Strafe darbot, das Verlangen, ihm dieſe großmüthige That zu erſtatten, ſeine Seele beunruhigte, ihn gleich einer unbezahlten Schuld marterte, und das Gewicht der vorhergehenden Gründe in dieſem Augenblicke alſo nicht wenig verſtärken muß. Daß ihm

dieſe Erinnerung wirklich vorgeſchwebt, beweist eine Stelle, wo ſie ihm unwillkürlich entwiſchte. Carlos dringt darauf, daß er fliehen ſoll, ehe die Folgen ſeiner kecken That eintreffen. „War ich auch ſo gewiſſenhaft, Carlos,“ gibt er ihm zur Antwort, „da du, ein Knabe, für mich geblutet haſt?“ Die Königin, von ihrem Schmerze hingeriſſen, beſchuldigt ihn ſogar, daß er dieſen Entſchluß längſt ſchon mit ſich herumgetragen —

„Sie ſtürzten ſich in dieſe That, die Sie
„Erhaben nennen. Läugnen Sie nur nicht.
„Ich kenne Sie. Sie haben längſt darnach
„Gedürſtet!“

Endlich will ich ja den Marquis von Schwärmerei durchaus nicht freigeſprochen haben. Schwärmerei und Enthuſiasmus berühren einander ſo nahe, ihre Unterſcheidungslinie iſt ſo fein, daß ſie im Zuſtande leidenſchaftlicher Erhitzung nur allzu leicht überſchritten werden kann. Und der Marquis hat nur wenige Augenblicke zu dieſer Wahl! Dieſelbe Stellung des Gemüths, worin er die That beſchließt, iſt auch dieſelbe, worin er den unwiderruflichen Schritt zu ihrer Ausführung thut. Es wird ihm nicht ſo gut, ſeinen Entſchluß in einer andern Seelenlage noch einmal anzuſchauen, ehe er ihn in Erfüllung bringt — wer weiß, ob er ihn dann nicht anders gefaßt hätte! Eine ſolche andere Seelenlage z. B. iſt die, worin er von der Königin geht. O! ruft er aus, das Leben iſt doch ſchön! — Aber dieſe Entdeckung macht er zu ſpät. Er hüllt ſich in die Größe ſeiner That, um keine Reue darüber zu empfinden.

Was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte?

Eine akademiſche Antrittsrede. *)

Erfreuend und ehrenvoll iſt mir der Auftrag, meine h. HH., an Ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter ſo viele Gegenſtände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann ſo herrliche Muſter zur Nachahmung, dem Philoſophen ſo wichtige Aufſchlüſſe und Jedem ohne Unterſchied ſo reiche Quellen des edelſten Vergnügens eröffnet — das große weite Feld der allgemeinen Geſchichte. Der Anblick ſo vieler vortrefflichen jungen Männer, die eine edle Wißbegierde um mich her verſammelt und in deren Mitte ſchon manches wirkſame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, läßt mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derſelben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je größer das Geſchenk iſt, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Menſch dem Menſchen Größeres zu geben, als Wahrheit? — deſto

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Mit dieſer Rede eröffnete der Verfaſſer ſeine hiſtoriſchen Vorleſungen in Jena. Sie erſchien zuerſt im deutſchen Mercur 1789, im November.

mehr muß ich Sorge tragen, daß ſich der Werth desſelben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner Ihr Geiſt in dieſer glücklichſten Epoche ſeines Wirkens empfängt, und je raſcher ſich Ihre jugendlichen Gefühle entflammen, deſto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, daß ſich dieſer Enthuſiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuſchung nicht unwürdig verſchwende.

Fruchtbar und weit umfaſſend iſt das Gebiet der Geſchichte; in ihrem Kreiſe liegt die ganze moraliſche Welt. Durch alle Zuſtände, die der Menſch erlebte, durch alle abwechſelnden Geſtalten der Meinung, durch ſeine Thorheit und ſeine Weisheit, ſeine Verſchlimmerung und ſeine Veredlung, begleitet ſie ihn; von Allem, was er ſich nahm und gab, muß ſie Rechenſchaft ablegen. Es iſt Keiner unter Ihnen Allen, dem Geſchichte nicht etwas Wichtiges zu ſagen hätte; alle noch ſo verſchiedenen Bahnen Ihrer künftigen Beſtimmung verknüpfen ſich irgendwo mit derſelben; aber eine Beſtimmung theilen Sie Alle auf gleiche Weiſe mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — ſich als Menſchen auszubilden — und zu dem Menſchen eben redet die Geſchichte.

Ehe ich es aber unternehmen kann, meine HH., Ihre Erwartungen von dieſem Gegenſtande Ihres Fleißes genauer zu beſtimmen, und die Verbindung anzugeben, worin derſelbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer ſo verſchiedenen Studien ſteht, wird es nicht überflüſſig ſeyn, mich über dieſen Zweck Ihrer Studien ſelbſt vorher mit ihnen einzuverſtehen. Eine vorläufige Berichtigung dieſer Frage, welche mir paſſend und würdig genug ſcheint, unſere künftige akademiſche Verbindung zu eröffnen, wird mich in den Stand ſetzen, Ihre Auf-

merkſamkeit ſogleich auf die würdigſte Seite der Weltgeſchichte hinzuweiſen.

Anders iſt der Studierplan, den ſich der Brodgelehrte, anders derjenige, den der philoſophiſche Kopf ſich vorzeichnet. Jener, dem es bei ſeinem Fleiß einzig und allein darum zu thun iſt, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile desſelben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte ſeines Geiſtes in Bewegung ſetzt, um dadurch ſeinen ſinnlichen Zuſtand zu verbeſſern und eine kleinliche Ruhmſucht zu befriedigen, ein ſolcher wird beim Eintritt in ſeine akademiſche Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wiſſenſchaften, die er Brodſtudien nennt, von allen übrigen, die den Geiſt nur als Geiſt vergnügen, auf das ſorgfältigſte abzuſondern. Alle Zeit, die er dieſen letztern widmete, würde er ſeinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und ſich dieſen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn ſeines Schickſals an ihn gemacht werden, und Alles gethan zu haben glauben, wenn er ſich fähig gemacht hat, dieſe Inſtanz nicht zu fürchten. Hat er ſeinen Curſus durchlaufen und das Ziel ſeiner Wünſche erreicht, ſo entläßt er ſeine Führerinnen — denn wozu noch weiter ſie bemühen? Seine größte Angelegenheit iſt jetzt, die zuſammengehäuften Gedächtnißſchätze zur Schau zu tragen, und ja zu verhüten, daß ſie in ihrem Werthe nicht ſinken. Jede Erweiterung ſeiner Brodwiſſenſchaft beunruhigt ihn, weil ſie ihm neue Arbeit zuſendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung ſchreckt ihn auf, denn ſie zerbricht die alte Schulform, die er ſich ſo mühſam zu eigen machte, ſie ſetzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit ſeines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geſchrien, als

der Hauſe der Brodgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wiſſens mehr auf, als eben dieſe? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wiſſenſchaft es ſey, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit ſichtbar; ſie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil ſie bei dem Schulſyſtem, das ſie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Daſeyn fechten. Darum kein unverſöhnlicherer Feind, kein neidiſcherer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brodgelehrte. Je weniger ſeine Kenntniſſe durch ſich ſelbſt ihn belohnen, deſto größere Vergeltung heiſcht er von außen; für das Verdienſt der Handarbeiter und das Verdienſt der Geiſter hat er nur einen Maßſtab, die Mühe. Darum hört man Niemand über Undank mehr klagen als den Brodgelehrten; nicht bei ſeinen Gedankenſchätzen ſucht er ſeinen Lohn, ſeinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenſtellen, von Verſorgung. Schlägt ihm dieſes fehl, wer iſt unglücklicher als der Brodgelehrte? Er hat umſonſt gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umſonſt nach Wahrheit geforſcht, wenn ſich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürſtengunſt verwandelt.

Beklagenswerther Menſch, der mit dem edelſten aller Werkzeuge, mit Wiſſenſchaft und Kunſt, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem Schlechteſten! der im Reiche der vollkommenſten Freiheit eine Sklavenſeele mit ſich herum trägt! — Noch beklagenswerther aber iſt der junge Mann von Genie, deſſen natürlich ſchöner Gang durch ſchädliche Lehren und Muſter auf dieſen traurigen Abweg verlenkt wird, der ſich überreden ließ, für ſeinen künftigen Beruf mit dieſer kümmerlichen Genauigkeit zu ſammeln. Bald wird ſeine Berufswiſſenſchaft als ein Stückwerk ihn anekeln; Wünſche

werden in ihm aufwachen, die ſie nicht zu befriedigen vermag, ſein Genie wird ſich gegen ſeine Beſtimmung auflehnen. Als Bruchſtück erſcheint ihm jetzt Alles, was er thut, er ſieht keinen Zweck ſeines Wirkens, und doch kann er Zwecklosigkeit nicht ertragen. Das Mühſelige, das Geringfügige in ſeinen Berufsgeſchäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegenſetzen kann, der nur die helle Einſicht, nur die geahnete Vollendung begleitet. Er fühlt ſich abgeſchnitten, herausgeriſſen aus dem Zuſammenhang der Dinge, weil er unterlaſſen hat, ſeine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuſchließen. Dem Rechtsgelehrten entleidet ſeine Rechtswiſſenſchaft, ſobald der Schimmer beſſerer Cultur ihre Blößen ihm beleuchtet, anſtatt daß er jetzt ſtreben ſollte, ein neuer Schöpfer derſelben zu ſeyn, und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbeſſern. Der Arzt entzweiet ſich mit ſeinem Beruf, ſobald ihm wichtige Fehlſchläge die Unzuverläſſigkeit ſeiner Syſteme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den ſeinigen, ſobald ſein Glaube an die Unfehlbarkeit ſeines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält ſich der philoſophiſche Kopf! — Eben ſo ſorgfältig, als der Brodgelehrte ſeine Wiſſenſchaft von allen übrigen abſondert, beſtrebt ſich jener, ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wieder herzuſtellen — herzuſtellen, ſage ich, denn nur der abſtrahirende Verſtand hat jene Gränzen gemacht, hat jene Wiſſenſchaften von einander geſchieden. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philoſophiſche Geiſt. Frühe hat er ſich überzeugt, daß im Gebiete des Verſtandes, wie in der Sinnenwelt, Alles in einander greife, und ſein reger Trieb nach Uebereinſtimmung kann ſich mit Bruchſtücken nicht begnügen. Alle ſeine Beſtrebungen ſind auf Vollendung ſeines Gewiſſens gerichtet; ſeine

edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle ſeine Begriffe zu einem harmoniſchen Ganzen ſich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt ſeiner Kunſt, ſeiner Wiſſenſchaften ſteht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überſchauet. Neue Entdeckungen im Kreiſe ſeiner Thätigkeit, die den Brodgelehrten niederſchlagen, entzücken den philoſophiſchen Geiſt. Vielleicht füllen ſie eine Lücke, die das werdende Ganze ſeiner Begriffe noch verunſtaltet hatte, oder ſetzen den letzten noch fehlenden Stein an ſein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten ſie es aber auch zertrümmern, ſollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerſcheinung, ein neu entdecktes Geſetz in der Körperwelt den ganzen Bau ſeiner Wiſſenſchaft umſtürzen: ſo hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als ſein Syſtem, und gerne wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und ſchönern vertauſchen. Ja, wenn kein Streich von außen ſein Ideengebäude erſchüttert, ſo iſt er ſelbſt, von einem ewig wirkſamen Trieb nach Verbeſſerung gezwungen, er ſelbſt iſt der erſte, der es unbefriedigt auseinander legt, um es vollkommener wieder herzuſtellen. Durch immer neue und immer ſchönere Gedankenformen ſchreitet der philoſophiſche Geiſt zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brodgelehrte in ewigem Geiſtesſtillſtande das unfruchtbare Einerlei ſeiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdienſtes als der philoſophiſche Kopf. Scharfſichtig und erfinderiſch genug, um jede Thätigkeit zu nutzen, iſt er auch billig genug, den Urheber auch der kleinſten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener weiß Alles, was um ihn geſchieht und gedacht wird, in ſein Eigenthum zu verwandeln — zwiſchen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinſchaft aller Güter des Geiſtes; was Einer im

Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben. — Der Brodgelehrte verzäunet ſich gegen alle ſeine Nachbarn, denen er neidiſch Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur ſchwach gegen die ſiegende Vernunft vertheidigt. Zu Allem, was der Brodgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von außen her borgen: der philoſophiſche Geiſt findet in ſeinem Gegenſtand, in ſeinem Fleiße ſelbſt, Reiz und Belohnung. Wie viel begeiſterter kann er ſein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird ſein Eifer, wie viel ausdauernder ſein Muth und ſeine Thätigkeit ſeyn, da bei ihm die Arbeit ſich durch die Arbeit verjünget! Das Kleine ſelbſt gewinnt Größe unter ſeiner ſchöpferiſchen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brodgelehrte in dem Großen ſelbſt nur das Kleine ſieht. Nicht was er treibt, ſondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterſcheidet den philoſophiſchen Geiſt. Wo er auch ſtehe und wirke, er ſteht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und ſo weit ihn auch das Object ſeines Wirkens von ſeinen übrigen Brüdern entferne, er iſt ihnen verwandt und nahe durch einen harmoniſch wirkenden Verſtand; er begegnet ihnen, wo alle hellen Köpfe einander finden.

Soll ich dieſe Schilderung noch weiter fortführen, oder darf ich hoffen, daß es bereits bei Ihnen entſchieden ſey, welches von den beiden Gemälden, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie ſich zum Muſter nehmen wollen? Von der Wahl, die Sie zwiſchen beiden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Univerſalgeſchichte empfohlen oder erlaſſen werden kann. Mit dem Zweiten allein habe ich es zu thun; denn bei dem Beſtreben, ſich dem Erſten nützlich zu machen, möchte ſich die Wiſſenſchaft ſelbſt allzu weit

von ihrem höhern Endzweck entfernen, und einen kleinen Gewinn mit einem zu großen Opfer erkaufen.

Ueber den Geſichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wiſſenſchaft zu beſtimmen iſt, kann ich mich dem Begriff der Univerſalgeſchichte ſelbſt, dem Gegenſtande der heutigen Vorleſung, nähern.

Die Entdeckungen, welche unſere europäiſchen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küſten gemacht haben, geben uns ein eben ſo lehrreiches als unterhaltendes Schauſpiel. Sie zeigen uns Völkerſchaften, die auf den mannichfaltigſten Stufen der Bildung um uns herum gelagert ſind, wie Kinder verſchiedenen Alters um einen Erwachſenen herum ſtehen, und durch ihr Beiſpiel ihm in Erinnerung bringen, was er ſelbſt vormals geweſen, und wovon er ausgegangen iſt. Eine weiſe Hand ſcheint uns dieſe rohen Völkerſtämme bis auf den Zeitpunkt aufgeſpart zu haben, wo wir in unſerer eigenen Cultur weit genug würden fortgeſchritten ſeyn, um von dieſer Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns ſelbſt zu machen, und den verlornen Anfang unſers Geſchlechts aus dieſem Spiegel wieder herzuſtellen. Wie beſchämend und traurig aber iſt das Bild, das uns dieſe Völker von unſerer Kindheit geben! und doch iſt es nicht einmal die erſte Stufe mehr, auf der wir ſie erblicken. Der Menſch fing noch verächtlicher an. Wir finden jene doch ſchon als Völker, als politiſche Körper: aber der Menſch mußte ſich erſt durch eine außerordentliche Anſtrengung zur politiſchen Geſellſchaft erheben.

Was erzählen uns die Reiſebeſchreiber nun von dieſen Wilden? Manche fanden ſie ohne Bekanntſchaft mit den unentbehrlichſten Künſten, ohne das Eiſen, ohne den Pflug, einige ſogar ohne den Beſitz des Feuers. Manche

rangen noch mit wilden Thieren um Speiſe und Wohnung, bei vielen hatte ſich die Sprache noch kaum von thieriſchen Tönen zu verſtändlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das ſo einfache Band der *Ehe*, dort noch keine Kenntniß des *Eigenthums*; hier konnte die ſchlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung feſthalten, die ſie doch täglich wiederholte; ſorglos ſah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute ſchlief, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder ſchlafen würde. Krieg hingegen war bei Allen, und das Fleiſch des überwundenen Feindes nicht ſelten der Preis des Sieges. Andere, die, mit mehreren Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, ſchon eine höhere Stufe der Bildung erſtiegen hatten, zeigten von Knechtſchaft und Deſpotismus ein ſchauderhaftes Bild. Dort ſah man einen Deſpoten Afrika's ſeine Unterthanen für einen Schluck Branntwein verhandeln: — hier wurden ſie auf ſeinem Grabe abgeſchlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft ſich die fromme Einfalt vor einem lächerlichen Fetiſch, und hier vor einem grauſenvollen Scheuſal nieder; in ſeinen Göttern malt ſich der Menſch. So tief ihn dort Sklaverei, Dummheit und Aberglauben niederbeugen, ſo elend iſt er hier durch das andere Extrem geſetzloſer Freiheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüſtet, von jedem Geräuſch aufgeſcheucht, reckt der Wilde ſein ſcheues Ohr in die Wüſte; *Feind* heißt ihm Alles, was neu iſt, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an ſeine Küſte ſchleudert! Kein wirthlicher Herd wird ihm rauchen, kein ſüßes Gaſtrecht ihn erfreuen. Aber ſelbſt da, wo ſich der Menſch von einer feindſeligen Einſamkeit zur Geſellſchaft, von der Noth zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeigt er ſich unſern Augen! Sein roher Geſchmack

ſucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entſetzen erweckt uns ſelbſt ſeine Tugend, und das, was er ſeine Glückſeligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen.

So waren wir. Nicht viel beſſer fanden uns Cäſar und Tacitus vor achtzehnhundert Jahren.

Was ſind wir jetzt? — Laſſen Sie mich einen Augenblick bei dem Zeitalter ſtille ſtehen, worin wir leben, bei der gegenwärtigen Geſtalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menſchliche Fleiß hat ſie angebaut, und den widerſtrebenden Boden durch ſein Beharren und ſeine Geſchicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürren Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahreszeiten hat der Menſch durch einander gemengt, und die weichlichen Gewächſe des Orients zu ſeinem rauhern Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Weſtindien und dem Südmeere trug, hat er Aſien in Europa auferſtehen laſſen. Ein heiterer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wälder, welche die ſtarke Menſchenhand zerriß und dem Sonnenſtrahl aufthat, und in den Wellen des Rheins ſpiegeln ſich Aſiens Reben. An ſeinen Ufern erheben ſich volkreiche Städte, die Genuß und Arbeit in munterm Leben durchſchwärmen. Hier finden wir den Menſchen in ſeines Erwerbes friedlichem Beſitz ſicher unter einer Million, ihn, dem ſonſt ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch ſeinen Eintritt in die Geſellſchaft verlor, hat er wieder gewonnen durch weiſe Geſetze. Von dem blinden Zwang des Zufalls und der Noth hat er ſich unter die ſanftere Herrſchaft der Verträge geflüchtet, und die Freiheit des Raubthiers hingegeben, um die edlere Freiheit des Menſchen zu retten. Wohlthätig haben ſich ſeine Sorgen getrennt, ſeine Thätigkeiten

vertheilt. Jetzt nöthigt ihn das gebieteriſche Bedürfniß nicht mehr an die Pflugſchar, jetzt fordert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Herd zu vertheidigen. Mit dem Arme des Landmannes füllt er ſeine Scheunen, mit den Waffen des Kriegers ſchützt er ſein Gebiet. Das Geſetz wacht über ſein Eigenthum — und ihm bleibt das unſchätzbare Recht, ſich ſelbſt ſeine Pflicht auszuleſen.

Wie viele Schöpfungen der Kunſt, wie viele Wunder des Fleißes, welches Licht in allen Feldern des Wiſſens, ſeitdem der Menſch in der traurigen Selbſtvertheidigung ſeine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, ſeitdem es in ſeine Willkür geſtellt worden, ſich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entfliehen ſoll; ſeitdem er das koſtbare Vorrecht errungen hat, über ſeine Fähigkeit frei zu gebieten, und dem Ruf ſeines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, ſeitdem die vervielfältigten Begierden dem Erfindungsgeiſt neue Flügel gaben, und dem Fleiß neue Räume aufthaten! — Die Schranken ſind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindſeligem Egoismus abſonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht ſeines Jahrhunderts kann nunmehr den Geiſt eines neuern Galilei und Erasmus beſcheinen.

Seitdem die Geſetze zu der Schwäche des Menſchen herunterſtiegen, kam der Menſch auch den Geſetzen entgegen. Mit ihnen iſt er ſanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbariſchen Strafen folgen die barbariſchen Verbrechen allmählich in die Vergeſſenheit nach. Ein großer Schritt zur Veredlung iſt geſchehen, daß die Geſetze tugendhaft ſind, wenn auch gleich noch nicht die Menſchen. Wo die Zwangspflichten von dem Menſchen ablaſſen, übernehmen ihn

die Sitten. Den keine Strafe ſchreckt und kein Gewiſſen zügelt, halten jetzt die Geſetze des Anſtandes und der Ehre in Schranken.

Wahr iſt es, auch in unſer Zeitalter haben ſich noch manche barbariſche Ueberreſte aus den vorigen eingedrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen ſollte. Aber wie viel Zweckmäßigkeit hat der Verſtand des Menſchen auch dieſem barbariſchen Nachlaß der ältern und mittlern Jahrhunderte gegeben! Wie unſchädlich, ja wie nützlich hat er oft gemacht, was er umzuſtürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lehen-Anarchie führte Deutſchland das Syſtem ſeiner politiſchen und kirchlichen Freiheit auf. Das Schattenbild des römiſchen Imperators, das ſich dieſſeits der Apenninen erhalten, leiſtet der Welt jetzt unendlich mehr Gutes, als ſein ſchreckhaftes Urbild im alten Rom — denn es hält ein nützliches Staatsſyſtem durch Eintracht zuſammen: jenes drückte die thätigſten Kräfte der Menſchheit in einer ſklaviſchen Einförmigkeit darnieder. Selbſt unſere Religion — ſo ſehr entſtellt durch die untreuen Hände, durch welche ſie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluß der beſſern Philoſophie verkennen? Unſere Leibnitze und Locke machten ſich um das Dogma und um die Moral des Chriſtenthums eben ſo verdient, als — der Pinſel eines Raphael und Correggio um die heilige Geſchichte.

Endlich unſere Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunſt ſind ſie in einander verſchlungen! Wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vormals durch die feierlichſten Verträge verbrüdert! Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharniſchter Krieg, und die Selbſtliebe eines Staats ſetzt ihn zum Wächter über den

Wohlſtand des andern. Die europäiſche Staatengeſellſchaft ſcheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenoſſen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleiſchen.

Welche entgegengeſetzte Gemälde! Wer ſollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeſchritttenen Bruder des neuern Canadiers, des alten Celten vermuthen? Alle dieſe Fertigkeiten, Kunſttriebe, Erfahrungen, alle dieſe Schöpfungen der Vernunft ſind im Raume von wenigen Jahrtauſenden in dem Menſchen angepflanzt und entwickelt worden; alle dieſe Wunder der Kunſt, dieſe Rieſenwerke des Fleißes ſind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte dieſe heraus? Welche Zuſtände durchwanderte der Menſch, bis er von jenem Aeußerſten zu dieſem Aeußerſten, vom ungeſelligen Höhlenbewohner — zum geiſtreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinaufſtieg? — Die allgemeine Weltgeſchichte gibt Antwort auf dieſe Frage.

So unermeßlich ungleich zeigt ſich uns das nämliche Volk auf dem nämlichen Landſtriche, wenn wir es in verſchiedenen Zeiträumen anſchauen! Nicht weniger auffallend iſt der Unterſchied, den uns das gleichzeitige Geſchlecht, aber in verſchiedenen Ländern, darbietet. Welche Mannichfaltigkeit in Gebräuchen, Verfaſſungen und Sitten! Welcher raſche Wechſel von Finſterniß und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückſeligkeit und Elend, wenn wir den Menſchen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aufſuchen! Frei an der Themſe, und für dieſe Freiheit ſein eigener Schuldner; hier unbezwingbar zwiſchen ſeinen Alpen, dort zwiſchen ſeinen Kunſtflüſſen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichſel kraftlos und elend durch ſeine Zwietracht; jenſeits der Py=

renäen durch ſeine Ruhe kraftlos und elend. Wohlhabend und geſegnet in Amſterdam ohne Ernte; dürftig und unglücklich an des Ebro unbenutztem Paradieſe. Hier zwei entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfniß, Kunſtfleiß und politiſche Bande; dort die Anwohner Eines Stroms durch eine andere Liturgie unermeßlich geſchieden! Was führte Spaniens Macht über den atlantiſchen Ocean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Deutſchland ſo viele Throne, und ließ in Frankreich alle, bis auf Einen verſchwinden? — Die Univerſalgeſchichte löst dieſe Frage.

Selbſt daß wir uns in dieſem Augenblicke hier zuſammen fanden, uns mit dieſem Grade von Nationalcultur, mit dieſer Sprache, dieſen Sitten, dieſen bürgerlichen Vortheilen, dieſem Maß von Gewiſſensfreiheit zuſammen fanden, iſt das Reſultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die ganze Weltgeſchichte würde wenigſtens nöthig ſeyn, dieſes einzige Moment zu erklären; daß wir uns als Chriſten zuſammen fanden, mußte dieſe Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judenthum hervorgehen, mußte ſie den römiſchen Staat genau ſo finden, als ſie ihn fand, um ſich mit ſchnellem, ſiegendem Lauf über die Welt zu verbreiten, und den Thron der Cäſaren endlich ſelbſt zu beſteigen. Unſere rauhen Vorfahren in den thüringiſchen Wäldern mußten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzunehmen. Durch ſeine wachſenden Reichthümer, durch die Unwiſſenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrſcher mußte der Klerus verführt und begünſtigt werden, ſein Anſehen zu mißbrauchen, und ſeine ſtille Gewiſſensmacht in ein weltliches Schwert umzuwandeln. Die Hierarchie mußte

in einem Gregor und Innocenz alle ihre Gräuel auf das Menſchengeſchlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß und des geiſtlichen Deſpotismus ſchreiendes Skandal einen unerſchrockenen Auguſtinermönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben, und dem römiſchen Hierarchen eine Hälfte Europens zu entreißen, — wenn wir uns als proteſtantiſche Chriſten hier verſammeln ſollten. Wenn dieß geſchehen ſollte, ſo mußten die Waffen unſerer Fürſten Karln V einen Religionsfrieden abnöthigen; ein Guſtav Adolph mußte den Bruch dieſes Friedens rächen, ein neuer allgemeiner Friede ihn auf Jahrhunderte begründen. Städte mußten ſich in Italien und Deutſchland erheben, dem Fleiß ihre Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenſchaft zerbrechen, unwiſſenden Tyrannen den Richterſtab aus den Händen ringen, und durch eine kriegeriſche Hanſa ſich in Achtung ſetzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluß den Künſten der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen Mittelſtande, dem Schöpfer unſerer ganzen Cultur, ein dauerhaftes Glück für die Menſchheit heranreifen ſollte. Deutſchlands Kaiſer mußten ſich in Jahrhunderte langen Kämpfen mit den Päpſten, mit ihren Vaſallen, mit eiferſüchtigen Nachbarn entkräften — Europa ſich ſeines gefährlichen Ueberfluſſes in Aſiens Gräbern entladen, und der trotzige Lehenadel in einem mörderiſchen Fauſtrecht, Römerzügen und heiligen Fahrten ſeinen Empörungsgeiſt ausbluten — wenn das verworrene Chaos ſich ſondern und die ſtreitenden Mächte des Staats in dem geſegneten Gleichgewichte ruhen ſollten, wovon unſere jetzige Muße der Preis iſt. Wenn ſich unſer Geiſt aus der Unwiſſenheit herausringen ſollte, worin geiſtlicher und weltlicher Zwang ihn gefeſſelt hielt: ſo mußte der lang erſtickte Keim der Gelehrſamkeit unter

ihren wüthendſten Verfolgern aufs neue hervorbrechen, und ein Al Mamun den Wiſſenſchaften den Raub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarei mußte unſere Vorfahren von den blutigen Urtheilen Gottes zu menſchlichen Richterſtühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunſt zur Betrachtung der Natur zurückrufen; der Müßiggang der Mönche mußte für das Böſe, das ihre Werkthätigkeit ſchuf, von ferne einen Erſatz zubereiten, und der profane Fleiß in den Klöſtern die zerrütteten Reſte des Auguſtiſchen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunſt hinhalten. An griechiſchen und römiſchen Muſtern mußte der niedergedrückte Geiſt nordiſcher Barbaren ſich aufrichten, und die Gelehrſamkeit einen Bund mit den Muſen und Grazien ſchließen, wenn ſie einen Weg zu dem Herzen finden, und den Namen einer Menſchenbilderin ſich verdienen ſollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Ariſtoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius geboren, wenn dieſe beiden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politiſchen Wohlſtands emporgedrungen wären, welche ſie wirklich erſtiegen haben? Mit Einem Wort — wenn nicht ihre ganze Geſchichte vorhergegangen wäre? Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchen-Revolutionen mußten zuſammentreffen, dieſen neuen, noch zarten Keimen von Wiſſenſchaft und Kunſt Wachsthum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege mußten geführt, wie viele Bündniſſe geknüpft, zerriſſen und aufs neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundſatz zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt zu richten, und ihre Kräfte zu einem verſtändigen Zwecke zu verſammeln!

Selbſt in den alltäglichſten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden; die ungleichartigſten Perioden der Menſchheit ſteuern zu unſerer Cultur, wie die entlegenſten Welttheile zu unſerem Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unſern Speiſen, und der Preis, um den wir ſie kaufen, viele unſerer kräftigſten Heilmittel, und eben ſo viele neue Werkzeuge unſeres Verderbens — ſetzen ſie nicht einen Columbus voraus, der Amerika entdeckte, einen Vasco de Gama, der die Spitze von Afrika umſchiffte?

Es zieht ſich alſo eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menſchengeſchlechts hinauf, die wie Urſache und Wirkung in einander greifen. Ganz und vollzählig überſchauen kann ſie nur der unendliche Verſtand; dem Menſchen ſind engere Gränzen geſetzt. I. Unzählig viele dieſer Ereigniſſe haben entweder keinen menſchlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder ſie ſind durch kein Zeichen feſtgehalten worden. Dahin gehören alle, die dem Menſchengeſchlechte ſelbſt und der Erfindung der Zeichen vorhergegangen ſind. Die Quelle aller Geſchichte iſt Tradition und das Organ der Tradition iſt die Sprache. Die ganze Epoche vor der Sprache, ſo folgenreich ſie auch für die Welt geweſen, iſt für die Weltgeſchichte verloren. II. Nachdem aber auch die Sprache erfunden, und durch ſie die Möglichkeit vorhanden war, geſchehene Dinge auszudrücken und weiter mitzutheilen, ſo geſchah dieſe Mittheilung anfangs durch den unſichern und wandelbaren Weg der Sagen. Von Munde zu Munde pflanzte ſich eine ſolche Begebenheit durch eine lange Folge von Geſchlechtern fort, und da ſie durch Media ging, die verändert werden und verändern, ſo mußte ſie dieſe Veränderungen

mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage iſt daher eine ſehr unzuverläſſige Quelle für die Geſchichte; daher ſind alle Begebenheiten vor dem Gebrauche der Schrift für die Weltgeſchichte ſo gut als verloren. III. Die Schrift iſt aber ſelbſt nicht unvergänglich; unzählig viele Denkmäler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerſtört, und nur wenige Trümmer haben ſich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunſt gerettet. Bei weitem der größere Theil iſt mit den Aufſchlüſſen, die er uns geben ſollte, für die Weltgeſchichte verloren. IV. Unter den Wenigen endlich, welche die Zeit verſchonte, iſt die größere Anzahl durch die Leidenſchaft, durch den Unverſtand, und oft ſelbſt durch das Genie ihrer Beſchreiber verunſtaltet und unkennbar gemacht. Das Mißrauen erwacht bei dem älteſten hiſtoriſchen Denkmal, und es verläßt uns nicht einmal bei einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die ſich heute erſt, und unter Menſchen, mit denen wir leben, und in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widerſprechenden Berichten Mühe haben, die Wahrheit zu enträthſeln: welchen Muth können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtauſende von uns entlegen ſind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher geſchehenen Abzügen zurückbleibt, iſt der Stoff der Geſchichte in ihrem weiteſten Verſtande. Was und wie viel von dieſem hiſtoriſchen Stoff gehört nun der Univerſalgeſchichte?

Aus der ganzen Summe dieſer Begebenheiten hebt der Univerſalhiſtoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Geſtalt der Welt und den Zuſtand der jetzt lebenden Generation einen weſentlichen unwiderſprechlichen und leicht zu ver-

folgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältniß eines hiſtoriſchen Datums zu der heutigen Weltverfaſſung iſt es alſo, worauf geſehen werden muß, um Materialien für die Weltgeſchichte zu ſammeln. Die Weltgeſchichte geht alſo von einem Princip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegenſtehet. Die wirkliche Folge der Begebenheiten ſteigt von dem Urſprung der Dinge zu ihrer neueſten Ordnung herab; der Univerſalhiſtoriker rückt von der neueſten Weltlage aufwärts dem Urſprunge der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächſt vorhergegangenen in Gedanken hinaufſteigt, und unter den Begebenheiten, die das letztere ihm darbietet, diejenigen ſich merkt, welche den Aufſchluß über die nächſtfolgenden enthalten — wenn er die en Gang ſchrittweiſe fortgeſetzt hat bis zum Anfange — nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiſer — bis zum Anfang der Denkmäler; dann ſteht es bei ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren, und an dem Leitfaden dieſer bezeichneten Facten, ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neueſten Zeitalter herunter zu ſteigen. Dieß iſt die Weltgeſchichte, die wir haben, und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeſchichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhängig iſt, ſo müſſen eben ſo viele Lücken in der Weltgeſchichte entſtehen, als es leere Strecken in der Ueberlieferung gibt. So gleichförmig, nothwendig und beſtimmt ſich die Weltveränderungen aus einander entwickeln, ſo unterbrochen und zufällig werden ſie in der Geſchichte in einander gefügt ſeyn. Es iſt daher zwiſchen dem Gange der Welt und dem Gange der Weltgeſchichte ein merkliches Mißverhältniß ſichtbar. Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strom vergleichen, wovon aber in der Welt-

geſchichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird. Da es ferner leicht geſchehen kann, daß der Zuſammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zuſtande des laufenden Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, worin ſie mit Ereigniſſen ſteht, die ihr vorhergingen oder gleichzeitig waren, ſo iſt es ebenfalls unvermeidlich, daß Begebenheiten, die ſich mit dem neueſten Zeitalter aufs genaueſte binden, in dem Zeitalter, dem ſie eigentlich angehören, nicht ſelten iſolirt erſcheinen. Ein Factum dieſer Art wäre z. B. der Urſprung des Chriſtenthums und beſonders der chr ſtlichen Sittenlehre. Die chriſtliche Religion hat an der gegenwärtigen Geſtalt der Welt einen ſo vielfältigen Antheil, daß ihre Erſcheinung das wichtigſte Factum für die Weltgeſchichte wird: aber weder in der Zeit, wo ſie ſich zeigte, noch in dem Volke, bei dem ſie aufkam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erſcheinung.

So würde denn unſere Weltgeſchichte nie etwas anders, als ein Aggregat von Bruchſtücken werden, und nie den Namen einer Wiſſenſchaft verdienen. Jetzt alſo kommt ihr der philoſophiſche Verſtand zu Hülfe, und indem er dieſe Bruchſtücke durch künſtliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum Syſtem, zu einem vernunftmäßig zuſammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgeſetze und des menſchlichen Gemüths, welche Einheit Urſache iſt, daß die Ereigniſſe des entfernteſten Alterthums, unter dem Zuſammenfluß ähnlicher Umſtände von außen, in den neueſten Zeitläufen wiederkehren; daß alſo von den neueſten Erſcheinungen, die im Kreiſe unſerer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche ſich in geſchichtloſen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode,

nach der Analogie zu ſchließen, iſt, wie überall, ſo auch in der Geſchichte, ein mächtiges Hülfsmittel: aber ſie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit eben ſo viel Vorſicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann ſich der philoſophiſche Geiſt bei dem Stoffe der Weltgeſchichte verweilen, ſo wird ein neuer Trieb in ihm geſchäftig werden, der nach Uebereinſtimmung ſtrebt — der ihn unwiderſtehlich reizt, Alles um ſich herum ſeiner eigenen vernünftigen Natur zu aſſimiliren, und jede ihm vorkommende Erſcheinung zu der höchſten Wirkung, die er erkannt, zum Gedanken zu erheben. Je öfter alſo und mit je glücklicherem Erfolg er den Verſuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: deſto mehr wird er geneigt, was er als Urſache und Wirkung in einander greifen ſieht, als Mittel und Abſicht zu verbinden. Eine Erſcheinung nach der andern fängt an, ſich dem blinden Ungefähr, der geſetzloſen Freiheit zu entziehen, und ſich einem übereinſtimmenden Ganzen (das freilich nur in ſeiner Vorſtellung vorhanden iſt) als ein paſſendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm ſchwer, ſich zu überreden, daß dieſe Folge von Erſcheinungen, die in ſeiner Vorſtellung ſo viel Regelmäßigkeit und Abſicht annahm, dieſe Eigenſchaften in der Wirklichkeit verläugne; es fällt ihm ſchwer, wieder unter die blinde Herrſchaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verſtandes angefangen hatte, eine ſo heitere Geſtalt zu gewinnen. Er nimmt alſo dieſe Harmonie aus ſich ſelbſt heraus, und verpflanzt ſie außer ſich in die Ordnung der Dinge, d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologiſches Princip in die Weltgeſchichte. Mit dieſem durchwandert er ſie noch einmal, und hält es prüfend gegen jede Erſcheinung, welche dieſer große Schauplatz ihm darbietet. Er ſieht es durch tau=

ſend beiſtimmende Facta beſtätigt, und durch eben ſo viele andere widerlegt; aber ſo lange in der Reihe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, ſo lange das Schickſal über ſo viele Begebenheiten den letzten Aufſchluß noch zurückhält, erklärt er die Frage für unentſchieden, und diejenige Meinung ſiegt, welche dem Verſtande die höhere Befriedigung und dem Herzen die größere Glückſeligkeit anzubieten hat.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß eine Weltgeſchichte nach letzterm Plane in den ſpäteſten Zeiten erſt zu erwarten ſteht. Eine vorſchnelle Anwendung dieſes großen Maßes könnte den Geſchichtsforſcher leicht in Verſuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und dieſe glückliche Epoche für die Weltgeſchichte immer weiter zu entfernen, indem er ſie beſchleunigen will. Aber nicht zu frühe kann die Aufmerkſamkeit auf dieſe lichtvolle und doch ſo ſehr vernachläſſigte Seite der Weltgeſchichte gezogen werden, wodurch ſie ſich an den höchſten Gegenſtand aller menſchlichen Beſtrebungen anſchließt. Schon der ſtille Hinblick auf dieſes, wenn auch nur mögliche Ziel, muß dem Fleiß des Forſchers einen belebenden Sporn und eine ſüße Erholung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinſte Bemühung ſeyn, wenn er ſich auf dem Wege ſieht, oder auch nur einen ſpäten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulöſen, und dem höchſten Geiſt in ſeiner ſchönſten Wirkung zu begegnen.

Und auf ſolche Art behandelt, m. HH., wird Ihnen das Studium der Weltgeſchichte eine eben ſo anziehende als nützliche Beſchäftigung gewähren. Licht wird ſie in Ihrem Verſtande, und eine wohlthätige Begeiſterung in Ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geiſt von der gemeinen und kleinlichen Anſicht moraliſcher Dinge entwöhnen, und, indem ſie vor

Ihren Augen das große Gemälde der Zeiten und Völker aus einander breitet, wird ſie die vorſchnellen Entſcheidungen des Augenblicks und die beſchränkten Urtheile der Selbſtſucht verbeſſern. Indem ſie den Menſchen gewöhnt, ſich mit der ganzen Vergangenheit zuſammen zu faſſen, und mit ſeinen Schlüſſen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: ſo verbirgt ſie die Gränzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menſchen ſo eng und ſo drückend umſchließen, ſo breitet ſie optiſch täuſchend ſein kurzes Daſeyn in einen unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Menſch verwandelt ſich und flieht von der Bühne; ſeine Meinungen fliehen und verwandeln ſich mit ihm: die Geſchichte allein bleibt unausgeſetzt auf dem Schauplatz eine unſterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der Homeriſche Zeus ſieht ſie mit gleich heiterm Blick auf die blutigen Arbeiten des Kriegs, und auf die friedlichen Völker herab, die ſich von der Milch ihrer Heerden ſchuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menſchen mit dem Weltlauf zu ſchalten ſcheine, ruhig ſieht ſie dem verworrenen Spiele zu; denn ihr weitreichender Blick entdeckt ſchon von ferne, wo dieſe regellos ſchweifende Freiheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was ſie dem ſtrafenden Gewiſſen eines Gregors und Cromwells geheim hält, eilt ſie der Menſchheit zu offenbaren: „daß der ſelbſtſüchtige Menſch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befördert.“

Kein falſcher Schimmer wird ſie blenden, kein Vorurtheil der Zeit ſie dahinreißen, denn ſie erlebt das letzte Schickſal aller Dinge. Alles, was aufhört, hat für ſie gleich kurz gedauert: ſie hält den verdienten Olivenkranz friſch, und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit thürmte. Indem ſie das feine Getriebe aus einander legt, wodurch die ſtille Hand der Natur

ſchon ſeit dem Anfange der Welt die Kräfte des Menſchen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für dieſen großen Naturplan gewonnen worden iſt: ſo ſtellt ſie den wahren Maßſtab für Glückſeligkeit und Verdienſt wieder her, den der herrſchende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälſchte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums, und von der kindiſchen Sehnſucht nach vergangenen Zeiten; und indem ſie uns auf unſere eigenen Beſitzungen aufmerkſam macht, läßt ſie uns die geprieſenen goldenen Zeiten Alexanders und Auguſts nicht zurückwünſchen.

Unſer menſchliches Jahrhundert herbeizuführen, haben ſich — ohne es zu wiſſen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angeſtrengt. Unſer ſind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geſchichte erſt werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Beſitz ſo gern unſere Dankbarkeit rauben: koſtbare theure Güter, an denen das Blut der Beſten und Edelſten klebt, die durch die ſchwere Arbeit ſo vieler Generationen haben errungen werden müſſen! Und welcher unter Ihnen, bei dem ſich ein heller Geiſt mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieſer hohen Verpflichtung eingedenk ſeyn, ohne daß ſich ein ſtiller Wunſch in ihm regte, an das kommende Geſchlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müſſen, auch aus unſern Mitteln einen Beitrag zu legen, und an dieſer unvergänglichen Kette, die durch alle Men-

ſchengeſchlechter ſich windet, unſer fliehendes Daſeyn zu befeſtigen. Wie verſchieden auch die Beſtimmung ſey, die in der bürgerlichen Geſellſchaft Sie erwartet — etwas dazu ſteuern können Sie Alle! Jedem Verdienſt iſt eine Bahn zur Unſterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unſterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben ſollte!

Etwas über die erſte Menſchengeſellſchaft nach dem Leitfaden der Moſaiſchen Urkunde.*)

Uebergang des Menſchen zur Freiheit und Humanität.

An dem Leitbande des Inſtincts, woran ſie noch jetzt das vernunftloſe Thier leitet, mußte die Vorſehung den Menſchen in das Leben einführen, und, da ſeine Vernunft noch unentwickelt war, gleich einer wachſamen Amme hinter ihm ſtehen. Durch Hunger und Durſt zeigte ſich ihm das Bedürfniß der Nahrung an; was er zu Befriedigung desſelben brauchte, hatte ſie in reichlichem Vorrath um ihn herum gelegt, und durch Geruch und Geſchmack leitete ſie ihn im Wählen. Durch ein ſanftes Klima hatte ſie ſeine Nacktheit geſchont, und durch einen allgemeinen Frieden um ihn her ſein wehrloſes Leben geſichert. Für die Erhaltung ſeiner Gattung war durch den Geſchlechtstrieb geſorgt. Als Pflanze und Thier war der Menſch alſo vollendet. Auch ſeine Vernunft hatte ſchon von fern angefangen, ſich zu entfalten. Weil nämlich die Natur noch für ihn dachte,

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieſer Aufſatz gehört, ſo wie die beiden folgenden, zu den univerſalhiſtoriſchen Vorleſungen des Verfaſſers auf der Univerſität Jena. Im 11ten Heft der Thalia erſchien er zuerſt.

ſorgte und handelte, ſo konnten ſich ſeine Kräfte deſto leichter und ungehinderter auf die ruhige Anſchauung richten, ſeine Vernunft, noch von keiner Sorge zerſtreut, konnte ungeſtört an ihrem Werkzeuge der Sprache bauen und das zarte Gedankenſpiel ſtimmen. Mit dem Auge eines Glücklichen ſah er jetzt noch herum in der Schöpfung; ſein frohes Gemüth faßte alle Erſcheinungen uneigennützig und rein auf, und legte ſie rein und lauter in einem regen Gedächtniß nieder. Sanft und lachend war alſo der Anfang des Menſchen, und dieß mußte ſeyn, wenn er ſich zu dem Kampfe ſtärken ſollte, der ihm bevorſtand.

Setzen wir alſo, die Vorſehung wäre auf dieſer Stufe mit ihm ſtill geſtanden, ſo wäre aus dem Menſchen das glücklichſte und geiſtreichſte aller Thiere geworden, — aber aus der Vormundſchaft des Naturtriebs wär' er niemals getreten, frei und alſo moraliſch wären ſeine Handlungen niemals geworden, über die Gränze der Thierheit wär' er niemals geſtiegen. In einer wollüſtigen Ruhe hätte er eine ewige Kindheit verlebt — und der Kreis, in welchem er ſich bewegt hätte, wäre der kleinſtmöglichſte geweſen, von der Begierde zum Genuß, vom Genuß zu der Ruhe, und von der Ruhe wieder zur Begierde.

Aber der Menſch war zu ganz etwas Anderm beſtimmt, und die Kräfte, die in ihm lagen, riefen ihn zu einer ganz andern Glückſeligkeit. Was die Natur in ſeiner Wiegenzeit für ihn übernommen hatte, ſollte er jetzt ſelbſt für ſich übernehmen, ſobald er mündig war. Er ſelbſt ſollte der Schöpfer ſeiner Glückſeligkeit werden, und nur der Antheil, den er daran hätte, ſollte den Grad dieſer Glückſeligkeit beſtimmen. Er ſollte den Stand der Unſchuld, den er jetzt verlor, wieder aufſuchen lernen durch ſeine Vernunft, und als ein freier, vernünftiger Geiſt dahin zurück kommen, wovon er als Pflanze und als eine Creatur des Inſtincts ausgegangen war; aus

einem Paradies der Unwiſſenheit und Knechtſchaft ſollte er ſich, wäre es auch nach ſpäten Jahrtauſenden, zu einem Paradies der Erkenntniß und der Freiheit hinauf arbeiten, einem ſolchen nämlich, wo er dem moraliſchen Geſetze in ſeiner Bruſt eben ſo unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Inſtincte gedient hatte, als die Pflanze und die Thiere dieſem noch dienen. Was war alſo unvermeidlich? Was mußte geſchehen, wenn er dieſem weitgeſteckten Ziele entgegen rücken ſollte? Sobald ſeine Vernunft ihre erſten Kräfte nur geprüft hatte, verſtieß ihn die Natur aus ihren pflegenden Armen, oder, richtiger geſagt, er ſelbſt, von einem Triebe gereizt, den er ſelbſt noch nicht kannte, und unwiſſend, was er in dieſem Augenblicke Großes that, er ſelbſt riß ab von dem leitenden Bande, und mit ſeiner noch ſchwachen Vernunft von dem Inſtincte nur von ferne begleitet, warf er ſich in das wilde Spiel des Lebens, machte er ſich auf den gefährlichen Weg zur moraliſchen Freiheit. Wenn wir alſo jene Stimme Gottes in Eden, die ihm den Baum der Erkenntniß verbot, in eine Stimme ſeines Inſtincts verwandeln, der ihn von dieſem Baume zurückzog, ſo iſt ſein vermeintlicher Ungehorſam gegen jenes göttliche Gebot nichts anders, als — ein Abfall von ſeinem Inſtincte — alſo erſte Aeußerung ſeiner Selbſtthätigkeit, erſtes Wageſtück ſeiner Vernunft, erſter Anfang ſeines moraliſchen Daſeyns. Dieſer Abfall des Menſchen vom Inſtincte, der das moraliſche Uebel zwar in die Schöpfung brachte, aber nur um das moraliſche Gute darin möglich zu machen, iſt ohne Widerſpruch die glücklichſte und größte Begebenheit in der Menſchengeſchichte; von dieſem Augenblick her ſchreibt ſich ſeine Freiheit, hier wurde zu ſeiner Moralität der erſte entfernte Grundſtein gelegt. Der Volkslehrer hat ganz recht, wenn er dieſe Begebenheit als einen Fall des erſten Menſchen behandelt, und, wo es ſich thun läßt, nützliche

moraliſche Lehren daraus zieht; aber der Philoſoph hat nicht weniger recht, der menſchlichen Natur im Großen zu dieſem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünſchen. Der erſte hat recht, es einen Fall zu nennen — denn der Menſch wurde aus einem unſchuldigen Geſchöpf ein ſchuldiges, aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moraliſches Weſen, aus einem glücklichen Inſtrumente ein unglücklicher Künſtler.

Der Philoſoph hat recht, es einen Rieſenſchritt der Menſchheit zu nennen, denn der Menſch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebs ein freihandelndes Geſchöpf, aus einem Automat ein ſittliches Weſen, und mit dieſem Schritt trat er zuerſt auf die Leiter, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtauſenden zur Selbſtherrſchaft führen wird. Jetzt wurde der Weg länger, den er zum Genuß nehmen mußte. Anfangs durfte er nur die Hand ausſtrecken, um die Befriedigung ſogleich auf die Begierde folgen zu laſſen; jetzt aber mußte er ſchon Nachdenken, Fleiß und Mühe zwiſchen die Begierde und ihre Befriedigung einſchalten. Der Friede war aufgehoben zwiſchen ihm und den Thieren. Die Noth trieb ſie jetzt gegen ſeine Pflanzungen, ja gegen ihn ſelbſt an, und durch ſeine Vernunft mußte er ſich Sicherheit und eine Ueberlegenheit der Kräfte, die ihm die Natur verſagt hatte, künſtlich über ſie verſchaffen: er mußte Waffen erfinden, und ſeinen Schlaf durch feſte Wohnungen vor dieſem Feinde ſicher ſtellen. Aber hier ſchon erſetzte ihm die Natur an Freuden des Geiſtes, was ſie ihm an Pflanzengenüſſen genommen hatte. Das ſelbſt gepflanzte Kraut überraſchte ihn mit einer Schmackhaftigkeit, die er vorher nicht kennen gelernt hatte; der Schlaf beſchlich ihn nach der ermüdenden Arbeit und unter ſelbſtgebautem Dache ſüßer, als in der trägen Ruhe ſeines Paradieſes. Im Kampfe mit dem Tiger,

der ihn anfiel, freuete er ſich ſeiner entdeckten Gliederkraft und Liſt, und mit jeder überwundenen Gefahr konnte er ſich ſelbſt für das Geſchenk ſeines Lebens danken.

Jetzt war er für das Paradies ſchon zu edel, und er kannte ſich ſelbſt nicht, wenn er im Drange der Noth und unter der Laſt der Sorgen ſich in dasſelbe zurückwünſchte. Ein innerer ungeduldiger Trieb, der erwachte Trieb ſeiner Selbſtthätigkeit, hätte ihn bald in ſeiner müßigen Glückſeligkeit verfolgt, und ihm die Freuden verekelt, die er ſich nicht ſelbſt geſchaffen hatte. Er würde das Paradies in eine Wildniß verwandelt und dann die Wildniß zum Paradies gemacht haben. Aber glücklich für das Menſchengeſchlecht, wenn es keinen ſchlimmern Feind zu bekämpfen gehabt hätte, als die Trägheit des Ackers, den Grimm wilder Thiere und eine ſtürmiſche Natur! — Die Noth drängte ihn, Leidenſchaften wachten auf, und waffneten ihn bald gegen ſeines Gleichen. Mit dem Menſchen mußte er um ſein Daſeyn kämpfen, einen langen, laſterreichen, noch jetzt nicht geendigten Kampf, aber in dieſem Kampfe allein konnte er ſeine Vernunft und Sittlichkeit ausbilden.

Häusliches Leben.

Die erſten Söhne, welche die Mutter der Menſchen gebar, hatten vor ihren Eltern einen ſehr wichtigen Vortheil voraus: ſie wurden von Menſchen erzogen. Alle Fortſchritte, welche die letztern durch ſich ſelbſt, und alſo weit langſamer, hatten thun müſſen, kamen ihren Kindern zu gut, und wurden dieſen ſchon in ihrem zärteſten Alter ſpielend und mit der Herzlichkeit elterlicher Liebe übergeben. Mit dem erſten Sohn alſo, der vom Weibe geboren war, fängt das große Werkzeug an, wirkſam zu werden — das Werkzeug, durch welches das ganze Menſchengeſchlecht ſeine Bildung erhalten hat, und fortfahren wird, zu

erhalten — nämlich die Tradition oder die Ueberlieferung der Begriffe.

Die moſaiſche Urkunde verläßt uns hier und überſpringt einen Zeitraum von fünfzehn und mehrern Jahren, um uns die beiden Brüder als ſchon erwachſen aufzuführen. Aber dieſe Zwiſchenzeit iſt für die Menſchengeſchichte wichtig, und wenn die Urkunde uns verläßt, ſo muß die Vernunft die Lücke ergänzen.

Die Geburt eines Sohnes, ſeine Ernährung, Wartung und Erziehung vermehrten die Kenntniſſe, Erfahrungen und Pflichten der erſten Menſchen mit einem wichtigen Zuwachs, den wir ſorgfältig aufzeichnen müſſen.

Von den Thieren lernte die erſte Mutter ohne Zweifel ihre nothwendigſte Mutterpflicht, ſo wie ſie die Hülfsmittel bei der Geburt wahrſcheinlich von der Noth gelernt hatte. Die Sorgfalt für Kinder machte ſie auf unzählige kleine Bequemlichkeiten aufmerkſam, die ihr bis jetzt unbekannt geweſen; die Anzahl der Dinge, von denen ſie Gebrauch machen lernte, vermehrte ſich, und die Mutterliebe wurde ſinnreich im Erfinden.

Bis jetzt hatten Beide nur e i n geſellſchaftliches Verhältniß, nur e i n e Gattung von Liebe erkannt, weil Jedes in dem Andern nur Einen Gegenſtand vor ſich hatte. Jetzt lernten ſie mit einem neuen Gegenſtande eine neue Gattung von Liebe, ein neues moraliſches Verhältniß kennen — e l t e r l i c h e Liebe. Dieſes neue Gefühl von Liebe war von reinerer Art, als das erſte, es war ganz uneigennützig, da jenes erſte bloß auf Vergnügen, auf wechſelſeitiges Bedürfniß des Umgangs gegründet geweſen war.

Sie betraten alſo mit dieſer neuen Erfahrung ſchon eine höhere Stufe der Sittlichkeit — ſie wurden veredelt.

Aber die elterliche Liebe, in welcher ſich Beide für ihr Kind

vereinigten, bewirkte nun auch eine nicht geringe Veränderung in dem Verhältniß, worin ſie bisher zu einander ſelbſt geſtanden hatten. Die Sorge, die Freude, die zärtliche Theilnahme, worin ſie ſich für den gemeinſchaftlichen Gegenſtand ihrer Liebe begegneten, knüpfte unter ihnen ſelbſt neue und ſchönere Bande an. Jedes entdeckte bei dieſer Gelegenheit in dem andern neue, ſittlich ſchöne Züge, und eine jede ſolcher Entdeckungen erhöhte und verfeinerte ihr Verhältniß. Der Mann liebte in dem Weibe die Mutter, die Mutter ſeines geliebten Sohnes. Das Weib ehrte und liebte in dem Mann den Vater, den Ernährer ihres Kindes. Das bloß ſinnliche Wohlgefallen an einander erhob ſich zur Hochachtung, aus der eigennützigen Geſchlechtsliebe erwuchs die ſchöne Erſcheinung der ehelichen Liebe.

Bald wurden dieſe moraliſchen Erfahrungen mit neuen bereichert. Die Kinder wuchſen heran, und auch unter ihnen knüpfte ſich allmählich ein zärtliches Band an. Das Kind hielt ſich am liebſten zum Kinde, weil jedes Geſchöpf ſich in ſeines Gleichen nur liebt. An zarten, unmerklichen Fäden erwuchs die Geſchwiſterliebe — eine neue Erfahrung für die erſten Eltern. Sie ſahen nun ein Bild der Geſelligkeit, des Wohlwollens, zum erſten Mal außer ihnen, ſie erkannten ihre eigenen Gefühle nur in einem jugendlichern Spiegel wieder.

Bis jetzt hatten Beide, ſo lange ſie allein waren, nur in der Gegenwart und in der Vergangenheit gelebt, aber nun fing die ferne Zukunft an, ihnen Freuden zu zeigen. So wie ſie ihre Kinder neben ſich aufwachſen ſahen, und jeder Tag eine neue Fähigkeit in dieſen entwickelte, thaten ſich ihnen lachende Ausſichten für die Zukunft auf, wenn dieſe Kinder nun einmal Männer und ihnen gleich werden würden — in ihren Herzen erwachte ein neues Gefühl, die Hoffnung. Welch ein unendliches Gebiet aber wird dem Menſchen durch die Hoffnung geöffnet! Vorher

hatten ſie jedes Vergnügen nur einmal, nur in der Gegenwart genoſſen — in der Erwartung wurde jede künftige Freude mit zahlloſer Wiederholung voraus empfunden!

Als die Kinder nun wirklich heranreiften, welche Mannichfaltigkeit kam auf einmal in dieſe erſte Menſchengeſellſchaft! Jeder Begriff, den ſie ihnen mitgetheilt hatten, hatte ſich in jeder Seele anders gebildet und überraſchte ſie jetzt durch Neuheit. Jetzt wurde der Umlauf der Gedanken lebendig, das moraliſche Gefühl in Uebung geſetzt und durch Uebung entwickelt, die Sprache wurde ſchon reicher, malte ſchon beſtimmter, und wagte ſich ſchon an feinere Gefühle; neue Erfahrungen in der Natur um ſie her, neue Anwendung der ſchon bekannten. Jetzt beſchäftigte der Menſch ihre Aufmerkſamkeit ſchon ganz. Jetzt war eine Gefahr mehr vorhanden, daß ſie zur Nachahmung der Thiere herabſinken würden!

Verſchiedenheit der Lebensweiſe.

Der Fortſchritt der Cultur äußerte ſich ſchon bei der erſten Generation. Adam baute den Acker; einen ſeiner Söhne ſehen wir ſchon einen neuen Nahrungszweig, die Viehzucht, ergreifen. Das Menſchengeſchlecht ſcheidet ſich alſo hier ſchon in zwei verſchiedene Conditionen, in Feldbauer und Hirten.

Bei der Natur ging der erſte Menſch in die Schule, und ihr hat er alle nützlichen Künſte des Lebens abgelernt. Bei einer aufmerkſamen Betrachtung konnte ihm die Ordnung nicht lange verborgen bleiben, nach welcher die Pflanzen ſich wieder erzeugen. Er ſah die Natur ſelbſt ſäen und begießen, ſein Nachahmungstrieb erwachte, und bald ſpornte ihn die Noth, der Natur ſeinen Arm zu leihen und ihrer freiwilligen Ergiebigkeit durch Kunſt nachzuhelfen.

Man muß aber nicht glauben, daß der erſte Anbau gleich

Getreidebau geweſen, wozu ſchon ſehr große Zurüſtungen nöthig ſind, und es iſt dem Gang der Natur gemäß, ſtets von dem Einfachern zu dem Zuſammengeſetztern fortzuſchreiten. Wahrſcheinlich war der Reis eines der erſten Gewächſe, die der Menſch bauete; die Natur lud ihn dazu ein, denn der Reis wächst in Indien wild, und die älteſten Geſchichtſchreiber ſprechen von dem Reisbau als einer der älteſten Arten des Feldbaues. Der Menſch bemerkte, daß bei einer anhaltenden Dürre die Pflanzen ermatten, nach einem Regen aber ſich ſchnell wieder erholten. Er bemerkte ferner, daß da, wo ein übertretender Strom einen Schlamm zurückgelaſſen, die Fruchtbarkeit größer war. Er benutzte dieſe beiden Entdeckungen, er gab ſeinen Pflanzungen einen künſtlichen Regen, und brachte Schlamm auf ſeinen Acker, wenn kein Fluß in der Nähe war, der ihm ſolchen geben konnte. Er lernte begießen und düngen.

Schwerer ſcheint der Schritt zu ſeyn, den er zum Gebrauch der Thiere machte; aber auch hier fing er, wie überall, bei dem Natürlichen und Unſchuldigen zuerſt an; und er begnügte ſich vielleicht viele Menſchenalter lang mit der Milch des Thieres, ehe er Hand an deſſen Leben legte. Ohne Zweifel war es die Muttermilch, die ihn zu dem Verſuche einlud, ſich der Thiermilch zu bedienen. Nicht ſobald aber hatte er dieſe neue Nahrung kennen lernen, als er ſich ihrer auf immer verſicherte. Um dieſe Speiſe jederzeit bereit und im Vorrath zu haben, durfte es nicht dem Zufall überlaſſen werden, ob ihm dieſer gerade, wenn er hungerte, ein ſolches Thier entgegen führen wollte. Er verfiel alſo darauf, eine gewiſſe Anzahl ſolcher Thiere immer um ſich zu verſammeln, er verſchaffte ſich eine Heerde; dieſe mußte er aber unter denjenigen Thieren ſuchen, die geſellig leben, und er mußte ſie aus dem Stande wilder Freiheit in den Stand der Dienſtbarkeit und friedlichen Ruhe

verſetzen, d. i. er mußte ſie zähmen. Ehe er ſich aber an diejenigen wagte, die von wilderer Natur und ihm an natürlichen Waffen und Kräften überlegen waren, verſuchte er es zuerſt mit denjenigen, denen er ſelbſt an Kraft überlegen war, und welche von Natur weniger Wildheit beſaßen. Er hütete alſo früher Schafe, als er Schweine, Ochſen und Pferde hütete.

Sobald er ſeinen Thieren ihre Freiheit geraubt hatte, war er in die Nothwendigkeit geſetzt, ſie ſelbſt zu ernähren und für ſie zu ſorgen. So wurde er alſo zum Hirten, und ſo lange die Geſellſchaft noch klein war, konnte die Natur ſeiner kleinen Heerde Nahrung im Ueberfluß darbieten. Er hatte keine andere Mühe, als die Weide aufzuſuchen, und ſie, wenn ſie abgeweidet war, mit einer andern zu vertauſchen. Der reichſte Ueberfluß lohnte ihm für dieſe leichte Beſchäftigung, und der Ertrag ſeiner Arbeit war keinem Wechſel, weder der Jahrszeit noch der Witterung, unterworfen. Ein gleichförmiger Genuß war das Loos des Hirtenſtandes, Freiheit und ein fröhlicher Müßiggang ſein Charakter.

Ganz anders verhielt es ſich mit dem Feldbauer. Sklaviſch war dieſer an den Boden, den er bepflanzt hatte, gebunden, und mit der Lebensart, die er ergriff, hatte er jede Freiheit ſeines Aufenthalts aufgegeben. Sorgfältig mußte er ſich nach der zärtlichen Natur des Gewächſes richten, das er zog, und dem Wachsthum desſelben durch Kunſt und Arbeit zu Hülfe kommen, wenn der andere ſeine Heerde ſelbſt für ſich ſorgen ließ. Mangel an Werkzeugen machte ihm anfänglich jede Arbeit ſchwerer, und doch war er ihr mit zwei Händen kaum gewachſen. Wie mühſam mußte ſeine Lebensart ſeyn, ehe die Pflugſchar ſie ihm erleichterte, ehe er den gebändigten Stier zwang, die Arbeit mit ihm zu theilen.

Das Aufreißen des Erdreichs, Ausſaat und Wäſſerung, die

Ernte ſelbſt, wie viele Arbeiten erforderte dieſes Alles! und welche Arbeit erſt nach der Ernte, bis die Frucht ſeines Fleißes ſo weit gebracht war, von ihm genoſſen zu werden! Wie oft mußte er ſich gegen wilde Thiere, die ſie anfielen, für ſeine Pflanzungen wehren, ſie hüten oder verzäunen, oft vielleicht gar mit Gefahr ſeines Lebens dafür kämpfen! Und wie unſicher war ihm dabei noch immer die Frucht ſeines Fleißes, in die Gewalt der Witterung und der Jahreszeit gegeben! Ein übertretender Strom, ein fallender Hagel war genug, ſie ihm am Ziel noch zu rauben, und ihn dem härteſten Mangel auszuſetzen. Hart alſo, ungleich und zweifelhaft war das Loos des Ackermanns gegen das gemächliche ruhige Loos des Hirten, und ſeine Seele mußte in einem durch ſo viele Arbeit gehärteten Körper verwildern.

Fiel es ihm nun ein, dieſes harte Schickſal mit dem glücklichen Leben des Hirten zu vergleichen, ſo mußte ihm dieſe Ungleichheit auffallen, er mußte — nach ſeiner ſinnlichen Vorſtellungsart — jenen für einen vorgezogenen Günſtling des Himmels halten.

Der Neid erwachte in ſeinem Buſen; dieſe unglückliche Leidenſchaft mußte, bei der erſten Ungleichheit unter Menſchen, erwachen. Mit Schelſucht blickte er jetzt den Segen des Hirten an, der ihm ruhig gegenüber im Schatten weidete, wenn ihn ſelbſt die Sonnenhitze ſtach, und die Arbeit ihm den Schweiß aus der Stirne preßte. Die ſorgloſe Fröhlichkeit des Hirten that ihm wehe. Er haßte ihn wegen ſeines Glücks und verachtete ihn ſeines Müßiggangs wegen. So bewahrte er einen ſtillen Unwillen gegen ihn in ſeinem Herzen, der bei dem nächſten Anlaß in Gewaltthätigkeit ausbrechen mußte. Dieſer Anlaß aber konnte nicht lange ausbleiben. Die Gerechtſame eines Jeden hatte zu dieſer Zeit noch keine beſtimmten

Gränzen, und keine Geſetze waren noch vorhanden, die das Mein und Dein auseinander geſetzt hätten. Jeder glaubte, noch einen gleichen Anſpruch auf die ganze Erde zu haben, denn die Vertheilung in Eigenthum ſollte erſt durch eintretende Colliſionen herbei geführt werden. Geſetzt nun, der Hirte hatte alle Gegenden umher mit ſeiner Heerde abgeweidet, und fühlte doch auch keine Luſt dazu, ſich weit von der Familie in fernen Gegenden zu verlieren — was that er alſo? worauf mußte er natürlicher Weiſe verfallen? Er trieb ſeine Heerde in die Pflanzungen des Ackermanns, oder ließ es wenigſtens geſchehen, daß ſie ſelbſt dieſen Weg nahm. Hier war reicher Vorrath für ſeine Schafe, und kein Geſetz war noch da, es ihm zu wehren. Alles, wornach er greifen konnte, war ſein — ſo raiſonnirte die kindiſche Menſchheit.

Jetzt alſo zum erſten Male kam der Menſch in Colliſion mit dem Menſchen; an die Stelle der wilden Thiere, mit denen es der Ackermann bis jetzt zu thun gehabt hatte, trat nun der Menſch. Dieſer erſchien jetzt gegen ihn als ein feindſeliges Raubthier, das ſeine Pflanzungen verwüſten wollte. Kein Wunder, daß er ihn auf eben die Art empfing, wie er das Raubthier empfangen hatte, dem der Menſch jetzt nachahmte. Der Haß, den er ſchon lange Jahre in ſeiner Bruſt herum getragen, wirkte mit, ihn zu erbittern; und ein mörderiſcher Schlag mit der Keule rächte ihn auf einmal an dem langen Glück ſeines beneideten Nachbars.

So traurig endigte die erſte Colliſion der Menſchen.

Aufgehobene Standesgleichheit.

Einige Worte der Urkunde laſſen uns ſchließen, daß die Polygamie in jenen frühen Zeiten etwas Seltenes, und alſo damals ſchon Herkommen geweſen ſey, ſich in Ehen einzuſchrän-

ken, und mit Einer Gattin zu begnügen. Ordentliche Ehen aber ſcheinen ſchon eine gewiſſe Sittlichkeit und Verfeinerung anzuzeigen, die man in jenen frühen Zeiten kaum erwarten ſollte. Meiſtens gelangen die Menſchen nur durch die Folgen der Unordnung zur Einführung der Ordnung, und Geſetzloſigkeit führt gewöhnlich erſt zu Geſetzen.

Dieſe Einführung ordentlicher Ehen ſcheint alſo nicht ſowohl auf Geſetzen, als auf dem Herkommen beruht zu haben. Der Menſch konnte nicht anders, als in der Ehe leben, und das Beiſpiel des erſten hatte für den zweiten ſchon einige Kraft des Geſetzes. Mit einem einzigen Paar hatte das Menſchengeſchlecht angefangen. Die Natur hatte alſo ihren Willen in dieſem Beiſpiel gleichſam verkündigt.

Nimmt man alſo an, daß in den allererſten Zeiten das Verhältniß der Anzahl zwiſchen beiden Geſchlechtern gleich geweſen ſey, ſo ordnete ſchon die Natur, was der Menſch nicht geordnet hätte. Jeder nahm nur e i n e Gattin, weil nur e i n e für ihn übrig war.

Wenn ſich nun endlich in der Anzahl beider Geſchlechter auch ein merkliches Mißverhältniß zeigte, und Wahlen ſtatt fanden, ſo war dieſe Ordnung durch Obſervanz einmal befeſtigt, und Niemand wagte es ſo leicht, die Weiſe der Väter durch eine Neuerung zu verletzen.

Eben ſo, wie die Ordnung der Ehen, richtete ſich auch ein gewiſſes natürliches Regiment in der Geſellſchaft von ſelbſt ein. Das väterliche Anſehn hatte die Natur gegründet, weil ſie das hülfloſe Kind von dem Vater abhängig machte, und es vom zarten Alter an gewöhnte, ſeinen Willen zu ehren. Dieſe Empfindung mußte der Sohn ſein ganzes Leben hindurch beibehalten. Wurde er nun auch ſelbſt Vater, ſo konnte ſein Sohn denjenigen nicht ohne Ehrfurcht anſehen, dem er von

ſeinem Vater ſo ehrerbietig begegnet ſah, und ſtillſchweigend mußte er dem Vater ſeines Vaters ein höheres Anſehn zugeſtehen. Dieſes Anſehn des Stammherrn mußte ſich in gleichem Grade mit jeder Vermehrung der Familie, und mit jeder höhern Stufe ſeines Alters vermehren, und die größere Erfahrenheit, die Frucht eines ſo langen Lebens, mußte ihm ohnehin über Jeden, der jünger war, eine natürliche Ueberlegenheit geben. In jeder ſtrittigen Sache war der Stammherr alſo die letzte Inſtanz, und durch die lange Beobachtung dieſes Gebrauchs gründete ſich endlich eine natürliche ſanfte Obergewalt, die Patriarchenregierung, welche aber die allgemeine Gleichheit darum nicht aufhob, ſondern vielmehr befeſtigte.

Aber dieſe Gleichheit konnte nicht immer Beſtand haben. Einige waren weniger arbeitſam, einige weniger von dem Glück und ihrem Erdreich begünſtigt, einige ſchwächlicher geboren als die andern; es gab alſo Starke und Schwache, Herzloſe und Verzagte, Wohlhabende und Arme. Der Schwache und Arme mußte bitten, der Wohlhabende konnte geben und verſagen. Die Abhängigkeit der Menſchen von Menſchen fing an.

Die Natur der Dinge hatte es einführen müſſen, daß das hohe Alter von der Arbeit befreite, und der Jüngling für den Greis, der Sohn für den grauen Vater die Geſchäfte übernahm. Bald wurde dieſe Pflicht der Natur von der Kunſt nachgeahmt. Manchem mußte der Wunſch aufſteigen, die bequeme Ruhe des Greiſen mit den Genüſſen des Jünglings zu verbinden, und ſich künftig Jemand zu verſchaffen, der für ihn die Dienſte eines Sohnes übernähme. Sein Auge fiel auf den Armen oder Schwächern, der ſeinen Schutz aufforderte, oder ſeinen Ueberfluß in Anſpruch nahm. Der Arme und

Schwache bedurfte ſeines Beiſtandes, er hingegen brauchte den Fleiß des Armen. Das Eine alſo wurde die Bedingung des Andern. Der Arme und Schwache diente und empfing, der Starke und Reiche gab und ging müßig.

Der erſte Unterſchied der Stände.

Der Reiche wurde reicher durch des Armen Fleiß; ſeinen Reichthum zu vermehren, vermehrte er alſo die Zahl ſeiner Knechte; Viele alſo ſah er um ſich, die minder glücklich als er waren, Viele hingen von ihm ab. Der Reiche fühlte ſich und wurde ſtol Er fing an, die Werkzeuge ſeines Glücks mit Werkzeugen ſeines Willens zu verwechſeln. Die Arbeit Vieler kam ihm, dem Einzigen, zu gut; alſo ſchloß er, dieſe Vielen ſeyen des Einzigen wegen da — Er hatte nur einen kleinen Schritt zum Deſpoten.

Der Sohn des Reichen fing an, ſich beſſer zu dünken, als die Söhne von ſeines Vaters Knechten. Der Himmel hatte ihn mehr begünſtigt als dieſe; er war dem Himmel alſo lieber. Er nannte ſich Sohn des Himmels, wie wir Günſtlinge des Glücks Söhne des Glücks nennen. Gegen ihn, den Sohn des Himmels, war der Knecht nur ein Menſchenſohn. Daher in der Geneſis der Unterſchied zwiſchen Kindern Elohims und Kindern der Menſchen.

Das Glück führte den Reichen zum Müßiggang, der Müßiggang führte ihn zur Lüſternheit und endlich zum Laſter. Sein Leben auszufüllen, mußte er die Zahl ſeiner Genüſſe vermehren; ſchon reichte das gewöhnliche Maß der Natur nicht mehr hin, den Schwelger zu befriedigen, der in ſeiner trägen Ruhe auf Ergötzungen ſann.

Er mußte Alles beſſer und Alles in reicherem Maße ha-

ben als der Knecht. Der Knecht begnügte ſich noch mit einer Gattin. Er erlaubte ſich mehrere Weiber. Immerwährender Genuß ſtumpft aber ab und ermüdet. Er mußte darauf denken, ihn durch künſtliche Reize zu erheben. Ein neuer Schritt. Er nahm nicht mehr vorlieb mit dem, was den ſinnlichen Trieb nur befriedigte; er wollte in einen Genuß mehrere und feinere Freuden gelegt haben. Erlaubte Vergnügungen ſättigten ihn nicht mehr; ſeine Begierde verfiel nun auf heimliche. Das Weib allein reizte ihn nicht mehr. Er verlangte jetzt ſchon Schönheit von ihr.

Unter den Töchtern ſeiner Knechte entdeckte er ſchöne Weiber. Sein Glück hatte ihn ſtolz gemacht; Stolz und Sicherheit machten ihn trotzig. Er überredete ſich leicht, daß Alles ſein ſey, was ſeinen Knechten gehöre. Weil ihm Alles hinging, ſo erlaubte er ſich Alles. Die Tochter ſeines Knechts war ihm zur Gattin zu niedrig, aber zur Befriedigung ſeiner Lüſte war ſie doch zu gebrauchen. Ein neuer wichtiger Schritt der Verfeinerung zur Verſchlimmerung.

Sobald aber nun das Beiſpiel einmal gegeben war, ſo mußte die Sittenverderbniß bald allgemein werden. Je weniger Zwangsgeſetze ſie nämlich vorfand, die ihr hätten Einhalt thun können, je näher die Geſellſchaft, in welcher dieſe Sittenloſigkeit aufkam, noch dem Stande der Unſchuld war, deſto reißender mußte ſie ſich verbreiten.

Das Recht der Stärkern kam auf, Macht berechtigte zur Unterdrückung, und zum erſten Male zeigen ſich Tyrannen.

Die Urkunde gibt ſie als Söhne der Freude an, als die unächten Kinder, die in geſetzwidriger Vermiſchung erzeugt wurden. Kann man dieſes für buchſtäblich wahr halten, ſo liegt eine große Feinheit in dieſem Zug, die man meines Wiſſens noch nicht auseinander geſetzt hat. Dieſe Baſtard-

Söhne erbten den Stolz des Vaters, aber nicht ſeine Güter. Vielleicht liebte ſie der Vater und zog ſie bei ſeinen Lebzeiten vor, aber von ſeinen rechtmäßigen Erben wurden ſie ausgeſchloſſen und vertrieben, ſobald er todt war. Hinausgeſtoßen aus einer Familie, der ſie durch einen unrechten Weg aufgedrungen worden, ſahen ſie ſich verlaſſen und einſam in der weiten Welt, ſie gehörten Niemand an, und nichts gehörte ihnen; damals aber war keine andere Lebensweiſe in der Welt, als man mußte entweder Herr oder eines Herrn Knecht ſeyn.

Ohne das Erſte zu ſeyn, dünkten ſie ſich zu dem Letztern zu ſtolz; auch waren ſie zu bequem erzogen, um dienen zu lernen. Was ſollten ſie alſo thun? Der Dünkel auf ihre Geburt und feſte Glieder war Alles, was ihnen geblieben war; nur die Erinnerung an ehemaligen Wohlſtand, und ein Herz, das auf die Geſellſchaft erbittert war, begleitete ſie ins Elend. Der Hunger machte ſie zu Räubern, und Räuberglück zu Abenteurern, endlich gar zu Helden.

Bald wurden ſie dem friedlichen Feldbauer, dem wehrloſen Hirten fürchterlich, und erpreßten von ihm, was ſie wollten. Ihr Glück und ihre Siegesthaten machten ſie weit umher berüchtigt, und der bequeme Ueberfluß dieſer neuen Lebensweiſe mochte wohl Mehrere zu ihrer Bande ſchlagen. So wurden ſie gewaltig, wie die Schrift ſagt, und berühmte Leute.

Dieſe überhandnehmende Unordnung in der erſten Geſellſchaft würde ſich endlich wahrſcheinlich mit Ordnung geendigt, und die einmal aufgehobene Gleichheit unter den Menſchen von dem patriarchaliſchen Regiment zu Monarchien geführt haben — Einer dieſer Abenteurer, mächtiger und kühner als die andern, würde ſich zu ihrem Herrn aufgeworfen, eine feſt

Stadt gebaut, und den erſten Staat gegründet haben — aber dieſe Erſcheinung kam dem Weſen, das das Schickſal der Welt lenkt, noch zu frühe, und eine fürchterliche Naturbegebenheit hemmte plötzlich alle Schritte, welche das Menſchengeſchlecht zu ſeiner Verfeinerung zu thun im Begriffe war.

Der erſte König.

Aſien, durch die Ueberſchwemmung von ſeinen menſchlichen Bewohnern verlaſſen, mußte bald wilden Thieren zum Raub werden, die ſich auf einem ſo fruchtbaren Erdreich, als auf die Ueberſchwemmung folgte, ſchnell und in großer Anzahl vermehrten, und ihre Herrſchaft da ausbreiteten, wo der Menſch zu ſchwach war, ihr Einhalt zu thun. Jeder Strich Landes alſo, den das neue Menſchengeſchlecht bebauete, mußte den wilden Thieren erſt abgerungen und mit Liſt und Gewalt ferner gegen ſie vertheidigt werden. Unſer Europa iſt jetzt von dieſen wilden Bewohnern gereinigt, und kaum können wir uns einen Begriff von dem Elend machen, das jene Zeiten gedrückt hat; aber wie fürchterlich dieſe Plage geweſen ſeyn müſſe, laſſen uns, außer mehrern Stellen der Schrift, die Gewohnheiten der älteſten Völker und beſonders der Griechen ſchließen, die den Bezwingern wilder Thiere Unſterblichkeit und die Götterwürde zuerkannt haben.

So wurde der Thebaner Oedipus König, weil er die verheerende Sphinx ausgerottet; ſo erwarben ſich Perſeus, Hercules, Theſeus und viele Andere ihren Nachruhm und ihre Apotheoſe. Wer alſo an Vertilgung dieſer allgemeinen Feinde arbeitete, war der größte Wohlthäter der Menſchen, und um glücklich darin zu ſeyn, mußte er auch wirklich ſeltene Gaben in ſich vereinigen. Die Jagd gegen dieſe Thiere war, ehe der

Krieg unter Menſchen ſelbſt zu wüthen begann, das eigentliche Werk der Helden. Wahrſcheinlich wurde dieſe Jagd in großen Haufen angeſtellt, die immer der Tapferſte anführte, derjenige nämlich, dem ſein Muth und ſein Verſtand eine natürliche Ueberlegenheit über die Andern verſchafften. Dieſer gab dann zu dem wichtigſten dieſer Kriegesthaten ſeinen Namen, und dieſer Name lud viele Hunderte ein, ſich zu ſeinem Gefolge zu ſchlagen, um unter ihm Thaten der Tapferkeit zu thun. Weil dieſe Jagden nach gewiſſen planmäßigen Dispoſitionen vorgenommen werden mußten, die der Anführer entwarf und dirigirte, ſo ſetzte er ſich dadurch ſtillſchweigend in den Beſitz, den übrigen ihre Rollen zuzutheilen, und ſeinen Willen zu dem ihrigen zu machen. Man wurde unvermerkt gewohnt, ihm Folge zu leiſten, und ſich ſeinen beſſern Einſichten zu unterwerfen. Hatte er ſich durch Thaten perſönlicher Tapferkeit, durch Kühnheit der Seele und Stärke des Arms hervorgethan, ſo wirkten Furcht und Bewunderung zu ſeinem Vortheil, daß man ſich zuletzt blindlings ſeiner Führung unterwarf. Entſtanden nun Zwiſtigkeiten unter ſeinen Jagdgenoſſen, die unter einem ſo zahlreichen, rohen Jägerſchwarm nicht lange ausbleiben konnten, ſo war er, den Alle fürchteten und ehrten, der natürlichſte Richter des Streits, und die Ehrfurcht und Furcht vor ſeiner perſönlichen Tapferkeit war genug, ſeinen Ausſprüchen Kraft zu geben. So wurde aus einem Anführer der Jagden ſchon ein Befehlshaber und Richter.

Wurde der Raub nun getheilt, ſo mußte billigerweiſe die größere Portion ihm, dem Anführer, zufallen, und da er ſolche für ſich ſelbſt nicht verbrauchte, ſo hatte er etwas, womit er ſich Andere verbinden, und ſich alſo Anhänger und Freunde erwerben konnte. Bald ſammelte ſich eine Anzahl der Tapferſten, die er immer durch neue Wohlthaten zu vermehren

ſuchte, um ſeine Perſon, und unvermerkt hatte er ſich eine Art von Leibwache, eine Schaar von Mamelucken, daraus gebildet, die ſeine Anmaßungen mit wildem Eifer unterſtützte, und Jeden, der ſich ihm widerſetzen mochte, durch ihre Anzahl in Schrecken ſetzte.

Da ſeine Jagden allen Gutsbeſitzern und Hirten, deren Gränzen er dadurch von verwüſtenden Feinden reinigte, nützlich wurden, ſo mochte ihm anfänglich ein freiwilliges Geſchenk in Früchten des Feldes und der Heerde für dieſe nützliche Mühe gereicht worden ſeyn, das er ſich in der Folge als einen verdienten Tribut fortſetzen ließ, und endlich als eine Schuld und als eine pflichtmäßige Abgabe erpreßte. Auch dieſe Erwerbungen vertheilte er unter die Tüchtigſten ſeines Haufens, und vergrößerte dadurch immer mehr die Zahl ſeiner Creaturen. Weil ihn ſeine Jagden öfters durch Flur und Felder führten, die bei dieſen Durchzügen Schaden litten, ſo fanden es viele Gutsbeſitzer für gut, dieſe Laſt durch ein freiwilliges Geſchenk abzukaufen, welches er gleichfalls nachher von allen Andern, denen er hätte ſchaden können, einforderte. Durch ſolche und ähnliche Mittel vermehrte er ſeinen Reichthum, und durch dieſen — ſeinen Anhang, der endlich zu einer kleinen Armee anwuchs, die um ſo fürchterlicher war, weil ſie ſich im Kampf mit dem Löwen und Tiger zu jeder Gefahr und Arbeit abgehärtet hatte, und durch ihr rauhes Handwerk verwildert war. Der Schrecken ging jetzt vor ſeinem Namen her, und Niemand durfte es mehr wagen, ihm eine Bitte zu verweigern. Fielen zwiſchen einem aus ſeiner Begleitung und einem Fremden Streitigkeiten vor, ſo appellirte der Jäger natürlicherweiſe an ſeinen Anführer und Beſchützer, und ſo lernte dieſer ſeine Gerichtsbarkeit auch über Dinge, die ſeine Jagd nichts angingen, verbreiten. Nun fehlte ihm zum Könige nichts mehr,

als eine feierliche Anerkennung, und konnte man ihm dieſe wohl an der Spitze ſeiner gewaffneten und gebieteriſchen Schaaren verſagen? Er war der Tüchtigſte zu herrſchen, weil er der Mächtigſte war, ſeine Befehle durchzuſetzen. Er war der allgemeine Wohlthäter Aller, weil man ihm Ruhe und Sicherheit vor dem gemeinſchaftlichen Feind verdankte. Er war ſchon im Beſitz der Gewalt, weil ihm die Mächtigſten zu Gebote ſtanden.

Auf eine ähnliche Art wurden die Vorfahren des Alarich, des Attila, des Meroveus Könige ihrer Völker. Eben ſo iſt's mit den griechiſchen Königen, die uns Homer in der Ilias aufführt. Alle waren zuerſt Anführer eines kriegeriſchen Haufens, Ueberwinder von Ungeheuern, Wohlthäter ihrer Nation. Aus kriegeriſchen Anführern wurden ſie allmählich Schiedsmänner und Richter; mit dem gemachten Raube erkauften ſie ſich einen Anhang, der ſie mächtig und fürchterlich machte. Durch Gewalt endlich ſtiegen ſie auf den Thron.

Man führt das Beiſpiel des Dejoces in Medien an, dem das Volk die königliche Würde freiwillig übertrug, nachdem er ſich demſelben als Richter nützlich gemacht hatte. Aber man that Unrecht, dieſes Beiſpiel auf die Entſtehung des erſten Königs anzuwenden. Als die Meder den Dejoces zu ihrem Könige machten, waren ſie ſchon ein Volk, ſchon eine formirte politiſche Geſellſchaft; in dem vorliegenden Falle hingegen ſollte durch den erſten König die erſte politiſche Geſellſchaft entſtehen. Die Meder hatten das drückende Joch der aſſyriſchen Monarchen getragen; der König, von dem jetzt die Rede iſt, war der erſte in der Welt, und das Volk, das ſich ihm unterwarf, eine Geſellſchaft freigeborner Menſchen, die noch keine Gewalt über ſich geſehen hatten. Eine ſchon ehemals geduldete Gewalt läßt ſich ſehr gut auf dieſem ruhigen Weg

wieder herſtellen, aber auf dieſem ruhigen Weg läßt ſich eine ganz neue und unbekannte nicht einſetzen.

Es ſcheint alſo dem Gang der Dinge gemäßer, daß der erſte König ein Uſurpator war, den nicht ein freiwilliger, einſtimmiger Ruf der Nation (denn damals war noch keine Nation), ſondern Gewalt und Glück und eine ſchlagfertige Miliz auf den Thron ſetzten.

Die Sendung Moſes. *)

Die Gründung des jüdiſchen Staats durch Moſes iſt eine der denkwürdigſten Begebenheiten, welche die Geſchichte aufbewahrt hat, wichtig durch die Stärke des Verſtandes, wodurch ſie ins Werk gerichtet worden, wichtiger noch durch ihre Folgen auf die Welt, die noch bis auf dieſen Augenblick fortdauern. Zwei Religionen, welche den größten Theil der bewohnten Erde beherrſchen, das Chriſtenthum und der Islamismus, ſtützen ſich beide auf die Religion der Hebräer, und ohne dieſe würde es niemals weder ein Chriſtenthum noch einen Koran gegeben haben.

Ja, in einem gewiſſen Sinne iſt es unwiderleglich wahr, daß wir der Moſaiſchen Religion einen großen Theil der Aufklärung danken, deren wir uns heutiges Tags erfreuen. Denn durch ſie wurde eine koſtbare Wahrheit, welche die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft erſt nach einer langſamen Entwickelung würde gefunden haben, die Lehre von dem einigen Gott, vorläufig unter dem Volke verbreitet, und als ein Gegenſtand des blinden Glaubens ſo lange unter demſelben erhalten, bis ſie endlich in den hellern Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem großen Theil des Menſchen-

*) Anmerk. des Herausgebers. Im 10ten Heft der Thalia wurde dieſer Aufſatz zuerſt gedruckt.

geſchlechts alle die traurigen Irrwege erſpart, worauf der Glaube an Vielgötterei zuletzt führen muß, und die hebräiſche Verfaſſung erhielt den ausſchließenden Vorzug, daß die Religion der Weiſen mit der Volksreligion nicht im directem Widerſpruche ſtand, wie es doch bei den aufgeklärten Heiden der Fall war. Aus dieſem Standpunkte betrachtet, muß uns die Nation der Hebräer als ein wichtiges univerſalhiſtoriſches Volk erſcheinen, und alles Böſe, welches man dieſem Volke nachzuſagen gewohnt iſt, alle Bemühungen witziger Köpfe, es zu verkleinern, werden uns nicht hindern, gerecht gegen dasſelbe zu ſeyn. Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienſt ihres Geſetzgebers nicht vertilgen, und eben ſo wenig den großen Einfluß vernichten, den dieſe Nation mit Recht in der Weltgeſchichte behauptet. Als ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas ſehr Koſtbares aufbewahrt worden, müſſen wir ſie ſchätzen; wir müſſen in ihr den Canal verehren, den, ſo unrein er auch war, die Vorſicht erwählte, uns das edelſte aller Güter, die Wahrheit, zuzuführen; den ſie aber auch zerbrach, ſobald er geleiſtet hatte, was er ſollte. Auf dieſe Art werden wir gleich weit entfernt ſeyn, dem hebräiſchen Volk einen Werth aufzudringen, den es nie gehabt hat, und ihm ein Verdienſt zu rauben, das ihm nicht ſtreitig gemacht werden kann.

Die Hebräer kamen, wie bekannt iſt, als eine einzige Nomadenfamilie, die nicht über ſiebenzig Seelen begriff, nach Aegypten, und wurden erſt in Aegypten zum Volk. Während eines Zeitraums von ungefähr vierhundert Jahren, die ſie in dieſem Lande zubrachten, vermehrten ſie ſich beinahe bis zu zwei Millionen, unter welchen ſechshunderttauſend ſtreitbare Männer gezählt wurden, als ſie aus dieſem Königreiche zogen. Während ihres langen Aufenthalts lebten ſie abgeſondert von den Aegyptern, abgeſondert ſowohl durch den eigenen Wohnplatz,

den ſie einnahmen, als auch durch ihren nomadiſchen Stand, der ſie allen Eingebornen des Landes zum Abſcheu machte, und von allem Antheil an den bürgerlichen Rechten der Aegypter ausſchloß. Sie regierten ſich nach nomadiſcher Art fort, der Hausvater die Familie, der Stammfürſt die Stämme, und machten auf dieſe Art einen Staat im Staate aus, der endlich durch ſeine ungeheure Vermehrung die Beſorgniß der Könige erweckte.

Eine ſolche abgeſonderte Menſchenmenge im Herzen des Reichs, durch ihre nomadiſche Lebensart müßig, die unter ſich ſehr genau zuſammenhielt, mit dem Staat aber gar kein Intereſſe gemein hatte, konnte bei einem feindlichen Einfall gefährlich werden, und leicht in Verſuchung gerathen, die Schwäche des Staats, deren müßige Zuſchauerin ſie war, zu benutzen. Die Staatsklugheit rieth alſo, ſie ſcharf zu bewachen, zu beſchäftigen und auf Verminderung ihrer Anzahl zu denken. Man drückte ſie alſo mit ſchwerer Arbeit, und wie man auf dieſem Wege gelernt hatte, ſie dem Staat ſogar nützlich zu machen, ſo vereinigte ſich nun auch der Eigennutz mit der Politik, um ihre Laſten zu vermehren. Unmenſchlich zwang man ſie zu öffentlichem Frohndienſt, und ſtellte beſondere Vögte an, ſie anzutreiben und zu mißhandeln. Dieſe barbariſche Behandlung hinderte aber nicht, daß ſie ſich nicht immer ſtärker ausbreiteten. Eine geſunde Politik würde alſo natürlich darauf geführt haben, ſie unter den übrigen Einwohnern zu vertheilen und ihnen gleiche Rechte mit dieſen zu geben; aber dieß erlaubte der allgemeine Abſcheu nicht, den die Aegypter gegen ſie hegten. Dieſer Abſcheu wurde noch durch die Folgen vermehrt, die er nothwendig haben mußte. Als der König der Aegypter der Familie Jacobs die Provinz Goſen (an der Oſtſeite des untern Nils) zum Wohnplatz einräumte, hatte er ſchwerlich auf eine Nachkommen=

ſchaft von zwei Millionen gerechnet, die darin Platz haben ſollte; die Provinz war alſo wahrſcheinlich nicht von beſonderm Umfang, und das Geſchenk war immer ſchon großmüthig genug, wenn auch nur auf den hundertſten Theil dieſer Nachkommenſchaft dabei Rückſicht genommen worden. Da ſich nun der Wohnplatz der Hebräer nicht in gleichem Verhältniß mit ihrer Bevölkerung erweiterte, ſo mußten ſie mit jeder Generation immer enger und enger wohnen, bis ſie ſich zuletzt, auf eine der Geſundheit höchſt nachtheilige Art, in dem engſten Raume zuſammendrängten. Was war natürlicher, als daß ſich nun eben die Folgen einſtellten, welche in einem ſolchen Fall unausbleiblich ſind? — die höchſte Unreinlichkeit und anſteckende Seuchen. Hier alſo wurde ſchon der erſte Grund zu dem Uebel gelegt, welches dieſer Nation bis auf die heutigen Zeiten eigen geblieben iſt; aber amals mußte es in einem fürchterlichen Grade wüthen. Die ſchrecklichſte Plage dieſes Himmelſtrichs, der Ausſatz, riß unter ihnen ein und erbte ſich durch viele Generationen hinunter. Die Quellen des Lebens und der Zeugung wurden langſam durch ihn vergiftet, und aus einem zufälligen Uebel entſtand endlich eine erbliche Stammesconſtitution. Wie allgemein dieſes Uebel geweſen, erhellt ſchon aus der Menge der Vorkehrungen, die der Geſetzgeber dagegen gemacht hat; und das einſtimmige Zeugniß der Profanſcribenten, des Aegypters Manetho, des Diodor von Sicilien, des Tacitus, des Lyſimachus, Strabo und vieler Andern, welche von der jüdiſchen Nation faſt gar nichts, als dieſe Volkskrankheit des Ausſatzes, kennen, beweiſt, wie allgemein und wie tief der Eindruck davon bei den Aegyptern geweſen ſey.

Dieſer Ausſatz alſo, eine natürliche Folge ihrer engen Wohnung, ihrer ſchlechten und kärglichen Nahrung und der Mißhandlung, die man gegen ſie ausübte, wurde wieder zu einer

neuen Urſache derſelben. Die man anfangs als Hirten verachtete und als Fremdlinge mied, wurden jetzt als Verpeſtete geflohen und verabſcheut. Zu der Furcht und dem Widerwillen alſo, welche man in Aegypten von jeher gegen ſie gehegt, geſellte ſich noch Ekel und eine tiefe zurückſtoßende Verachtung. Gegen Menſchen, die der Zorn der Götter auf eine ſo ſchreckliche Art ausgezeichnet, hielt man ſich Alles für erlaubt, und man trug kein Bedenken, ihnen die heiligſten Menſchenrechte zu entziehen.

Kein Wunder, daß die Barbarei gegen ſie in eben dem Grade ſtieg, als die Folgen dieſer barbariſchen Behandlung ſichtbarer wurden, und daß man ſie immer härter für das Elend ſtrafte, welches man ihnen doch ſelbſt zugezogen hatte.

Die ſchlechte Politik der Aegypter wußte den Fehler, den ſie gemacht hatte, nicht anders, als durch einen neuen und gröbern Fehler zu verbeſſern. Da es ihr, alles Drucks ungeachtet, nicht gelang, die Quellen der Bevölkerung zu verſtopfen, ſo verfiel ſie auf einen eben ſo unmenſchlichen als elenden Ausweg, die neugebornen Söhne ſogleich durch die Hebammen erwürgen zu laſſen. Aber Dank der beſſern Natur des Menſchen! Deſpoten ſind nicht immer gut befolgt, wenn ſie Abſcheulichkeiten gebieten. Die Hebammen in Aegypten wußten dieſes unnatürliche Gebot zu verhöhnen, und die Regierung konnte ihre gewaltthätigen Maßregeln nicht anders als durch gewaltſame Mittel durchſetzen. Beſtellte Mörder durchſtreiften auf königlichen Befehl die Wohnungen der Hebräer, und ermordeten in der Wiege Alles, was männlich war. Auf dieſem Wege freilich mußte die ägyptiſche Regierung doch zuletzt ihren Zweck durchſetzen, und, wenn kein Retter ſich ins Mittel ſchlug, die Nation der Juden in wenigen Generationen gänzlich vertilgt ſehen.

Woher ſollte aber nun den Hebräern dieſer Retter kommen? Schwerlich aus der Mitte der Aegypter ſelbſt, denn wie ſollte ſich

einer von dieſen für eine Nation verwenden, die ihm fremd war, deren Sprache er nicht einmal verſtand, und ſich gewiß nicht die Mühe nahm, zu erlernen, die ihm eines beſſern Schickſals eben ſo unfähig als unwürdig ſcheinen mußte. Aus ihrer eignen Mitte aber noch viel weniger, denn was hat die Unmenſchlichkeit der Aegypter im Verlauf einiger Jahrhunderte aus dem Volk der Hebräer endlich gemacht? Das roheſte, das bösartigſte, das verworfenſte Volk der Erde, durch eine dreihundertjährige Vernachläſſigung verwildert, durch einen ſo langen knechtiſchen Druck verzagt gemacht und erbittert, durch eine erblich auf ihm haftende Infamie vor ſich ſelbſt erniedrigt, entnervt und gelähmt zu allen heroiſchen Entſchlüſſen, durch eine ſo lang anhaltende Dummheit endlich faſt bis zum Thier herunter geſtoßen. Wie ſollte aus einer ſo verwahrlosten Menſchenrace ein freier Mann, ein erleuchteter Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen? Wo ſollte ſich ein Mann unter ihnen finden, der einem ſo tief verachteten Sklavenpöbel Anſehen, einem ſo lang gedrückten Volke Gefühl ſeiner ſelbſt, einem ſo unwiſſenden rohen Hirtenhaufen Ueberlegenheit über ſeine verfeinerten Unterdrücker verſchaffte? Unter den damaligen Hebräern konnte eben ſo wenig, als unter der verworfenen Kaſte der Parias unter den Hindu, ein kühner und heldenmüthiger Geiſt entſtehen.

Hier muß uns die große Hand der Vorſicht, die den verworrenſten Knoten durch die einfachſten Mittel löſ't, zur Bewunderung hinreißen — aber nicht derjenigen Vorſicht, welche ſich auf dem gewaltſamen Wege der Wunder in die Oekonomie der Natur einmengt, ſondern derjenigen, welche der Natur ſelbſt eine ſolche Oekonomie vorgeſchrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem ruhigſten Wege zu bewirken. Einem gebornen Aegypter fehlte es an der nöthigen Auffor-

derung, an dem Nationalintereſſe für die Hebräer, um ſich zu ihrem Erretter aufzuwerfen. Einem bloßen Hebräer mußte es an Kraft und Geiſt zu dieſer Unternehmung gebrechen. Was für einen Ausweg erwählte alſo das Schickſal? Es nahm einen Hebräer, entriß ihn aber frühzeitig ſeinem rohen Volk, und verſchaffte ihm den Genuß ägyptiſcher Weisheit; und ſo wurde ein Hebräer, ägyptiſch erzogen, das Werkzeug, wodurch dieſe Nation aus der Knechtſchaft entkam.

Eine hebräiſche Mutter aus dem levitiſchen Stamme hatte ihren neugebornen Sohn drei Monate lang vor den Mördern verborgen, die aller männlichen Leibesfrucht unter ihrem Volke nachſtellten; endlich gab ſie die Hoffnung auf, ihm länger eine Freiſtatt bei ſich zu gewähren. Die Noth gab ihr eine Liſt ein, wodurch ſie ihn vielleicht zu erhalten hoffte. Sie legte ihren Säugling in eine kleine Kiſte von Papyrus, welche ſie durch Pech gegen das Eindringen des Waſſers verwahrt hatte, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegte. Kurz vorher mußte die Schweſter des Kindes die Kiſte, worin es war, in das Schilf legen, an welchem die Königstochter vorbei kam, und wo es dieſer alſo in die Augen fallen mußte. Sie ſelbſt aber blieb in der Nähe, um das fernere Schickſal des Kindes abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde es bald gewahr, und da der Knabe ihr gefiel, ſo beſchloß ſie, ihn zu retten. Seine Schweſter wagte es nun, ſich zu nähern, und erbot ſich, ihm eine hebräiſche Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzeſſin bewilligt wird. Zum zweiten Male erhält alſo die Mutter ihren Sohn, und nun darf ſie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er denn die Sprache ſeiner Nation, und wurde bekannt mit ihren Sitten, während daß ſeine Mutter wahrſcheinlich nicht verſäumte, ein recht rührendes Bild des allgemeinen Elendes

in ſeine zarte Seele zu pflanzen. Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte, und wo es nöthig wurde, ihn dem allgemeinen Schickſal ſeines Volks zu entziehen, brachte ihn ſeine Mutter der Königstochter wieder, und überließ ihr nun das fernere Schickſal des Knaben. Die Tochter des Pharao adoptirte ihn, und gab ihm den Namen Moſes, weil er aus dem Waſſer gerettet worden. So wurde er denn aus einem Sklavenkinde und einem Schlachtopfer des Todes der Sohn einer Königstochter, und als ſolcher aller Vortheile theilhaftig, welche die Kinder der Könige genoſſen. Die Prieſter, zu deren Orden er in dem Augenblicke gehörte, als er der königlichen Familie einverleibt wurde, übernahmen jetzt ſeine Erziehung, und unterrichteten ihn in aller ägyptiſchen Weisheit, die das ausſchließende Eigenthum ihres Standes war. Ja, es iſt wahrſcheinlich, daß ſie ihm keines ihrer Geheimniſſe vorenthalten haben, da eine Stelle des ägyptiſchen Geſchichtſchreibers Manetho, worin er den Moſes zu einem Apoſtaten der ägyptiſchen Religion und einem aus Heliopolis entflohenen Prieſter macht, uns vermuthen läßt, daß er zum prieſterlichen Stand beſtimmt geweſen.

Um alſo zu beſtimmen, was Moſes in dieſer Schule empfangen haben konnte, und welchen Antheil die Erziehung, die er unter den ägyptiſchen Prieſtern empfing, an ſeiner nachherigen Geſetzgebung gehabt hat, müſſen wir uns in eine nähere Unterſuchung dieſes Inſtituts einlaſſen, und über das, was darin gelehrt und getrieben wurde, das Zeugniß alter Schriftſteller hören. Schon der Apoſtel Stephanus läßt ihn in aller Weisheit der Aegypter unterrichtet ſeyn. Der Geſchichtſchreiber Philo ſagt, Moſes ſey von den ägyptiſchen Prieſtern in der Philoſophie der Symbole und Hieroglyphen, wie auch in den Geheimniſſen der heiligen Thiere eingeweiht worden. Eben

dieſes Zeugniß beſtätigen Mehrere, und wenn man erſt einen Blick auf das, was man ägyptiſche Myſterien nannte, geworfen hat, ſo wird ſich zwiſchen dieſen Myſterien und dem, was Moſes nachher gethan und verordnet hat, eine merkwürdige Aehnlichkeit ergeben.

Die Gottesverehrung der älteſten Völker ging, wie bekannt iſt, ſehr bald in Vielgötterei und Aberglauben über, und ſelbſt bei denjenigen Geſchlechtern, die uns die Schrift als Verehrer des wahren Gottes nennt, waren die Jdeen vom höchſten Weſen weder rein noch edel, und auf nichts weniger als eine helle, vernünftige Einſicht gegründet. Sobald aber durch beſſere Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft und durch Gründung eines ordentlichen Staats die Stände getrennt und die Sorge für göttliche Dinge das Eigenthum eines beſondern Standes geworden, ſobald der menſchliche Geiſt durch Befreiung von allen zerſtreuenden Sorgen Muße empfing, ſich ganz allein der Betrachtung ſeiner ſelbſt und der Natur hinzugeben, ſobald endlich auch hellere Blicke in die phyſiſche Oekonomie der Natur gethan worden, mußte die Vernunft endlich über jene groben Jrrthümer ſiegen, und die Vorſtellung von dem höchſten Weſen mußte ſich veredeln. Die Jdee von einem allgemeinen Zuſammenhang der Dinge mußte unausbleiblich zum Begriff eines einzigen höchſten Verſtandes führen, und jene Jdee, wo eher hätte ſie aufkeimen ſollen, als in dem Kopf eines Prieſters? Da Aegypten der erſte cultivirte Staat war, den die Geſchichte kennt, und die älteſten Myſterien ſich urſprünglich aus Aegypten herſchreiben, ſo war es auch aller Wahrſcheinlichkeit nach hier, wo die erſte Jdee von der Einheit des höchſten Weſens zuerſt in einem menſchlichen Gehirne vorgeſtellt wurde. Der glückliche Finder dieſer ſeelenerhebenden Jdee ſuchte ſich nun unter denen, die um ihn waren, fähige Subjecte aus, denen er ſie

als einen heiligen Schatz übergab, und ſo erbte ſie ſich von einem Denker zum andern durch, wer weiß wie viele Generationen fort, bis ſie zuletzt das Eigenthum einer ganz kleinen Geſellſchaft wurde, die fähig war, ſie zu faſſen und weiter auszubilden.

Da aber ſchon ein gewiſſes Maß von Kenntniſſen und eine gewiſſe Ausbildung des Verſtandes erfordert wird, die Idee eines einzigen Gottes recht zu faſſen und anzuwenden, da der Glaube an die göttliche Einheit Verachtung der Vielgötterei, welches doch die herrſchende Religion war, nothwendig mit ſich bringen mußte, ſo begriff man bald, daß es unvorſichtig, ja gefährlich ſeyn würde, dieſe Idee öffentlich und allgemein zu verbreiten. Ohne vorher die hergebrachten Götter des Staats zu ſtürzen, und ſie in ihrer lächerlichen Blöße zu zeigen, konnte man dieſer neuen Lehre keinen Eingang verſprechen. Aber man konnte ja weder vorausſehen noch hoffen, daß Jeder von denen, welchen man den alten Aberglauben lächerlich machte, auch ſogleich fähig ſeyn würde, ſich zu der reinen und ſchweren Idee des Wahren zu erheben. Ueberdem war ja die ganze bürgerliche Verfaſſung auf jenen Aberglauben gegründet; ſtürzte man dieſen ein, ſo ſtürzte man zugleich alle Säulen, von welchen das ganze Staatsgebäude getragen wurde, und es war noch ſehr ungewiß, ob die neue Religion, die man an ſeinen Platz ſtellte, auch ſogleich feſt genug ſtehen würde, um jenes Gebäude zu tragen.

Mißlang hingegen der Verſuch, die alten Götter zu ſtürzen, ſo hatte man den blinden Fanatismus gegen ſich bewaffnet, und ſich einer tollen Menge zum Schlachtopfer preisgegeben. Man fand alſo für beſſer, die neue gefährliche Wahrheit zum ausſchließenden Eigenthum einer kleinen geſchloſſenen Geſellſchaft zu machen, diejenigen, welche das gehörige Maß von

Faſſungskraft dafür zeigten, aus der Menge hervorzuziehen und in den Bund aufzunehmen, und die Wahrheit ſelbſt, die man den unreinen Augen entziehen wollte, mit einem geheimnißvollen Gewand zu umkleiden, das nur derjenige wegziehen könnte, den man ſelbſt dazu fähig gemacht hätte.

Man wählte dazu die Hieroglyphen, eine ſprechende Bilderſchrift, die einen allgemeinen Begriff in einer Zuſammenſtellung ſinnlicher Zeichen verbarg, und auf einigen willkürlichen Regeln beruhte, worüber man übereingekommen war. Da es dieſen erleuchteten Männern von dem Götzendienſt her noch bekannt war, wie ſtark auf dem Wege der Einbildungskraft und der Sinne auf jugendliche Herzen zu wirken ſey, ſo trugen ſie kein Bedenken, von dieſem Kunſtgriffe des Betrugs auch zum Vortheil der Wahrheit Gebrauch zu machen. Sie brachten alſo die neuen Begriffe mit einer gewiſſen ſinnlichen Feierlichkeit in die Seele, und durch allerlei Anſtalten, die dieſem Zweck angemeſſen waren, ſetzten ſie das Gemüth ihres Lehrlings vorher in den Zuſtand leidenſchaftlicher Bewegung, der es für die neue Wahrheit empfänglich machen ſollte. Von dieſer Art waren die Reinigungen, die der Einzuweihende vornehmen mußte, das Waſchen und Beſprengen, das Einhüllen in leinene Kleider, Enthaltung von allen ſinnlichen Genüſſen, Spannung und Erhebung des Gemüths durch Geſang, ein bedeutendes Stillſchweigen, Abwechſelung zwiſchen Finſterniß und Licht und dergleichen.

Dieſe Ceremonien, mit jenen geheimnißvollen Bildern und Hieroglyphen verbunden, und die verborgenen Wahrheiten, welche in dieſen Hieroglyphen verſteckt lagen und durch jene Gebräuche vorbereitet wurden, wurden zuſammengenommen unter dem Namen der Myſterien begriffen. Sie hatten ihren Sitz in den Tempeln der Iſis und des Serapis, und waren das

Vorbild, wornach in der Folge die Myſterien in Eleuſis und Samothracien, und in neuern Zeiten der Orden der Freimaurer ſich gebildet hat.

Es ſcheint außer Zweifel geſetzt, daß der Inhalt der allerälteſten Myſterien in Heliopolis und Memphis, während ihres unverdorbenen Zuſtandes, Einheit Gottes und Widerlegung des Paganismus war, und daß die Unſterblichkeit der Seele darin vorgetragen wurde. Diejenigen, welche dieſer wichtigen Aufſchlüſſe theilhaftig waren, nannten ſich Anſchauer oder Epopten, weil die Erkennung einer vorher verborgenen Wahrheit mit dem Uebertritt aus der Finſterniß zum Lichte zu vergleichen iſt, vielleicht auch darum, weil ſie die neuerkannten Wahrheiten in ſinnlichen Bildern wirklich und eigentlich anſchauten.

Zu dieſer Anſchauung konnten ſie aber nicht auf einmal gelangen, weil der Geiſt erſt von manchen Irrthümern gereinigt, erſt durch mancherlei Vorbereitungen gegangen ſeyn mußte, ehe er das volle Licht der Wahrheit ertragen konnte. Es gab alſo Stufen oder Grade, und erſt im innern Heiligthume fiel die Decke ganz von ihren Augen.

Die Epopten erkannten eine einzige höchſte Urſache aller Dinge, eine Urkraft der Natur, das Weſen aller Weſen, welches einerlei war mit dem Demiurgos der griechiſchen Weiſen. Nichts iſt erhabener als die einfache Größe, mit der ſie von dem Weltſchöpfer ſprachen. Um ihn auf eine recht entſcheidende Art auszuzeichnen, gaben ſie ihm gar keinen Namen. Ein Name, ſagten ſie, iſt bloß ein Bedürfniß der Unterſcheidung; wer allein iſt, hat keinen Namen nöthig, denn es iſt keiner da, mit dem er verwechſelt werden könnte. Unter einer alten Bildſäule der Iſis las man die Worte: „Ich bin, was da iſt,“ und auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte merkwürdige Inſchrift: „Ich bin Alles, was iſt, was war,

und was ſeyn wird; kein ſterblicher Menſch hat meinen Schleier aufgehoben." Keiner durfte den Tempel des Serapis betreten, der nicht den Namen Jao oder J=ha=ho — ein Name, der mit dem hebräiſchen Jehovah faſt gleichlautend, auch vermuthlich von dem nämlichen Inhalt iſt — an der Bruſt oder Stirn trug; und kein Name wurde in Aegypten mit mehr Ehrfurcht ausgeſprochen, als dieſer Name Jao. In dem Hymnus, den der Hierophant oder Vorſteher des Heiligthums dem Einzuweihenden vorſang, war dieß der erſte Aufſchluß, der über die Natur der Gottheit gegeben wurde. „Er iſt einzig und von ihm ſelbſt, und dieſem Einzigen ſind alle Dinge ihr Daſeyn ſchuldig."

Eine vorläufige, nothwendige Ceremonie vor jeder Einweihung war die Beſchneidung, der ſich auch Pythagoras vor ſeiner Aufnahme in die ägyptiſchen Myſterien unterwerfen mußte. Dieſe Unterſcheidung von Andern, die nicht beſchnitten waren, ſollte eine engere Brüderſchaft, ein näheres Verhältniß zu der Gottheit anzeigen, wozu auch Moſes ſie bei den Hebräern nachher gebrauchte.

In dem Innern des Tempels ſtellten ſich dem Einzuweihenden verſchiedene heilige Geräthe dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter dieſen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des Serapis nannte, und die ihrem Urſprung nach vielleicht ein Sinnbild verborgener Weisheit ſeyn ſollte, ſpäterhin aber, als das Inſtitut ausartete, der Geheimnißkrämerei und elenden Prieſterkünſten zum Spiele diente. Dieſe Lade herumzutragen war ein Vorrecht der Prieſter oder einer eigenen Claſſe von Dienern des Heiligthums, die man deßhalb auch Kiſtophoren nannte. Keinem als dem Hierophanten war es erlaubt, dieſen Kaſten aufzudecken, oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu

eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnſinnig geworden ſey.

In den ägyptiſchen Myſterien ſtieß man ferner auf gewiſſe hieroglyphiſche Götterbilder, die aus mehreren Thiergeſtalten zuſammengeſetzt waren. Das bekannte Sphinx iſt von dieſer Art; man wollte dadurch die Eigenſchaften bezeichnen, welche ſich in dem höchſten Weſen vereinigen, oder auch das Mächtigſte aus allen Lebendigen in einen Körper zuſammen werfen. Man nahm etwas von dem mächtigſten Vogel oder dem Adler, von dem mächtigſten wilden Thier oder dem Löwen, von dem mächtigſten zahmen Thier oder dem Stier, und endlich von dem mächtigſten aller Thiere, dem Menſchen. Beſonders wurde das Sinnbild des Stiers oder des Apis als das Emblem der Stärke gebraucht, um die Allmacht des höchſten Weſens zu bezeichnen, der Stier aber heißt in der Urſprache Cherub.

Dieſe myſtiſchen Geſtalten, zu denen Niemand als die Epopten den Schlüſſel hatten, gaben den Myſterien ſelbſt eine ſinnliche Außenſeite, die das Volk täuſchte, und ſelbſt mit dem Götzendienſt etwas gemein hatte. Der Aberglaube erhielt alſo durch das äußerliche Gewand der Myſterien eine immerwährende Nahrung, während daß man im Heiligthume ſelbſt ſeiner ſpottete.

Doch iſt es begreiflich, wie dieſer reine Deismus mit dem Götzendienſt verträglich zuſammenleben konnte, denn indem er ihn von innen ſtürzte, beförderte er ihn von außen. Dieſer Widerſpruch der Prieſterreligion und der Volksreligion wurde bei den erſten Stiftern der Myſterien durch die Nothwendigkeit entſchuldigt; es ſchien unter zwei Uebeln das geringere zu ſeyn, weil mehr Hoffnung vorhanden war, die übeln Folgen der verhehlten Wahrheit als die ſchädlichen Wirkungen der zur Un=

zeit entdeckten Wahrheit zu hemmen. Wie ſich aber nach und nach unwürdige Mitglieder in den Kreis der Eingeweihten drängten, wie das Inſtitut von ſeiner erſten Reinheit verlor, ſo machte man das, was anfangs nur bloße Nothhülfe geweſen, nämlich das Geheimniß, zum Zweck des Inſtituts, und anſtatt den Aberglauben allmählich zu reinigen, und das Volk zur Aufnahme der Wahrheit geſchickt zu machen, ſuchte man ſeinen Vortheil darin, es immer mehr irre zu führen, und immer tiefer in den Aberglauben zu ſtürzen. Prieſterkünſte traten nun an die Stelle jener unſchuldigen lautern Abſichten, und eben das Inſtitut, welches Erkenntniß des wahren und einzigen Gottes erhalten, aufbewahren und mit Behutſamkeit verbreiten ſollte, fing an, das kräftigſte Beförderungsmittel des Gegentheils zu werden, und in eine eigentliche Schule des Götzendienſtes auszuarten. Hierophanten, um die Herrſchaft über die Gemüther nicht zu verlieren, und die Erwartung immer geſpannt zu halten, fanden es für gut, immer länger mit dem letzten Aufſchluß, der alle falſchen Erwartungen auf immer aufheben mußte, zurückzuhalten, und die Zugänge zu dem Heiligthume durch allerlei theatraliſche Kunſtgriffe zu erſchweren. Zuletzt verlor ſich der Schlüſſel zu den Hieroglyphen und geheimen Figuren ganz, und nun wurden dieſe für die Wahrheit ſelbſt genommen, die ſie anfänglich nur umhüllen ſollten.

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob die Erziehungsjahre des Moſes in die blühenden Zeiten des Inſtituts oder in den Anfang ſeiner Verderbniß fallen; wahrſcheinlich aber näherte es ſich damals ſchon ſeinem Verfalle, wie uns einige Spielereien ſchließen laſſen, die ihm der hebräiſche Geſetzgeber abborgte, und einige weniger rühmliche Kunſtgriffe, die er in Ausübung brachte. Aber der Geiſt der erſten Stifter war noch nicht dar=

aus verſchwunden, und die Lehre von der Einheit des Weltſchöpfers belohnte noch die Erwartung der Eingeweihten.

Dieſe Lehre, welche die entſchiedenſte Verachtung der Vielgötterei zu ihrer unausbleiblichen Folge hatte, verbunden mit der Unſterblichkeitslehre, welche man ſchwerlich davon trennte, war der reiche Schatz, den der junge Hebräer aus den Myſterien der Iſis herausbrachte. Zugleich wurde er darin mit den Naturkräften bekannter, die man damals auch zum Gegenſtande geheimer Wiſſenſchaften machte; welche Kenntniſſe ihn nachher in den Stand ſetzten, Wunder zu wirken, und im Beiſeyn des Pharao es mit ſeinen Lehrern ſelbſt oder den Zauberern aufzunehmen, die er in einigen ſogar übertraf. Sein künftiger Lebenslauf beweist, daß er ein aufmerkſamer und fähiger Schüler geweſen, und zu dem letzten höchſten Grad der Anſchauung gekommen war.

In eben dieſer Schule ſammelte er auch einen Schatz von Hieroglyphen, myſtiſchen Bildern und Ceremonien, wovon ſein erfinderiſcher Geiſt in der Folge Gebrauch machte. Er hatte das ganze Gebiet ägyptiſcher Weisheit durchwandert, das ganze Syſtem der Prieſter durchdacht, ſeine Gebrechen und Vorzüge, ſeine Stärke und Schwäche gegen einander abgewogen, und große wichtige Blicke in die Regierungskunſt dieſes Volks gethan.

Es iſt unbekannt, wie lange er in der Schule der Prieſter verweilte, aber ſein ſpäter politiſcher Auftritt, der erſt gegen ſein achtzigſtes Jahr erfolgte, macht es wahrſcheinlich, daß er vielleicht zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Myſterien und des Staats gewidmet habe. Dieſer Aufenthalt bei den Prieſtern ſcheint ihn aber keineswegs von dem Umgang mit ſeinem Volk ausgeſchloſſen zu haben, und er hatte Gelegen=

heit genug, ein Zeuge der Unmenſchlichkeit zu ſeyn, worunter es ſeufzen mußte.

Die ägyptiſche Erziehung hatte ſein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Mißhandlung ſeines Volks erinnerte ihn, daß auch er ein Hebräer ſey, und ein gerechter Unwille grub ſich, ſo oft er es leiden ſah, tief in ſeinen Buſen. Je mehr er anfing, ſich ſelbſt zu fühlen, deſto mehr mußte ihn die unwürdige Behandlung der Seinigen empören.

Einſt ſah er einen Hebräer unter den Streichen eines ägyptiſchen Frohnvogts mißhandelt; dieſer Anblick überwältigte ihn, er ermordete den Aegypter. Bald wird die That ruchtbar, ſein Leben iſt in Gefahr, er muß Aegypten meiden und flieht nach der arabiſchen Wüſte. Viele ſetzen dieſe Flucht in ſein vierzigſtes Lebensjahr, aber ohne alle Beweiſe. Uns iſt es genug zu wiſſen, daß Moſes nicht ſehr jung mehr ſeyn konnte, als ſie erfolgte.

Mit dieſem Exilium beginnt eine neue Epoche ſeines Lebens, und wenn wir ſeinen künftigen politiſchen Auftritt in Aegypten recht beurtheilen wollen, ſo müſſen wir ihn durch ſeine Einſamkeit in Arabien begleiten. Einen blutigen Haß gegen die Unterdrücker ſeiner Nation, und alle Kenntniſſe, die er in den Myſterien geſchöpft hatte, trug er mit ſich in die arabiſche Wüſte. Sein Geiſt war voll von Ideen und Entwürfen, ſein Herz voll Erbitterung, und nichts zerſtreute ihn in dieſer menſchenleeren Wüſte.

Die Urkunde läßt ihn die Schafe eines arabiſchen Beduinen Jethro hüten. — Dieſer tiefe Fall von allen ſeinen Ausſichten und Hoffnungen in Aegypten zum Viehhirten in Arabien! vom künftigen Menſchenherrſcher zum Lohnknecht eines Nomaden! Wie ſchwer mußte er ſeine Seele verwunden!

In dem Kleid eines Hirten trägt er einen feurigen Regentengeiſt, einen raſtloſen Ehrgeiz mit ſich herum. Hier in dieſer romantiſchen Wüſte, wo ihm die Gegenwart nichts darbietet, ſucht er Hülfe bei der Vergangenheit und Zukunft, und beſpricht ſich mit ſeinen ſtillen Gedanken. Alle Scenen der Unterdrückung, die er ehemals mit angeſehen hatte, gehen jetzt in der Erinnerung an ihm vorüber, und nichts hindert ſie jetzt, ihren Stachel tief in ſeine Seele zu drücken. Nichts iſt einer großen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden; dazu kommt, daß es ſein eigenes Volk iſt, welches leidet. Ein edler Stolz erwacht in ſeiner Bruſt, und ein heftiger Trieb zu handeln und ſich hervorzuthun, geſellt ſich zu dieſem beleidigten Stolze.

Alles, was er in langen Jahren geſammelt, Alles, was er Schönes und Großes gedacht und entworfen hat, ſoll in dieſer Wüſte mit ihm ſterben, ſoll er umſonſt gedacht und entworfen haben? Dieſen Gedanken kann ſeine feurige Seele nicht aushalten. Er erhebt ſich über ſein Schickſal; dieſe Wüſte ſoll nicht die Gränze ſeiner Thätigkeit werden; zu etwas Großem hat ihn das hohe Weſen beſtimmt, das er in den Myſterien kennen lernte. Seine Phantaſie durch Einſamkeit und Stille entzündet, ergreift, was ihr am nächſten liegt, die Partei der Unterdrückten. Gleiche Empfindungen ſuchen einander, und der Unglückliche wird ſich am liebſten auf des Unglücklichen Seite ſchlagen. In Aegypten wäre er ein Aegypter, ein Hierophant, ein Feldherr geworden; in Arabien wird er zum Hebräer. Groß und herrlich ſteigt ſie auf vor ſeinem Geiſte, die Idee: „Ich will dieſes Volk erlöſen.“

Aber welche Möglichkeit, dieſen Entwurf auszuführen? Unüberſehlich ſind die Hinderniſſe, die ſich ihm dabei aufdringen, und diejenigen, welche er bei ſeinem eigenen Volke ſelbſt zu

bekämpfen hat, ſind bei weitem die ſchrecklichſten von allen. Da iſt weder Eintracht noch Zuverſicht, weder Selbſtgefühl noch Muth, weder Gemeingeiſt noch eine kühne Thaten weckende Begeiſterung vorauszuſetzen; eine lange Sklaverei, ein vierhundertjähriges Elend hat alle dieſe Empfindungen erſtickt. — Das Volk, an deſſen Spitze er treten ſoll, iſt dieſes kühnen Wageſtücks eben ſo wenig fähig als würdig. Von dieſem Volke ſelbſt kann er nichts erwarten, und doch kann er ohne dieſes Volk nichts ausrichten. Was bleibt ihm alſo übrig? Ehe er die Befreiung desſelben unternimmt, muß er damit anfangen, es dieſer Wohlthat fähig zu machen. Er muß es wieder in die Menſchenrechte einſetzen, die es entäußert hat. Er muß ihm die Eigenſchaften wieder geben, die eine lange Verwilderung in ihm erſtickt hat, das heißt, er muß Hoffnung, Zuverſicht, Heldenmuth, Enthuſiasmus in ihm entzünden.

Aber dieſe Empfindungen können ſich nur auf ein (wahres oder täuſchendes) Gefühl eigener Kräfte ſtützen, und wo ſollen die Sklaven der Aegypter dieſes Gefühl hernehmen? Geſetzt, daß es ihm auch gelänge, ſie durch ſeine Beredſamkeit auf einen Augenblick fortzureißen — wird dieſe erkünſtelte Begeiſterung ſie nicht bei der erſten Gefahr im Stich laſſen? Werden ſie nicht, muthloſer als jemals, in ihr Knechtsgefühl zurückfallen?

Hier kommt der ägyptiſche Prieſter und Staatskundige dem Hebräer zu Hülfe. Aus ſeinen Myſterien, aus ſeiner Prieſterſchule zu Heliopolis erinnert er ſich jetzt des wirkſamen Inſtruments, wodurch ein kleiner Prieſterorden Millionen roher Menſchen nach ſeinem Gefallen lenkte. Dieſes Inſtrument iſt kein anderes, als das Vertrauen auf überirdiſchen Schutz, Glaube an übernatürliche Kräfte. Da er alſo in der ſichtbaren Welt, im natürlichen Lauf der Dinge, nichts entdeckt, wodurch er ſeiner unterdrückten Nation Muth machen könnte, da er ihr

Vertrauen an nichts Irdiſches anknüpfen kann, ſo knüpft er es an den Himmel. Da er die Hoffnung aufgibt, ihr das Gefühl eigener Kräfte zu geben, ſo hat er nichts zu thun, als ihr einen Gott zuzuführen, der dieſe Kräfte beſitzt. Gelingt es ihm, ihr Vertrauen zu dieſem Gott einzuflößen, ſo hat er ſie ſtark gemacht und kühn, und das Vertrauen auf dieſen höhern Arm iſt die Flamme, an der es ihm gelingen muß, alle andern Tugenden und Kräfte zu entzünden. Kann er ſich ſeinen Mitbrüdern als das Organ und den Geſandten dieſes Gottes legitimiren, ſo ſind ſie ein Ball in ſeinen Händen; er kann ſie leiten, wie er will. Aber nun fragt ſich's: welchen Gott ſoll er ihnen verkündigen, und wodurch kann er ihm Glauben bei ihnen verſchaffen?

Soll er ihnen den wahren Gott, den Demiurgos oder den Jao, verkündigen, an den er ſelbſt glaubt, den er in den Myſterien kennen gelernt hat?

Wie könnte er einem unwiſſenden Sklavenpöbel, wie ſeine Nation iſt, auch nur von ferne Sinn für eine Wahrheit zutrauen, die das Erbtheil weniger ägyptiſcher Weiſen iſt, und ſchon einen hohen Grad von Erleuchtung vorausſetzt, um begriffen zu werden? Wie könnte er ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß der Auswurf Aegyptens etwas verſtehen würde, was von den Beſten dieſes Landes nur die Wenigſten faßten?

Aber geſetzt, es gelänge ihm auch, den Hebräern die Kenntniß des wahren Gottes zu verſchaffen — ſo konnten ſie dieſen Gott in ihrer Lage nicht einmal brauchen, und die Erkenntniß desſelben würde ſeinen Entwurf vielmehr untergraben als befördert haben. Der wahre Gott bekümmerte ſich um die Hebräer ja nicht mehr, als um irgend ein anderes Volk. — Der wahre Gott konnte nicht für ſie kämpfen, ihnen zu Gefallen die Geſetze der Natur nicht umſtürzen. — Er ließ ſie ihre Sache

mit den Aegyptern ausfechten, und mengte ſich durch kein Wunder in ihren Streit; wozu ſollte ihnen alſo dieſer?

Soll er ihnen einen falſchen und fabelhaften Gott verkündigen, gegen welchen ſich doch ſeine Vernunft empört, den ihm die Myſterien verhaßt gemacht haben? Dazu iſt ſein Verſtand zu ſehr erleuchtet, ſein Herz zu aufrichtig und zu edel. Auf eine Lüge will er ſeine wohlthätige Unternehmung nicht gründen. Die Begeiſterung, die ihn jetzt beſeelt, würde ihm ihr wohlthätiges Feuer zu einem Betrug nicht borgen, und zu einer ſo verächtlichen Rolle, die ſeinen innern Ueberzeugungen ſo ſehr widerſpräche, würde es ihm bald an Muth, an Freude, an Beharrlichkeit gebrechen. Er will die Wohlthat vollkommen machen, die er auf dem Wege iſt, ſeinem Volke zu erweiſen; er will ſie nicht bloß unabhängig und frei, auch glücklich will er ſie machen und erleuchten. Er will ſein Werk für die Ewigkeit gründen.

Alſo darf es nicht auf Betrug — es muß auf Wahrheit gegründet ſeyn. Wie vereinigt er aber dieſe Widerſprüche? Den wahren Gott kann er den Hebräern nicht verkündigen, weil ſie unfähig ſind, ihn zu faſſen; einen fabelhaften will er ihnen nicht verkündigen, weil er dieſe widrige Rolle verachtet. Es bleibt ihm alſo nichts übrig, als ihnen ſeinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen.

Jetzt prüft er alſo ſeine Vernunftreligion, und unterſucht, was er ihr geben und nehmen muß, um ihr eine günſtige Aufnahme bei ſeinen Hebräern zu verſichern. Er ſteigt in ihre Lage, in ihre Beſchränkung, in ihre Seele hinunter, und ſpäht da die verborgenen Fäden aus, an die er ſeine Wahrheit anknüpfen könnte.

Er legt alſo ſeinem Gott diejenigen Eigenſchaften bei, welche die Faſſungskraft der Hebräer und ihr jetziges Bedürfniß eben

jetzt von ihm fordern. Er paßt ſeinen Jao dem Volke an, dem er ihn verkündigen will; er paßt ihn den Umſtänden an, unter welchen er ihn verkündiget, und ſo entſteht ſein Jehovah.

In den Gemüthern ſeines Volks findet er zwar Glauben an göttliche Dinge, aber dieſer Glaube iſt in den roheſten Aberglauben ausgeartet. Dieſen Aberglauben muß er ausrotten, aber den Glauben muß er erhalten. Er muß ihn bloß von ſeinem jetzigen unwürdigen Gegenſtand ablöſen, und ſeiner neuen Gottheit zuwenden. Der Aberglaube ſelbſt gibt ihm die Mittel dazu in die Hände. Nach dem allgemeinen Wahn jener Zeiten ſtand jedes Volk unter dem Schutz einer beſondern Nationalgottheit, und es ſchmeichelte dem Nationalſtolz, dieſe Gottheit über die Götter aller andern Völker zu ſetzen. Dieſen letztern wurde aber darum keineswegs die Gottheit abgeſprochen; ſie wurde gleichfalls anerkannt, nur über den Nationalgott durften ſie ſich nicht erheben. An dieſen Irrthum knüpfte Moſes ſeine Wahrheit an. Er machte den Demiurgos in den Myſterien zum Nationalgott der Hebräer, aber er ging noch einen Schritt weiter.

Er begnügte ſich nicht bloß, dieſen Nationalgott zum mächtigſten aller Götter zu machen, ſondern er machte ihn zum Einzigen, und ſtürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts zurück. Er ſchenkte ihn zwar den Hebräern zum Eigenthum, um ſich ihrer Vorſtellungsart zu bequemen, aber zugleich unterwarf er ihm alle andern Völker und alle Kräfte der Natur. So rettete er in dem Bild, worin er ihn den Hebräern vorſtellte, die zwei wichtigſten Eigenſchaften ſeines wahren Gottes, die Einheit und die Allmacht, und machte ſie wirkſamer in dieſer menſchlichen Hülle.

Der eitle kindiſche Stolz, die Gottheit ausſchließend beſitzen zu wollen, mußte nun zum Vortheil der Wahrheit geſchäftig

ſeyn, und ſeiner Lehre vom einzigen Gott Eingang verſchaffen. Freilich iſt es nur ein neuer Irrglaube, wodurch er den alten ſtürzt; aber dieſer neue Irrglaube iſt der Wahrheit ſchon um Vieles näher, als derjenige, den er verdrängte; und dieſer kleine Zuſatz von Irrthum iſt es im Grunde allein, wodurch ſeine Wahrheit ihr Glück macht, und Alles, was er dabei gewinnt, dankt er dieſem vorhergeſehenen Mißverſtändniß ſeiner Lehre. Was hätten ſeine Hebräer mit einem philoſophiſchen Gott machen können? Mit dieſem Nationalgott hingegen muß er Wunderdinge bei ihnen ausrichten. — Man denke ſich einmal in die Lage der Hebräer. Unwiſſend, wie ſie ſind, meſſen ſie die Stärke der Götter nach dem Glück der Völker ab, die in ihrem Schutze ſtehen. Verlaſſen und unterdrückt von Menſchen, glauben ſie ſich auch von allen Göttern vergeſſen; eben das Verhältniß, das ſie ſelbſt gegen die Aegypter haben, muß nach ihren Begriffen auch ihr Gott gegen die Götter der Aegypter haben; er iſt alſo ein kleines Licht neben dieſen, oder ſie zweifeln gar, ob ſie wirklich einen haben. Auf einmal wird ihnen verkündigt, daß ſie auch einen Beſchützer im Sternenkreis haben, und daß dieſer Beſchützer erwacht ſey aus ſeiner Ruhe, daß er ſich umgürte und aufmache, gegen ihre Feinde große Thaten zu verrichten.

Dieſe Verkündigung Gottes iſt nunmehr dem Ruf eines Feldherrn gleich, ſich unter ſeine ſiegreiche Fahne zu begeben. Gibt nun dieſer Feldherr zugleich auch Proben ſeiner Stärke, oder kennen ſie ihn gar noch aus alten Zeiten her, ſo reißt der Schwindel der Begeiſterung auch den Furchtſamſten dahin; und auch dieſes brachte Moſes in Rechnung bei ſeinem Entwurfe.

Das Geſpräch, welches er mit der Erſcheinung in dem brennenden Dornbuſch hält, legt uns die Zweifel vor, die er ſich ſelbſt

aufgeworfen, und auf die Art und Weiſe, wie er ſich ſolche beantwortet hat. Wird meine unglückliche Nation Vertrauen zu einem Gott gewinnen, der ſie ſo lange vernachläſſigt hat, der jetzt auf einmal wie aus den Wolken fällt, deſſen Namen ſie nicht einmal nennen hörte — der ſchon Jahrhunderte lang ein müßiger Zuſchauer der Mißhandlung war, die ſie von ihren Unterdrückern erleiden mußte? Wird ſie nicht vielmehr den Gott ihrer glücklichen Feinde für den Mächtigern halten? Dieß war der nächſte Gedanke, der in dem neuen Propheten jetzt aufſteigen mußte. Wie hebt er aber nun dieſe Bedenklichkeit? Er macht ſeinen Jao zum Gott ihrer Väter, er knüpft ihn alſo an ihre alten Volksſagen an, und verwandelt ihn dadurch in einen einheimiſchen, in einen alten und wohlbekannten Gott. Aber um zu zeigen, daß er den wahren und einzigen Gott darunter meine, um aller Verwechſelung mit irgend einem Geſchöpf des Aberglaubens vorzubeugen, um gar keinem Mißverſtändniß Raum zu geben, gibt er ihm den heiligen Namen, den er wirklich in den Myſterien führt. Ich werde ſeyn, der ich ſeyn werde. Sage zu dem Volk Iſrael, legt er ihm in den Mund, ich werde ſeyn, der hat mich zu euch geſendet.

In den Myſterien führte die Gottheit wirklich dieſen Namen. Dieſer Name mußte aber dem dummen Volke der Hebräer durchaus unverſtändlich ſeyn. Sie konnten ſich unmöglich etwas dabei denken, und Moſes hätte alſo mit einem andern Namen weit mehr Glück machen können; aber er wollte ſich lieber dieſem Uebelſtand ausſetzen, als einen Gedanken aufgeben, woran ihm Alles lag, und dieſer war: die Hebräer wirklich mit dem Gott, den man in den Myſterien der Iſis lehrte, bekannt zu machen. Da es ziemlich ausgemacht iſt, daß die ägyptiſchen Myſterien ſchon lange geblüht haben, ehe Jehovah dem Moſes in dem Dornbuſch erſchien, ſo iſt es wirklich auffallend, daß er

ſich gerade denſelben Namen gibt, den er vorher in den Myſterien der Iſis führte.

Es war aber noch nicht genug, daß ſich Jehovah den Hebräern als einen bekannten Gott, als den Gott ihrer Väter ankündigte, er mußte ſich auch als einen mächtigen Gott legitimiren, wenn ſie anders Herz zu ihm faſſen ſollten; und dieß war um ſo nöthiger, da ihnen ihr bisheriges Schickſal in Aegypten eben keine große Meinung von ihrem Beſchützer geben konnte. Da er ſich ferner bei ihnen nur durch einen Dritten einführte, ſo mußte er ſeine Kraft auf dieſen legen, und ihn durch außerordentliche Handlungen in den Stand ſetzen, ſowohl ſeine Sendung ſelbſt, als die Macht und Größe deſſen, der ihn ſandte, darzuthun.

Wollte alſo Moſes ſeine Sendung rechtfertigen, ſo mußte er ſie durch Wunderthaten unterſtützen. Daß er dieſe Thaten wirklich verrichtet habe, iſt wohl kein Zweifel. Wie er ſie verrichtet habe, und wie man ſie überhaupt zu verſtehen habe, überläßt man dem Nachdenken eines Jeden.

Die Erzählung endlich, in welche Moſes ſeine Sendung kleidet, hat alle Requiſite, die ſie haben mußte, um den Hebräern Glauben daran einzuflößen, und dieß war Alles, was ſie ſollte — bei uns braucht ſie dieſe Wirkung nicht mehr zu haben. Wir wiſſen jetzt zum Beiſpiel, daß es dem Schöpfer der Welt, wenn er ſich je entſchließen ſollte, einem Menſchen in Feuer oder in Wind zu erſcheinen, gleichgültig ſeyn könnte, ob man barfuß oder nicht barfuß vor ihm erſchiene. — Moſes aber legt ſeinem Jehovah den Befehl in den Mund: daß er die Schuhe von den Füßen ziehen ſolle; denn er wußte ſehr gut, daß er dem Begriffe der göttlichen Heiligkeit bei ſeinen Hebräern durch ein ſinnliches Zeichen zu Hülfe kommen müſſe — und ein ſolches Zeichen hatte er aus den Einweihungsceremonien noch behalten.

So bedachte er ohne Zweifel auch, daß z. B. ſeine ſchwere Zunge ihm hinderlich ſeyn könnte — er kam alſo dieſem Uebelſtand zuvor, er legte die Einwürfe, die er zu fürchten hatte, ſchon in ſeine Erzählung, und Jehovah ſelbſt mußte ſie heben. Er unterzieht ſich ferner ſeiner Sendung nur nach einem langen Widerſtand — deſto mehr Gewicht mußte alſo in den Befehl Gottes gelegt werden, der ihm dieſe Sendung abnöthigte. Ueberhaupt malt er das am ausführlichſten und am individuellſten aus in ſeiner Erzählung, was den Iſraeliten, ſo wie uns, am allerſchwerſten eingehen mußte zu glauben, und es iſt kein Zweifel, daß er ſeine guten Gründe dazu gehabt hatte.

Wenn wir das Bisherige kurz zuſammenfaſſen, was war eigentlich der Plan, den Moſes in der arabiſchen Wüſte ausdachte?

Er wollte das iſraelitiſche Volk aus Aegypten führen, und ihm zum Beſitz der Unabhängigkeit und einer Staatsverfaſſung in einem eigenen Lande helfen. Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die ſich ihm bei dieſem Unternehmen entgegen ſtellen würden; weil er wußte, daß auf die eignen Kräfte dieſes Volks ſo lange nicht zu rechnen ſey, bis man ihm Selbſtvertrauen, Muth, Hoffnung und Begeiſterung gegeben; weil er vorausſah, daß ſeine Beredſamkeit auf den zu Boden gedrückten Sklavenſinn der Hebräer gar nicht wirken würde; ſo begriff er, daß er ihnen einen höhern, einen überirdiſchen Schutz ankündigen müſſe, daß er ſie gleichſam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn verſammeln müſſe. Er gibt ihnen alſo einen Gott, um ſie fürs erſte aus Aegypten zu befreien. Weil es aber damit noch nicht gethan iſt, weil er ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein anderes geben muß, und weil ſie dieſes andere erſt mit gewaffneter Hand erobern und ſich darin erhalten müſſen, ſo iſt nöthig, daß er ihre vereinigten

Kräfte in einem Staatskörper zuſammenhalte, ſo muß er ihnen alſo Geſetze und eine Verfaſſung geben.

Als ein Prieſter und Staatsmann aber weiß er, daß die ſtärkſte und unentbehrlichſte Stütze aller Verfaſſung Religion iſt; er muß alſo den Gott, den er ihnen anfänglich nur zur Befreiung aus Aegypten, als einen bloßen Feldherrn, gegeben hat, auch bei der bevorſtehenden Geſetzgebung brauchen; er muß ihn alſo auch gleich ſo ankündigen, wie er ihn nachher gebrauchen will. Zur Geſetzgebung und zur Grundlage des Staats braucht er aber den wahren Gott, denn er iſt ein großer und edler Menſch, der ein Werk, das dauern ſoll, nicht auf eine Lüge gründen kann. Er will die Hebräer durch die Verfaſſung, die er ihnen zugedacht hat, in der That glücklich und dauernd glücklich machen, und dieß kann nur dadurch geſchehen, daß er ſeine Geſetzgebung auf Wahrheit gründet. Für dieſe Wahrheit ſind aber ihre Verſtandeskräfte noch zu ſtumpf; er kann ſie alſo nicht auf dem reinen Weg der Vernunft in ihre Seele bringen. Da er ſie nicht überzeugen kann, ſo muß er ſie überreden, hinreißen, beſtechen. Er muß alſo dem wahren Gott, den er ihnen ankündigt, Eigenſchaften geben, die ihn den ſchwachen Köpfen faßlich und empfehlungswürdig machen; er muß ihm ein heidniſches Gewand umhüllen, und muß zufrieden ſeyn, wenn ſie an ſeinem wahren Gott gerade nur dieſes Heidniſche ſchätzen, und auch das Wahre bloß auf eine heidniſche Art aufnehmen. Und dadurch gewinnt er ſchon unendlich, er gewinnt — daß der Grund ſeiner Geſetzgebung wahr iſt, daß alſo ein künftiger Reformator die Grundverfaſſung nicht einzuſtürzen braucht, wenn er die Begriffe verbeſſert, welches bei allen falſchen Religionen die unausbleibliche Folge iſt, ſobald die Fackel der Vernunft ſie beleuchtet.

Alle andern Staaten jener Zeit und auch der folgenden

Zeiten ſind auf Betrug und Irrthum, auf Vielgötterei gegründet, obgleich, wie wir geſehen haben, in Aegypten ein kleiner Cirkel war, der richtige Begriffe von dem höchſten Weſen hegte. Moſes, der ſelbſt aus dieſem Cirkel iſt, und nur dieſem Cirkel ſeine beſſere Idee von dem höchſten Weſen zu danken hat, Moſes iſt der Erſte, der es wagt, dieſes geheimgehaltene Reſultat der Myſterien nicht nur laut, ſondern ſogar zur Grundlage eines Staats zu machen. Er wird alſo, zum Beſten der Welt und der Nachwelt, ein Verräther der Myſterien und läßt eine ganze Nation an einer Wahrheit Theil nehmen, die bis jetzt nur das Eigenthum weniger Weiſen war. Freilich konnte er ſeinen Hebräern mit dieſer neuen Religion nicht auch zugleich den Verſtand mitgeben, ſie zu faſſen, und darin hatten die ägyptiſchen Epopten einen großen Vorzug vor ihnen voraus. Die Epopten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft; die Hebräer konnten höchſtens nur blind daran glauben. *)

---

*) Ich muß die Leſer dieſes Aufſatzes auf eine Schrift von ähnlichem Inhalt: **Ueber die älteſten hebräiſchen Myſterien** von **Br. Decius**, verweiſen, welche einen berühmten und verdienſtvollen Schriftſteller zum Verfaſſer hat, und woraus ich verſchiedene der hier zum Grund legten Ideen und Daten genommen habe.

Die Geſetzgebung des Lykurgus und Solon. *)

Um den Lykurgiſchen Plan gehörig würdigen zu können, muß man auf die damalige politiſche Lage von Sparta zurückſehen, und die Verfaſſung kennen lernen, worin er Lacedämon fand, als er ſeinen neuen Entwurf zum Vorſchein brachte. Zwei Könige, beide mit gleicher Gewalt verſehen, ſtanden an der Spitze des Staats; jeder eiferſüchtig auf den andern, jeder geſchäftig, ſich einen Anhang zu machen, und dadurch die Gewalt ſeines Throngehülfen zu beſchränken. Dieſe Eiferſucht hatte ſich von den zwei erſten Königen Prokles und Euryſthen auf ihre beiderſeitigen Linien bis auf Lykurg dergeſtalt fortgeerbt, daß Sparta während dieſes langen Zeitraums unaufhörlich von Factionen beunruhigt wurde. Jeder König ſuchte durch Bewilligung großer Freiheiten das Volk zu beſtechen, und dieſe Bewilligungen führten das Volk zur Frechheit und endlich zum Aufruhr. Zwiſchen Monarchie und Demokratie ſchwankte der Staat hin und wieder, und ging mit ſchnellem Wechſel von einem Extrem auf das andere über. Zwiſchen den Rechten des Volks und der Gewalt der Könige waren noch

*) Anmerk. des Herausgebers. Dieſe Vorleſungen wurden in das 10te Heft der Thalia eingerückt.

keine Gränzen gezeichnet, der Reichthum floß in wenigen Familien zuſammen. Die reichen Bürger tyranniſirten die armen, und die Verzweiflung der letztern äußerte ſich in Empörung.

Von innerer Zwietracht zerriſſen, mußte der ſchwache Staat die Beute ſeiner kriegeriſchen Nachbarn werden, oder in mehrere kleinere Tyrannien zerfallen. So fand Lykurgus Sparta; unbeſtimmte Gränzen der königlichen und Volksgewalt, ungleiche Austheilung der Glücksgüter unter den Bürgern, Mangel an Gemeingeiſt und Eintracht und eine gänzliche politiſche Entkräftung waren die Uebel, die ſich dem Geſetzgeber am dringendſten darſtellten, auf die er alſo bei ſeiner Geſetzgebung vorzüglich Rückſicht nahm.

Als der Tag erſchien, wo Lykurgus ſeine Geſetze bekannt machen wollte, ließ er dreißig der vornehmſten Bürger, die er vorher zum Beſten ſeines Planes gewonnen hatte, bewaffnet auf dem Marktplatz erſcheinen, um denen, die ſich etwa widerſetzen würden, Furcht einzujagen. Der König Charilaus, von dieſen Anſtalten in Schrecken geſetzt, entfloh in den Tempel der Minerva, weil er glaubte, daß die ganze Sache gegen ihn gerichtet ſey. Aber man benahm ihm dieſe Furcht, und brachte ihn ſogar dahin, daß er ſelbſt den Plan des Lykurgus thätig unterſtützte.

Die erſte Einrichtung betraf die Regierung. Um künftig auf immer zu verhindern, daß die Republik zwiſchen königlicher Tyrannei und anarchiſcher Demokratie hin= und hergeworfen würde, legte Lykurgus eine dritte Macht, als Gegengewicht, in die Mitte; er gründet einen Senat. Die Senatoren, achtundzwanzig an der Zahl und alſo dreißig mit den Königen, ſollten auf die Seite des Volks treten, wenn die Könige ihre Gewalt mißbrauchten, und, wenn im Gegentheil die Gewalt

des Volks zu groß werden wollte, die Könige gegen dasſelbe in Schutz nehmen. Eine vortreffliche Anordnung, wodurch Sparta auf immer allen den gewaltſamen innern Stürmen entging, die es bisher erſchüttert hatten. Dadurch wurde es jedem Theil unmöglich gemacht, den andern unter die Füße zu treten; gegen Senat und Volk konnten die Könige nichts ausrichten, und eben ſo wenig konnte das Volk das Uebergewicht erhalten, wenn der Senat mit den Königen gemeine Sache machte.

Aber einem dritten Falle hatte Lykurgus nicht begegnet — wenn nämlich der Senat ſelbſt ſeine Macht mißbrauchte. Der Senat konnte ſich als ein Mittelglied, ohne Gefahr der öffentlichen Ruhe, gleich leicht mit den Königen wie mit dem Volke verbinden, aber ohne große Gefahr des Staats durften ſich die Könige nicht mit dem Volke gegen den Senat vereinigen. Dieſer letzte fing daher bald an, dieſe vortheilhafte Lage zu benutzen, und einen ausſchweifenden Gebrauch von ſeiner Gewalt zu machen, welches um ſo mehr gelang, da die geringe Anzahl der Senatoren es ihnen leicht machte, ſich mit einander einzuverſtehen. Der Nachfolger des Lykurgus ergänzte deßwegen dieſe Lücke, und führte die Ephoren ein, welche der Macht des Senats einen Zaum anlegten.

Gefährlicher und kühner war die zweite Anordnung, welche Lykurgus machte. Dieſe war: das ganze Land in gleichen Theilen unter den Bürgern zu vertheilen, und den Unterſchied zwiſchen Reichen und Armen auf immerdar aufzuheben. Ganz Lakonien wurde in dreißigtauſend Felder, der Acker um die Stadt Sparta ſelbſt in neuntauſend Felder getheilt, jedes groß genug, daß eine Familie reichlich damit auskommen konnte. Sparta gab jetzt einen ſchönen, reizenden Anblick, und Lykurgus ſelbſt weidete ſich an dieſem Schauſpiel, als er in der Folge

das Land durchreiſte. Ganz Lakonien, rief er aus, gleicht einem Acker, den Brüder brüderlich unter ſich theilten.

Eben ſo gern, wie die Aecker, hätte Lykurgus auch die beweglichen Güter vertheilt, aber dieſem Vorhaben ſtellten ſich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Er verſuchte alſo durch Umwege zu dieſem Ziele zu gelangen, und das, was er nicht durch ein Machtwort aufheben konnte, von ſich ſelbſt fallen zu machen.

Er fing damit an, alle goldnen und ſilbernen Münzen zu verbieten, und an ihrer Statt eiſerne einzuführen. Zugleich gab er einem großen und ſchweren Stück Eiſen einen ſehr geringen Werth, daß man einen großen Raum brauchte, um eine kleine Geldſumme aufzubewahren, und viele Pferde, um ſie fortzuſchaffen. Ja, damit man nicht einmal verſucht werden möchte, dieſes Geld des Eiſens wegen zu ſchätzen und zuſammenzuſcharren, ſo ließ er das Eiſen, welches dazu genommen wurde, vorher glühend in Eſſig löſchen und härten, wodurch es zu jedem andern Gebrauch untüchtig wurde.

Wer ſollte nun ſtehlen oder ſich beſtechen laſſen, oder Reichthümer aufzuhäufen trachten, da der kleine Gewinn weder verhehlt noch genutzt werden konnte?

Nicht genug, daß Lykurg ſeinen Mitbürgern dadurch die Mittel zur Ueppigkeit entzog — er rückte ihnen auch die Gegenſtände derſelben aus den Augen, die ſie dazu hätten reizen können. Sparta's eiſerne Münze konnte kein fremder Kaufmann brauchen, und eine andere hatten ſie ihm nicht zu geben. Alle Künſtler, die für den Luxus arbeiteten, verſchwanden jetzt aus Lakonien, kein auswärtiges Schiff erſchien mehr in ſeinen Häfen, kein Abenteurer zeigte ſich mehr, ſein Glück in dieſem Lande zu ſuchen, kein Kaufmann kam, die Eitelkeit und Wolluſt zu brandſchatzen, denn ſie konnten nichts mit ſich hinweg=

nehmen, als eiſerne Münzen, die in allen andern Ländern verachtet wurden. Der Luxus hörte auf, weil Niemand da war, der ihn unterhalten hätte.

Lykurg arbeitete noch auf eine andere Art der Ueppigkeit entgegen. Er verordnete, daß alle Bürger an einem öffentlichen Orte in Gemeinſchaft zuſammen ſpeiſen, und alle dieſelbe vorgeſchriebene Koſt mit einander theilen ſollten. Es war nicht erlaubt, zu Hauſe der Weichlichkeit zu dienen, und ſich durch eigene Köche koſtbare Speiſen zurichten zu laſſen. Jeder mußte monatlich eine gewiſſe Summe an Lebensmitteln zu der öffentlichen Mahlzeit geben, und dafür erhielt er die Koſt von dem Staate. Fünfzehn ſpeisten gewöhnlich an einem Tiſche zuſammen, und jeder Tiſchgenoſſe mußte alle übrigen Stimmen für ſich haben, um an die Tafel aufgenommen zu werden. Wegbleiben durfte keiner ohne eine gültige Entſchuldigung; dieſes Gebot wurde ſo ſtreng gehalten, daß ſelbſt Agis, einer der folgenden Könige, als er aus einem rühmlich geführten Kriege nach Sparta zurückkam und mit ſeiner Gemahlin allein ſpeiſen wollte, eine abſchlägige Antwort von den Ephoren erhielt. Unter den Speiſen der Spartaner iſt die ſchwarze Suppe berühmt; ein Gericht, zu deſſen Lobe geſagt wurde, die Spartaner hätten gut tapfer ſeyn, weil es kein ſo großes Uebel wäre, zu ſterben, als ihre ſchwarze Suppe zu eſſen. Ihre Mahlzeit würzten ſie mit Luſtigkeit und Scherz, denn Lykurg ſelbſt war ſo ſehr ein Freund der geſelligen Freude, daß er dem Gott des Lachens in ſeinem Hauſe einen Altar errichtete.

Durch die Einführung dieſer gemeinſchaftlichen Speiſung gewann Lykurgus für ſeinen Zweck ſehr viel. Aller Luxus an koſtbarem Tafelgeräthe hörte auf, weil man an dem öffentlichen Tiſche keinen Gebrauch davon machen konnte. Der Schwelgerei wurde auf immer Einhalt gethan; geſunde und ſtarke Körper

waren die Folge dieſer Mäßigung und Ordnung, und geſunde Väter konnten dem Staate ſtarke Kinder zeugen. Die gemeinſchaftliche Speiſung gewöhnte die Bürger, mit einander zu leben, und ſich als Glieder desſelben Staatskörpers zu betrachten — nicht einmal zu gedenken, daß eine ſo gleiche Lebensweiſe auch auf die gleiche Stimmung der Gemüther Einfluß haben mußte.

Ein anderes Geſetz verordnete, daß kein Haus ein anderes Dach haben dürfte, als welches mit der Axt verfertigt worden, und keine andere Thür, als die bloß mit Hülfe einer Säge gemacht worden ſey. In ein ſo ſchlechtes Haus konnte ſich Niemand einfallen laſſen, koſtbare Möbel zu ſchaffen; Alles mußte ſich harmoniſch zu dem Ganzen ſtimmen.

Lykurgus begriff wohl, daß es nicht damit gethan ſey, Geſetze für ſeine Mitbürger zu ſchaffen; er mußte auch Bürger für dieſe Geſetze erſchaffen. In den Gemüthern der Spartaner mußte er ſeiner Verfaſſung die Ewigkeit ſichern, in dieſen mußte er die Empfänglichkeit für fremde Eindrücke ertödten.

Der wichtigſte Theil ſeiner Geſetzgebung war daher die Erziehung, und durch dieſe ſchloß er gleichſam den Kreis, in welchem der ſpartaniſche Staat ſich um ſich ſelbſt bewegen ſollte. Die Erziehung war ein wichtiges Werk des Staats, und der Staat ein fortdauerndes Werk dieſer Erziehung.

Seine Sorgfalt für die Kinder erſtreckte ſich bis auf die Quellen der Zeugung. Die Körper der Jungfrauen wurden durch Leibesübungen gehärtet, um ſtarke geſunde Kinder leicht zu gebären. Sie gingen ſogar unbekleidet, um alle Unfälle der Witterung auszuhalten. Der Bräutigam mußte ſie rauben, und durfte ſie auch nur des Nachts und verſtohlen beſuchen. Dadurch blieben Beide in den erſten Jahren der Ehe einander immer noch fremd, und Liebe blieb neu und lebendig.

Aus der Ehe ſelbſt wurde alle Eiferſucht verbannt. Alles, auch die Schamhaftigkeit, ordnete der Geſetzgeber ſeinem Hauptzweck unter. Er opferte die weibliche Treue auf, um geſunde Kinder für den Staat zu gewinnen.

Sobald das Kind geboren war, gehörte es dem Staat. — Vater und Mutter hatten es verloren. Es wurde von den Aelteſten beſichtigt; wenn es ſtark und wohlgebildet war, übergab man es einer Wärterin; war es ſchwächlich und mißgeſtaltet, ſo warf man es in einen Abgrund an dem Berge Taygetus.

Die ſpartaniſchen Wärterinnen wurden wegen der harten Erziehung, die ſie den Kindern gaben, in ganz Griechenland berühmt und in entfernte Länder berufen. Sobald ein Knabe das ſiebente Jahr erreicht hatte, wurde er ihnen genommen, und mit Kindern ſeines Alters gemeinſchaftlich erzogen, ernährt und unterrichtet. Frühe lehrte man ihn Beſchwerlichkeiten Trotz bieten, und durch Leibesübungen eine Herrſchaft über ſeine Glieder erlangen. Erreichten ſie die Jünglingsjahre, ſo hatten die edelſten unter ihnen Hoffnung, Freunde unter den Erwachſenen zu erhalten, die durch eine begeiſterte Liebe an ſie gebunden waren. Die Alten waren bei ihren Spielen zugegen, beobachteten das aufkeimende Genie, und ermunterten die Ruhmbegierde durch Lob oder Tadel. Wenn ſie ſich ſatt eſſen wollten, ſo mußten ſie die Lebensmittel dazu ſtehlen, und wer ſich ertappen ließ, hatte eine harte Züchtigung und Schande zu erwarten. Lykurgus wählte dieſes Mittel, um ſie frühe an Liſt und Ränke zu gewöhnen — Eigenſchaften, die er für den kriegeriſchen Zweck, zu dem er ſie bildete, eben ſo wichtig glaubte, als Leibesſtärke und Muth. Wir haben ſchon oben geſehen, wie wenig gewiſſenhaft Lykurgus in Betreff der Sittlichkeit war, wenn es darauf ankam, ſeinen politiſchen Zweck zu verfolgen.

Uebrigens muß man in Betrachtung ziehen, daß weder die Entweihung der Ehen, noch dieſer befohlene Diebſtahl in Sparta den politiſchen Schaden anrichten konnten, den ſie in jedem andern Staate würden zur Folge gehabt haben. Da der Staat die Erziehung der Kinder übernahm, ſo war ſie unabhängig von dem Glück und der Reinigkeit der Ehen; da in Sparta wenig Werth auf dem Eigenthume ruhte und faſt alle Güter gemeinſchaftlich waren, ſo war die Sicherheit des Eigenthums kein ſo wichtiger Punkt, und ein Angriff darauf — beſonders wenn der Staat ihn lenkte und Abſichten dadurch erreichte — kein bürgerliches Verbrechen.

Den jungen Spartanern war es verboten, ſich zu ſchmücken, ausgenommen, wenn ſie in das Treffen oder in ſonſt eine große Gefahr gingen. Dann erlaubte man ihnen, ihre Haare ſchön aufzuputzen, ihre Kleider zu ſchmücken und Zierrathen an den Waffen zu tragen. Das Haar, ſagte Lykurg, mache ſchöne Leute ſchöner und häßliche fürchterlich. Es war gewiß ein feiner Kunſtgriff des Geſetzgebers, etwas Lachendes und Feſtliches mit Gelegenheiten der Gefahr zu verbinden, und ihnen dadurch das Schreckliche zu benehmen. Er ging noch weiter. Er ließ im Kriege von der ſtrengen Disciplin etwas nach, die Lebensart war dann freier, und Vergehungen wurden weniger hart geahndet. Daher kam es, daß der Krieg den Spartanern allein eine Art von Erholung war, und daß ſie ſich darauf, wie auf eine fröhliche Gelegenheit, freuten. Rückte der Feind an, ſo ließ der ſpartaniſche König das Kaſtoriſche Lied anſtimmen, die Soldaten rückten in feſtgeſchloſſenen Reihen unter Flötengeſang fort, und gingen freudig und unerſchrocken, nach dem Klange der Muſik, der Gefahr entgegen.

Der Plan des Lykurgus brachte es mit ſich, daß die Anhänglichkeit an das Eigenthum der Anhänglichkeit an das Va=

terland durchaus nachſtand, und daß die Gemüther, durch keine Privatſorge zerſtreut, nur dem Staate lebten. Darum fand er für gut und nothwendig, ſeinen Mitbürgern auch die Geſchäfte des gewöhnlichen Lebens zu erſparen, und dieſe durch Fremdlinge verrichten zu laſſen, damit auch nicht einmal die Sorge der Arbeit oder die Freude an häuslichen Geſchäften ihren Geiſt von dem Intereſſe des Vaterlands abzöge. Die Aecker und das Haus wurden deßwegen von Sklaven beſorgt, die in Sparta dem Vieh gleich geachtet wurden. Man nennt ſie Heloten, weil die erſten Sklaven der Spartaner Einwohner der Stadt Helos in Lakonien geweſen, welche ſie bekriegt und zu Gefangenen gemacht hatten. Von dieſen Heloten führten nachher alle ſpartaniſchen Sklaven, die ſie in ihren Kriegen erbeuteten, den Namen.

Abſcheulich war der Gebrauch, den man in Sparta von dieſen unglücklichen Menſchen machte. Man betrachtete ſie als ein Geräthe, von dem man zu politiſchen Abſichten, wie man wollte, Gebrauch machen konnte, und die Menſchheit wurde auf eine wirklich empörende Art in ihnen verſpottet. Um der ſpartaniſchen Jugend ein abſchreckendes Bild von der Unmäßigkeit im Trinken zu geben, zwang man dieſe Heloten, ſich zu betrinken, und ſtellte ſie dann in dieſem Zuſtande öffentlich zur Schau aus. Man ließ ſie ſchändliche Lieder ſingen und lächerliche Tänze tanzen, die Tänze der Freigebornen waren ihnen verboten.

Man gebrauchte ſie zu einer noch weit unmenſchlichern Abſicht. Es war dem Staate darum zu thun, den Muth ſeiner kühnſten Jünglinge auf ſchwere Proben zu ſetzen, und ſie durch blutige Vorſpiele zum Kriege vorzubereiten. Der Senat ſchickte alſo zu gewiſſen Zeiten eine gewiſſe Anzahl dieſer Jünglinge auf das Land; nichts als ein Dolch und etwas Speiſe wurde

ihnen auf die Reiſe mitgegeben. Am Tage war ihnen auferlegt, ſich verborgen zu halten; bei Nachtzeit aber zogen ſie auf die Straßen und ſchlugen die Heloten todt, die ihnen in die Hände fielen. Dieſe Anſtalt nannte man die Kryptia oder den Hinterhalt; aber ob Lykurgus der Stifter derſelben war, iſt noch im Zweifel. Wenigſtens folgt ſie ganz aus ſeinem Princip. Wie die Republik Sparta in ihren Kriegen glücklich war, ſo vermehrte ſich auch die Anzahl dieſer Heloten, daß ſie anfingen, der Republik ſelbſt gefährlich zu werden, und auch wirklich durch eine ſo barbariſche Behandlung zur Verzweiflung gebracht, Empörungen entſpannen. Der Senat faßte einen unmenſchlichen Entſchluß, den er durch die Nothwendigkeit entſchuldigt glaubte. Unter dem Vorwand, ihnen die Freiheit zu ſchenken, wurden einmal während des peloponneſiſchen Kriegs zweitauſend der tapferſten Heloten verſammelt und, mit Kränzen geſchmückt, in einer feierlichen Proceſſion in die Tempel begleitet. Hier aber verſchwanden ſie plötzlich, und Niemand erfuhr, was mit ihnen geworden war. So viel iſt übrigens gewiß, und in Griechenland zum Sprüchwort geworden, daß die ſpartaniſchen Sklaven die unglückſeligſten aller andern Sklaven, ſo wie die ſpartaniſchen freien Bürger die freieſten aller Bürger geweſen.

Weil den Letztern alle Arbeiten durch die Heloten abgenommen waren, ſo brachten ſie ihr ganzes Leben müßig zu; die Jugend übte ſich in kriegeriſchen Spielen und Geſchicklichkeiten, und die Alten waren die Zuſchauer und Richter bei dieſen Uebungen. Einem ſpartaniſchen Greiſe gereichte es zur Schande, von dem Orte wegzubleiben, wo die Jugend erzogen wurde. Auf dieſe Art kam es, daß jeder Spartaner mit dem Staate lebte, alle Handlungen wurden dadurch öffentliche Handlungen. Unter den Augen der Nation reifte die Jugend heran und ver-

blühte das Alter. Unaufhörlich hatte der Spartaner Sparta vor Augen und Sparta ihn. Er war Zeuge von Allem, und Alles war Zeuge ſeines Lebens. Die Ruhmbegierde erhielt einen immerwährenden Sporn, der Nationalgeiſt eine unaufhörliche Nahrung; die Idee von Vaterland und vaterländiſchem Intereſſe verwuchs mit dem innerſten Leben aller ſeiner Bürger. Noch andere Gelegenheiten, dieſe Triebe zu entflammen, gaben die öffentlichen Feſte, welche in dem müßigen Sparta ſehr zahlreich waren. Kriegeriſche Volkslieder wurden dabei geſungen, welche den Ruhm der fürs Vaterland gefallenen Bürger, oder Ermunterungen zur Tapferkeit zum gewöhnlichen Inhalt hatten. Sie erſchienen an dieſen Feſten in drei Chören nach dem Alter eingetheilt. Der Chor der Alten fing an zu ſingen: In der Vorzeit waren wir Helden. Der Chor der Männer antwortete: Helden ſind wir jetzt! Komme, wer will, es zu erproben! Der dritte Chor der Knaben fiel ein: Helden werden wir einſt, und euch durch Thaten verdunkeln.

Werfen wir einen bloß flüchtigen Blick auf die Geſetzgebung des Lykurgus, ſo befällt uns wirklich ein angenehmes Erſtaunen. Unter allen ähnlichen Inſtituten des Alterthums iſt ſie unſtreitig die vollendetſte, die Moſaiſche Geſetzgebung ausgenommen, der ſie in vielen Stücken, und vorzüglich in dem Principium gleicht, das ihr zum Grunde liegt. Sie iſt wirklich in ſich ſelbſt vollendet. Alles ſchließt ſich darin aneinander an. Eines wird durch Alles, und Alles durch Eines gehalten. Beſſere Mittel konnte Lykurgus wohl nicht wählen, den Zweck zu erreichen, den er vor Augen hatte, einen Staat nämlich, der von allen übrigen iſolirt, ſich ſelbſt genug und fähig wäre, durch innern Kreislauf und eigene lebendige Kraft ſich ſelbſt zu erhalten. Kein Geſetzgeber hat je einem Staate dieſe Einheit,

dieſes Nationalintereſſe, dieſen Gemeingeiſt gegeben, den Lykurgus dem ſeinigen gab. Und wodurch hat Lykurgus dieſes bewirkt? — Dadurch, daß er die Thätigkeit ſeiner Mitbürger in den Staat zu leiten wußte, und ihnen alle anderen Wege zuſchloß, die ſie hätten davon abziehen können.

Alles, was Menſchenſeelen feſſelt und Leidenſchaften entzündet, Alles, außer dem politiſchen Intereſſe, hatte er durch ſeine Geſetzgebung entfernt. Reichthum und Wollüſte, Wiſſenſchaft und Kunſt, hatten keinen Zugang zu den Gemüthern der Spartaner. Durch die gleiche gemeinſchaftliche Armuth fiel die Vergleichung der Glücksumſtände weg, die in den meiſten Menſchen die Gewinnſucht entzündet; der Wunſch nach Beſitzthümern fiel mit der Gelegenheit hinweg, ſie zu zeigen und zu nutzen. Durch die tiefe Unwiſſenheit in Kunſt und Wiſſenſchaft, welche alle Köpfe in Sparta auf gleiche Art verfinſterte, verwahrte er es vor Eingriffen, die ein erleuchteter Geiſt in die Verfaſſung gethan haben würde; eben dieſe Unwiſſenheit, mit dem rauhen Nationaltrotz verbunden, der jedem Spartaner eigenthümlich war, ſtand ihrer Vermiſchung mit andern griechiſchen Völkern unaufhörlich im Wege. In der Wiege ſchon waren ſie zu Spartanern geſtempelt, und je mehr ſie andern Nationen entgegen ſtießen, deſto feſter mußten ſie an ihrem Mittelpunkt halten. Das Vaterland war das erſte Schauſpiel, das ſich dem ſpartaniſchen Knaben zeigte, wenn er zum Denken erwachte. Er erwachte im Schooß des Staats; Alles, was um ihn lag, war Nation, Staat und Vaterland. Es war der erſte Eindruck in ſeinem Gehirne, und ſein ganzes Leben war eine ewige Erneuerung dieſes Eindrucks.

Zu Hauſe fand der Spartaner nichts, das ihn hätte feſſeln können; alle Reize hatte der Geſetzgeber ſeinen Augen entzogen. Nur im Schooße des Staats fand er Beſchäftigung, Ergötzung,

Ehre, Belohnung; alle ſeine Triebe und Leidenſchaften waren nach dieſem Mittelpunkt hingeleitet. Der Staat hatte alſo die ganze Energie, die Kraft aller ſeiner einzelnen Bürger, und an dem Gemeingeiſt, der alle zuſammen entflammte, mußte ſich der Nationalgeiſt jedes einzelnen Bürgers entzünden. Daher iſt es kein Wunder, daß die ſpartaniſche Vaterlandstugend einen Grad von Stärke erreichte, der uns unglaublich ſcheinen muß. Daher kam es, daß bei dem Bürger dieſer Republik gar kein Zweifel ſtatt finden konnte, wenn es darauf ankam, zwiſchen Selbſterhaltung und Rettung des Vaterlandes eine Wahl zu treffen.

Daher iſt es begreiflich, wie ſich der ſpartaniſche König Leonidas mit ſeinen dreihundert Helden die Grabſchrift verdienen konnte, die ſchönſte ihrer Art und das erhabenſte Denkmal politiſcher Tugend. „Erzähle, Wandrer, wenn du nach Sparta kommſt, daß wir, ſeinen Geſetzen gehorſam, hier gefallen ſind.“

Man muß alſo eingeſtehen, daß nichts zweckmäßiger, nichts durchdachter ſeyn kann, als dieſe Staatsverfaſſung, daß ſie in ihrer Art ein vollendetes Kunſtwerk vorſtellt, und in ihrer ganzen Strenge befolgt, nothwendig auf ſich ſelbſt hätte ruhen müſſen. Wäre aber meine Schilderung hier zu Ende, ſo würde ich mich eines ſehr großen Irrthums ſchuldig gemacht haben. Dieſe bewunderungswürdige Verfaſſung iſt im höchſten Grade verwerflich, und nichts Traurigeres könnte der Menſchheit begegnen, als wenn alle Staaten nach dieſem Muſter wären gegründet worden. Es wird uns nicht ſchwer fallen, uns von dieſer Behauptung zu überzeugen.

Gegen ſeinen eigenen Zweck gehalten, iſt die Geſetzgebung des Lykurgus ein Meiſterſtück der Staats- und Menſchenkunde. Er wollte einen mächtigen, in ſich ſelbſt gegründeten, unzerſtörbaren Staat; politiſche Stärke und Dauerhaftigkeit waren das

Ziel, wornach er ſtrebte, und dieſes Ziel hat er ſo weit erreicht, als unter ſeinen Umſtänden möglich war. Aber hält man den Zweck, welchen Lykurgus ſich vorſetzte, gegen den Zweck der Menſchheit, ſo muß eine tiefe Mißbilligung an die Stelle der Bewunderung treten, die uns der erſte flüchtige Blick abgewonnen hat. Alles darf dem Beſten des Staats zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat ſelbſt nur als ein Mittel dient. Der Staat ſelbſt iſt niemals Zweck, er iſt nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menſchheit erfüllt werden kann, und dieſer Zweck der Menſchheit iſt kein anderer, als Ausbildung aller Kräfte des Menſchen, Fortſchreitung. Hindert eine Staatsverfaſſung, daß alle Kräfte, die im Menſchen liegen, ſich entwickeln; hindert ſie die Fortſchreitung des Geiſtes: ſo iſt ſie verwerflich und ſchädlich, ſie mag übrigens noch ſo durchdacht, und in ihrer Art noch ſo vollkommen ſeyn. Ihre Dauerhaftigkeit ſelbſt gereicht ihr alsdann vielmehr zum Vorwurf, als zum Ruhme — ſie iſt dann nur ein verlängertes Uebel; je länger ſie Beſtand hat, um ſo ſchädlicher iſt ſie.

Ueberhaupt können wir bei Beurtheilung politiſcher Anſtalten als eine Regel feſtſetzen, daß ſie nur gut und lobenswürdig ſind, inſofern ſie alle Kräfte, die im Menſchen liegen, zur Ausbildung bringen, inſofern ſie Fortſchreitung der Cultur befördern, oder wenigſtens nicht hemmen. Dieſes gilt von Religions-, wie von politiſchen Geſetzen; beide ſind verwerflich, wenn ſie eine Kraft des menſchlichen Geiſtes feſſeln, wenn ſie ihm in irgend etwas einen Stillſtand auferlegen. Ein Geſetz z. B., wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensſchema beſtändig zu verharren, das ihr in einer gewiſſen Periode als das vortrefflichſte erſchienen, ein ſolches Geſetz wäre ein Attentat gegen die Menſchheit, und keine noch ſo

ſcheinbare Abſicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchſte Gut, gegen den höchſten Zweck der Geſellſchaft gerichtet.

Mit dieſem allgemeinen Maßſtab verſehen, können wir nicht lange zweifelhaft ſeyn, wie wir den Lykurgiſchen Staat beurtheilen ſollen.

Eine einzige Tugend war es, die in Sparta mit Hintanſetzung aller andern geübt wurde, Vaterlandsliebe.

Dieſem künſtlichen Triebe wurden die natürlichſten ſchönſten Gefühle der Menſchheit zum Opfer gebracht.

Auf Unkoſten aller ſittlichen Gefühle wurde das politiſche Verdienſt errungen, und die Fähigkeit dazu ausgebildet. In Sparta gab es keine eheliche Liebe, keine Mutterliebe, keine kindliche Liebe, keine Freundſchaft — es gab nichts als Bürger, nichts als bürgerliche Tugend. Lange Zeit hatte man jene ſpartaniſche Mutter bewundert, die ihren aus dem Treffen entkommenen Sohn mit Unwillen von ſich ſtößt, und nach dem Tempel eilt, den Göttern für den Gefallenen zu danken. Zu einer ſolchen unnatürlichen Stärke des Geiſtes hätte man der Menſchheit nicht Glück wünſchen ſollen. Eine zärtliche Mutter iſt eine weit ſchönere Erſcheinung in der moraliſchen Welt, als ein heroiſches Zwittergeſchöpf, das die natürliche Empfindung verläugnet, um künſtliche Pflicht zu befriedigen.

Welch ſchöneres Schauſpiel gibt der rauhe Krieger Coriolanus in ſeinem Lager vor Rom, der Rache und Sieg aufopfert, weil er die Thränen der Mutter nicht fließen ſehen kann!

Dadurch, daß der Staat der Vater ſeines Kindes wurde, hörte der natürliche Vater deſſelben auf, es zu ſeyn. Das Kind lernte nie ſeine Mutter, ſeinen Vater lieben, weil es ſchon in dem zarteſten Alter von ihnen geriſſen, ſeine Eltern nicht an ihren Wohlthaten, nur von Hörenſagen erfuhr.

Auf eine noch empörendere Art wurde das allgemeine Menſchengefühl in Sparta ertödtet, und die Seele aller Pflichten, die Achtung gegen die Gattung, ging unwiederbringlich verloren. Ein Staatsgeſetz machte den Spartanern die Unmenſchlichkeit gegen ihre Sklaven zur Pflicht; in dieſen unglücklichen Schlachtopfern wurde die Menſchheit beſchimpft und mißhandelt. In dem ſpartaniſchen Geſetzbuche ſelbſt wurde der gefährliche Grundſatz gepredigt, Menſchen als Mittel und nicht als Zwecke zu betrachten — dadurch wurden die Grundfeſten des Naturrechts und der Sittlichkeit geſetzmäßig eingeriſſen. Die ganze Moralität wurde preisgegeben, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieſer Moralität einen Werth haben kann.

Kann etwas widerſprechender ſeyn, und kann ein Widerſpruch ſchrecklichere Folgen haben, als dieſer? Nicht genug, daß Lykurgus auf den Ruin der Sittlichkeit ſeinen Staat gründete, er arbeitete auf eine andere Art gegen den höchſten Zweck der Menſchheit, indem er durch ſein fein durchdachtes Staatsſyſtem den Geiſt der Spartaner auf derjenigen Stufe feſt hielt, worauf er ihn fand, und auf ewig alle Fortſchritte hemmte.

Aller Kunſtfleiß war aus Sparta verbannt, alle Wiſſenſchaften wurden vernachläſſigt, aller Handelsverkehr mit fremden Völkern verboten, alles Auswärtige wurde ausgeſchloſſen. Dadurch wurden alle Canäle geſperrt, wodurch ſeiner Nation helle Begriffe zufließen konnten; in einer ewigen Einförmigkeit, in einem traurigen Egoismus ſollte ſich der ſpartaniſche Staat ewig nur um ſich ſelbſt bewegen.

Das Geſchäft aller ſeiner vereinigten Bürger war, ſich zu erhalten, was ſie beſaßen, und zu bleiben, was ſie waren, nicht Neues zu erwerben, nicht auf eine höhere Stufe zu ſteigen. Unerbittliche Geſetze mußten darüber wachen, daß keine Neuerung

in das Uhrwerk des Staates griff, daß ſelbſt der Fortſchritt der Zeit an der Form der Geſetze nichts veränderte. Um dieſe locale, dieſe temporäre Verfaſſung dauerhaft zu machen, mußte man den Geiſt des Volks auf derjenigen Stelle feſt halten, worauf er bei ihrer Gründung geſtanden.

Wir haben aber geſehen, daß Fortſchreitung des Geiſtes das Ziel des Staats ſeyn ſoll.

Der Staat des Lykurgus konnte nur unter der einzigen Bedingung fortdauern, wenn der Geiſt des Volkes ſtille ſtünde; er konnte ſich alſo nur dadurch erhalten, daß er den höchſten und einzigen Zweck eines Staats verfehlte. Was man alſo zum Lobe des Lykurgus angeführt hat, daß Sparta nur ſo lange blühen würde, als es dem Buchſtaben ſeines Geſetzes folgte, iſt das Schlimmſte, was von ihm geſagt werden konnte. Eben dadurch, daß es die alte Staatsform nicht verlaſſen durfte, die Lykurg ihm gegeben, ohne ſich dem gänzlichen Untergang auszuſetzen, daß es bleiben mußte, was es war, daß es ſtehen mußte, wo ein einziger Mann es hingeworfen, eben dadurch war Sparta ein unglücklicher Staat — und kein traurigeres Geſchenk hätte ihm ſein Geſetzgeber machen können, als dieſe gerühmte ewige Dauer einer Verfaſſung, die ſeiner wahren Größe und Glückſeligkeit ſo ſehr im Wege ſtand.

Nehmen wir dieß zuſammen, ſo verſchwindet der falſche Glanz, wodurch die einzige hervorſtechende Seite des ſpartaniſchen Staats ein unerfahrnes Auge blendet — wir ſehen nichts mehr, als einen ſchülerhaften unvollkommenen Verſuch — das erſte Exercitium des jugendlichen Weltalters, dem es noch an Erfahrung und hellen Einſichten fehlte, die wahren Verhältniſſe der Dinge zu erkennen. So fehlerhaft dieſer erſte Verſuch ausgefallen iſt, ſo wird und muß er einem philoſophiſchen Forſcher der Menſchengeſchichte immer ſehr merk=

würdig bleiben. Immer war es ein Rieſenſchritt des menſchlichen Geiſtes, dasjenige als ein Kunſtwerk zu behandeln, was bis jetzt dem Zufall und der Leidenſchaft überlaſſen geweſen war. Unvollkommen mußte nothwendig der erſte Verſuch in der ſchwerſten aller Künſte ſeyn, aber ſchätzbar bleibt er immer, weil er in der wichtigſten aller Künſte angeſtellt worden iſt. Die Bildhauer fingen mit Hermesſäulen an, ehe ſie ſich zu der vollkommenen Form eines Antinous, eines vaticaniſchen Apolls erhoben; die Geſetzgeber werden ſich noch lange in rohen Verſuchen üben, bis ſich ihnen endlich das glückliche Gleichgewicht der geſellſchaftlichen Kräfte von ſelbſt darbietet.

Der Stein leidet geduldig den bildenden Meißel, und die Saiten, die der Tonkünſtler anſchlägt, antworten ihm, ohne ſeinem Finger zu widerſtreben.

Der Geſetzgeber allein bearbeitet einen ſelbſtthätigen widerſtrebenden Stoff — die menſchliche Freiheit. Nur unvollkommen kann er das Ideal in Erfüllung bringen, das er in ſeinem Gehirne noch ſo rein entworfen hat; aber hier iſt der Verſuch allein ſchon alles Lobes werth, wenn er mit uneigennützigem Wohlwollen unternommen und mit Zweckmäßigkeit vollendet wird.

Solon.

Von der Geſetzgebung des Lykurgus in Sparta war die Geſetzgebung Solons in Athen faſt durchaus das Widerſpiel — und da die beiden Republiken Sparta und Athen die Hauptrollen in der griechiſchen Geſchichte ſpielen, ſo iſt es ein anziehendes Geſchäft, ihre verſchiedenen Staatsverfaſſungen neben einander zu ſtellen, und ihre Gebrechen und Vorzüge gegen einander abzuwägen.

Nach dem Tode des Kodrus wurde die königliche Würde in Athen abgeſchafft, und einer Obrigkeit, die den Namen Archon führte, die höchſte Gewalt auf Lebenslang übertragen. In einem Zeitraum von mehr als dreihundert Jahren herrſchten dreizehn ſolcher Archonten in Athen, und aus dieſem Zeitraum hat uns die Geſchichte nichts Merkwürdiges von der neuen Republik aufbehalten. Aber der Geiſt der Demokratie, der den Athenienſern ſchon zu Homers Zeiten eigenthümlich war, regte ſich am Schluß dieſer Periode wieder. Eine lebenslängliche Dauer des Archontats war ihnen doch ein allzulebhaftes Bild der königlichen Würde, und vielleicht hatten die vorhergegangenen Archonten ihre große und dauerhafte Macht mißbraucht. Man ſetzte alſo die Dauer der Archonten auf zehn Jahre. Ein wichtiger Schritt zur künftigen Freiheit; denn dadurch, daß es alle zehn Jahre einen neuen Beherrſcher wählte, erneuerte das Volk den Act ſeiner Souveränetät, es nahm alle zehn Jahre ſeine weggegebene Gewalt zurück, um ſie nach Gutbefinden von neuem wegzugeben. Dadurch blieb ihm immer in friſchem Gedächtniß, was die Unterthanen erblicher Monarchien zuletzt ganz vergeſſen, daß es ſelbſt die Quelle der höchſten Gewalt, daß der Fürſt nur das Geſchöpf der Nation iſt.

Dreihundert Jahre hatte das athenienſiſche Volk einen lebenslänglichen Archon über ſich geduldet, aber der zehnjährigen Archonten wurde es ſchon im ſiebenzigſten Jahre müde. Dieß war ganz natürlich, denn während dieſer Zeit hatte es ſiebenmal die Archontenwahl erneuert, es war alſo ſiebenmal an ſeine Souveränetät erinnert worden. Der Geiſt der Freiheit hatte ſich alſo in der zweiten Periode weit lebhafter regen müſſen, weit ſchneller entwickeln müſſen, als in der erſten.

Der ſiebente der zehnjährigen Archonten war auch der letzte von dieſer Gattung. Das Volk wollte alle Jahre den Genuß ſeiner Obergewalt haben, es hatte die Erfahrung gemacht, daß eine auf zehn Jahre verliehene Gewalt noch immer lang genug daure, um zum Mißbrauch zu verführen. Künftig alſo war die Archontenwürde auf ein einziges Jahr eingeſchränkt, nach deſſen Verfluß eine neue Wahl vorgenommen wurde. Es that noch einen Schritt weiter. Weil auch eine noch ſo kurz dauernde Gewalt in den Händen eines Einzigen der Monarchie ſchon ſehr nahe kommt, ſo ſchwächte es dieſe Gewalt, indem es dieſelbe unter neun Archonten vertheilte, die zugleich regierten.

Drei dieſer neun Archonten hatten Vorzüge vor den ſechs übrigen. Der erſte Archon, Eponymus genannt, führte den Vorſitz bei der Verſammlung; ſein Name ſtand unter den öffentlichen Acten; nach ihm nannte man das Jahr. Der zweite, Baſileus oder König genannt, hatte über die Religion zu wachen, und den Gottesdienſt zu beſorgen; dieß war aus frühern Zeiten beibehalten, wo die Aufſicht über den Gottesdienſt ein weſentliches Stück der Königswürde geweſen. Der dritte, Polemarch, war Anführer im Kriege. Die ſechs übrigen führten den Namen Thesmotheten, weil ſie die Conſtitution zu bewahren, und die Geſetze zu erhalten und auszulegen hatten.

Die Archonten wurden aus den vornehmſten Familien gewählt, und in ſpätern Zeiten erſt drangen ſich auch Perſonen aus dem Volk in dieſe Würde. Die Verfaſſung war daher einer Ariſtokratie weit näher als einer Volksregierung, und das letzte hatte alſo noch nicht ſehr viel dabei gewonnen.

Die Anordnung, daß jedes Jahr neun neue Archonten gewählt wurden, hatte neben ihrer guten Seite, nämlich Mißbrauch der höchſten Gewalt zu verhüten, auch eine ſehr ſchlimme, und dieſe war, daß ſie Factionen im Staat hervorbrachte. Denn

nun gab es viele Bürger im Staat, welche die höchſte Gewalt bekleidet und wieder abgegeben hatten. Mit Niederlegung ihrer Würde konnten ſie nicht ſo leicht auch den Geſchmack an dieſer Würde, nicht ſo leicht das Vergnügen am Herrſchen ablegen, das ſie zu koſten angefangen hatten. Sie wünſchten alſo wieder zu werden, was ſie waren, ſie machten ſich alſo einen Anhang, ſie erregten innere Stürme in der Republik. Die ſchnellere Abwechslung und die größere Anzahl der Archonten machten ferner jedem angeſehenen und reichen Athenienſer Hoffnung, zum Archontat zu gelangen, eine Hoffnung, die er vorher, als nur Einer dieſe Würde bekleidete und nicht ſo bald wieder darin abgelöst wurde, wenig oder nicht gekannt hatte. Dieſe Hoffnung wurde endlich bei ihnen zur Ungeduld, und dieſe Ungeduld führte ſie zu gefährlichen Anſchlägen. Beide alſo, ſowohl die, welche ſchon Archonten geweſen, als die, welche ſich ſehnten, es zu werden, wurden der bürgerlichen Ruhe auf gleiche Art gefährlich.

Das Schlimmſte dabei war, daß die obrigkeitliche Macht, durch Vertheilung unter Mehrere, und durch ihre kurze Dauer, mehr als jemals gebrochen war. Es fehlte daher an einer ſtarken Hand, die Factionen zu bändigen und die aufrühreriſchen Köpfe im Zaum zu halten. Mächtige und verwegene Bürger ſtürzten den Staat in Verwirrung und ſtrebten nach Unabhängigkeit.

Man warf endlich, um dieſen Unruhen zu ſteuern, die Augen auf einen unbeſcholtenen und allgemein gefürchteten Bürger, dem die Verbeſſerung der Geſetze, die bis jetzt nur in mangelhaften Traditionen beſtanden, übertragen ward. Drako hieß dieſer gefürchtete Bürger — ein Mann ohne Menſchengefühl, der der menſchlichen Natur nichts Gutes zutraute, alle Handlungen bloß in dem finſtern Spiegel ſeiner eigenen trüben Seele ſah, und ganz ohne Schonung war für die Schwächen der

Menſchheit; ein ſchlechter Philoſoph und ein noch ſchlechterer Kenner der Menſchen, mit kaltem Herzen, beſchränktem Kopf und unbiegſam in ſeinen Vorurtheilen. Solch ein Mann war vortrefflich, Geſetze zu vollziehen; aber ſie zu geben, konnte man keine ſchlimmere Wahl treffen.

Es iſt uns wenig von den Geſetzen des Drako übrig geblieben, aber dieſes Wenige ſchildert uns den Mann und den Geiſt ſeiner Geſetzgebung. Alle Verbrechen ſtrafte er ohne Unterſchied mit dem Tode, den Müßiggang wie den Mord, den Diebſtahl eines Kohls oder eines Schafs wie den Hochverrath und die Mordbrennerei. Als man ihn daher fragte, warum er die kleinen Vergehungen eben ſo ſtreng beſtrafe, als die ſchwerſten Verbrechen, ſo war ſeine Antwort: „Die kleinſten Verbrechen ſind des Todes würdig; für die größern weiß ich keine andere Strafe als den Tod — darum muß ich beide gleich behandeln.“

Drako's Geſetze ſind der Verſuch eines Anfängers in der Kunſt, Menſchen zu regieren. Schrecken iſt das einzige Inſtrument, wodurch er wirkt. Er ſtraft nur begangenes Uebel, er verhindert es nicht, er bekümmert ſich nicht darum, die Quellen desſelben zu verſtopfen und die Menſchen zu verbeſſern. Einen Menſchen aus den Lebendigen vertilgen, weil er etwas Böſes begangen hat, heißt eben ſo viel, als einen Baum umhauen, weil eine ſeiner Früchte faul iſt.

Seine Geſetze ſind doppelt zu tadeln, weil ſie nicht allein die heiligen Gefühle und Rechte der Menſchheit wider ſich haben, ſondern auch, weil ſie auf das Volk, dem er ſie gab, nicht berechnet waren. War ein Volk in der Welt ungeſchickt, durch ſolche Geſetze zu gedeihen, ſo war es das athenienſiſche. Die Sklaven der Pharaonen, oder des Königs der Könige, würden

ſich endlich vielleicht darein gefunden haben — aber wie konnten Athenienſer unter ein ſolches Joch ſich beugen!

Auch blieben ſie kaum ein halbes Jahrhundert in Kraft, ob er ihnen gleich den unbeſcheidenen Titel unwandelbarer Geſetze gab.

Drako hatte alſo ſeinen Auftrag ſehr ſchlecht erfüllt, und anſtatt zu nützen, ſchadeten ſeine Geſetze. Weil ſie nämlich nicht befolgt werden konnten, und doch keine anderen ſogleich da waren, ihre Stelle zu erſetzen, ſo war es eben ſo viel, als wenn Athen gar kein Geſetz gehabt hätte, und die traurigſte Anarchie riß ein.

Damals war der Zuſtand des athenienſiſchen Volks äußerſt zu beklagen. Eine Claſſe des Volks beſaß Alles, die andere hingegen gar nichts; die Reichen unterdrückten und plünderten aufs unbarmherzigſte die Armen. Es entſtand eine unermeßliche Scheidewand zwiſchen beiden. Die Noth zwang die ärmeren Bürger, zu den Reichen ihre Zuflucht zu nehmen, zu eben den Blutegeln, die ſie ausgeſogen hatten; aber ſie fanden nur eine grauſame Hülfe bei dieſen. Für die Summen, die ſie aufnahmen, mußten ſie ungeheure Zinſen bezahlen, und, wenn ſie nicht Termin hielten, ihre Ländereien ſelbſt an die Gläubiger abtreten. Nachdem ſie nichts mehr zu geben hatten, und doch leben mußten, waren ſie dahin gebracht, ihre eignen Kinder als Sklaven zu verkaufen, und endlich, als auch dieſe Zuflucht erſchöpft war, borgten ſie auf ihren eigenen Leib, und mußten ſich gefallen laſſen, von ihren Creditoren als Sklaven verkauft zu werden. Gegen dieſen abſcheulichen Menſchenhandel war noch kein Geſetz in Attika gegeben, und nichts hielt die grauſame Habſucht der reichen Bürger in Schranken. So ſchrecklich war der Zuſtand Athens. Wenn der Staat nicht zu Grunde

gehen ſollte, ſo mußte man dieſes zerſtörte Gleichgewicht der Güter auf eine gewaltſame Art wieder herſtellen.

Zu dieſem Ende waren unter dem Volk drei Factionen entſtanden. Die eine, welcher die armen Bürger beſonders beitraten, forderte eine Demokratie, eine gleiche Vertheilung der Aecker, wie ſie Lykurgus in Sparta eingeführt hatte; die andere, welche die Reichen ausmachten, ſtritt für die Ariſtokratie; die dritte wollte beide Staatsformen mit einander verbunden wiſſen, und ſetzte ſich den beiden andern entgegen, daß keine durchdringen konnte.

Es war keine Hoffnung, dieſen Streit auf eine ruhige Art beizulegen, ſo lange man nicht einen Mann fand, dem ſich alle drei Parteien auf gleiche Weiſe unterwarfen, und ihn zum Schiedsrichter über ſich anerkannten.

Glücklicher Weiſe fand ſich ein ſolcher Mann, und ſeine Verdienſte um die Republik, ſein ſanfter billiger Charakter, und der Ruf ſeiner Weisheit hatten längſt ſchon die Augen der Nation auf ihn gezogen. Dieſer Mann war Solon, von königlicher Abkunft, wie Lykurgus, denn er zählte den Kodrus unter ſeinen Ahnherrn. Solons Vater war ein ſehr reicher Mann geweſen, aber durch Wohlthun hatte er ſein Vermögen geſchwächt, und der junge Solon mußte in ſeinen erſten Jahren die Kaufmannſchaft ergreifen. Durch Reiſen, welche ihm dieſe Lebensart nothwendig machte, und durch den Verkehr mit auswärtigen Völkern bereicherte ſich ſein Geiſt, und ſein Genie entwickelte ſich im Umgang mit fremden Weiſen. Frühe ſchon legte er ſich auf die Dichtkunſt, und die Fertigkeit, die er darin erlangte, kam ihm in der Folge ſehr gut zu ſtatten, moraliſche Wahrheiten und politiſche Regeln in dieſes gefällige Gewand zu kleiden. Sein Herz war empfindlich für Freude und Liebe; einige Schwachheiten ſeiner Jugend machten ihn um ſo nachſichtiger

gegen die Menſchheit, und gaben ſeinen Geſetzen das Gepräge von Sanftmuth und Milde, das ſie von den Satzungen des Drako und Lykurgus ſo ſchön unterſcheidet. Er war ferner noch ein tapferer Heerführer geweſen, hatte der Republik den Beſitz der Inſel Salamine erworben, und noch andere wichtige Kriegsdienſte geleiſtet. Damals war das Studium der Weisheit noch nicht wie jetzt von politiſcher und kriegeriſcher Wirkſamkeit getrennt; der Weiſe war der beſte Staatsmann, der erfahrenſte Feldherr, der tapferſte Soldat; ſeine Weisheit floß in alle Geſchäfte ſeines bürgerlichen Lebens. Solons Ruf war durch ganz Griechenland erſchollen, und in die allgemeinen Angelegenheiten des Peloponnes hatte er einen ſehr großen Einfluß.

Solon war der Mann, der allen Parteien in Athen gleich lieb war. Die Reichen hatten große Hoffnungen von ihm, weil er ſelbſt ein begüterter Mann war. Die Armen vertrauten ihm, weil er ein rechtſchaffener Mann war. Der verſtändige Theil der Athenienſer wünſchte ſich ihn zum Herrſcher, weil die Monarchie das ſicherſte Mittel ſchien, die Factionen zu unterdrücken; ſeine Verwandten wünſchten dieß gleichfalls, aber aus eigennützigen Abſichten, um die Herrſchaft mit ihm zu theilen. Solon verſchmähte dieſen Rath: „die Monarchie,“ ſagte er, „ſey ein ſchöner Wohnplatz, aber er habe keinen Ausgang.“

Er begnügte ſich, ſich zum Archon und Geſetzgeber ernennen zu laſſen, und übernahm dieſes große Amt ungern, und nur aus Achtung für das Wohl der Bürger.

Das Erſte, womit er ſein Werk eröffnete, war das berühmte Edict, Seiſachtheia, oder Erledigung genannt, wodurch alle Schulden aufgehoben und zugleich verboten wurde, daß künftig Keiner dem Andern auf ſeinen Leib etwas leihen durfte.

Dieſes Edict war allerdings ein gewaltſamer Angriff auf das Eigenthum, aber die höchſte Noth des Staats machte einen gewaltſamen Schritt nothwendig. Er war unter zwei Uebeln das kleinere, denn die Claſſe des Volks, welche dadurch litt, war weit geringer, als die, welche dadurch glücklich wurde.

Durch dieſes wohlthätige Edict wälzte er auf einmal die ſchweren Laſten ab, welche die arme Bürgerclaſſe ſeit Jahrhunderten niedergedrückt hatten; die Reichen machte er dadurch nicht elend, denn er ließ ihnen, was ſie hatten; er nahm ihnen nur die Mittel, ungerecht zu ſeyn. Nichtsdeſtoweniger erntete er von den Armen ſo wenig Dank als von den Reichen. Die Armen hatten auf eine völlig gleiche Ländervertheilung gerechnet, davon in Sparta das Beiſpiel gegeben war, und murrten deßwegen gegen ihn, daß er ihre Erwartungen hintergangen hatte. Sie vergaßen, daß der Geſetzgeber den Reichen eben ſo gut als den Armen Gerechtigkeit ſchuldig ſey, und daß die Anordnung des Lykurgus eben darum nicht nachahmungswürdig ſey, weil ſie ſich auf eine Unbilligkeit gründete, die zu vermeiden geweſen wäre.

Der Undank des Volks preßte dem Geſetzgeber eine beſcheidene Klage aus. „Ehemals,“ ſagte er, „rauſchte mir von allen Seiten mein Lob entgegen; jetzt ſchielt Alles mit feindlichen Blicken auf mich.“ Bald aber zeigten ſich in Attika die wohlthätigen Folgen ſeiner Verfügung. Das Land, das vorher Sklavendienſte that, war jetzt frei; der Bürger bearbeitete den Acker jetzt als ſein Eigenthum, den er vorher als Taglöhner für ſeinen Creditor bearbeitet hatte. Viele ins Ausland verkaufte Bürger, die ſchon angefangen hatten, ihre Mutterſprache zu verlernen, ſahen als freie Menſchen ihr Vaterland wieder.

Das Vertrauen in den Geſetzgeber kehrte zurück. Man übertrug ihm die Reformation des Staats und unumſchränkte

Gewalt, über das Eigenthum und die Rechte der Bürger zu verfügen. Der erſte Gebrauch, den er davon machte, war, daß er alle Geſetze des Drako abſchaffte — diejenigen ausgenommen, welche gegen den Mord und Ehebruch gerichtet waren.

Nun übernahm er das große Werk, der Republik eine neue Conſtitution zu geben.

Alle athenienſiſchen Bürger mußten ſich einer Schätzung des Vermögens unterwerfen, und nach dieſer Schätzung wurden ſie in vier Claſſen oder Zünfte getheilt.

Die erſte begriff diejenigen in ſich, welche jährlich fünfhundert Maß von trockenen und flüſſigen Dingen Einkommen hatten.

Die zweite enthielt diejenigen, welche dreihundert Maß Einkommen hatten, und ein Pferd halten konnten.

Die dritte diejenigen, welche nur die Hälfte davon hatten, und wo alſo immer zwei zuſammentreten mußten, um dieſe Summe herauszubringen. Man nannte ſie deßwegen die Zweigeſpannten.

In der vierten waren die, welche keine liegenden Gründe beſaßen, und bloß von ihrer Handarbeit lebten, Handwerker, Taglöhner und Künſtler.

Die drei erſten Claſſen konnten öffentliche Aemter bekleiden; die aus der letzten waren davon ausgeſchloſſen; doch hatten ſie bei der Nationalverſammlung eine Stimme, wie die übrigen, und dadurch allein genoſſen ſie einen großen Antheil an der Regierung. Vor die Nationalverſammlung, Ecclesia genannt, wurden alle großen Angelegenheiten gebracht, und durch dieſelbe entſchieden: die Wahl der Obrigkeiten, die Beſetzung der Aemter, wichtige Rechtshändel, Finanzangelegenheiten, Krieg und Frieden. Da ferner die Solon'ſchen Geſetze mit einer gewiſſen Dunkelheit behaftet waren, ſo mußte in jedem Fall, wo der Richter über ein Geſetz, das er auszulegen hatte, zweifelhaft

war, an die Eccleſia appellirt werden, welche dann in letzter Inſtanz entſchied, wie das Geſetz zu verſtehen ſey. Von allen Tribunalen konnte man an das Volk appelliren. Vor dem dreißigſten Jahre hatte Niemand Zutritt zur Nationalverſammlung; aber ſobald einer das erforderliche Alter hatte, ſo konnte er ungeſtraft nicht mehr wegbleiben, denn Solon haßte und bekämpfte nichts ſo ſehr, als Lauigkeit gegen das gemeine Weſen.

Athens Verfaſſung war auf dieſe Art in eine vollkommene Demokratie verwandelt; im ſtrengſten Verſtande war das Volk ſouverän, und nicht bloß durch Repräſentanten herrſchte es, ſondern in eigener Perſon und durch ſich ſelbſt.

Bald aber zeigten ſich nachtheilige Folgen dieſer Einrichtung. Das Volk war zu ſchnell mächtig geworden, um ſich dieſes Vorrechts mit Mäßigung zu bedienen; Leidenſchaft miſchte ſich in die öffentliche Verſammlung, und der Tumult, den eine ſo große Volksmenge erregte, erlaubte nicht immer, reif zu überlegen und weiſe zu entſcheiden. Dieſem Uebel zu begegnen, ſchuf Solon einen Senat, zu welchem, aus jedem der vier Zünfte, hundert Mitglieder genommen wurden. Dieſer Senat mußte ſich vorher über die Punkte berathſchlagen, welche der Eccleſia vorgelegt werden ſollten. Nichts, was nicht vorher vom Senat in Ueberlegung genommen worden, durfte vor das Volk gebracht werden, aber das Volk allein behielt die Entſcheidung. War eine Angelegenheit von dem Senat dem Volke vorgetragen, ſo traten die Redner auf, die Wahl desſelben zu lenken. Dieſe Menſchenclaſſe hatte ſich in Athen ſehr viel Wichtigkeit erworben, und durch den Mißbrauch, den ſie von ihrer Kunſt und dem leicht beweglichen Sinn der Athenienſer machte, der Republik eben ſo viel geſchadet, als ſie ihr hätte nützen können, wenn ſie von Privatabſichten rein, das wahre Intereſſe des Staats immer

vor Augen gehabt hätte. Alle Kunſtgriffe der Beredſamkeit bot der Redner auf, dem Volk diejenige Seite einer Sache annehmlich zu machen, wozu er es gern bringen wollte; und verſtand er ſeine Kunſt, ſo waren alle Herzen in ſeinen Händen. Durch dieſe Redner wurde dem Volk eine ſanfte und erlaubte Feſſel angelegt. Sie herrſchten durch Ueberredung, und ihre Herrſchaft war darum nicht weniger groß, weil ſie der freien Wahl etwas übrig ließ. Das Volk behielt völlige Freiheit, zu wählen und zu verwerfen; aber durch die Kunſt, womit man ihm die Dinge vorzulegen wußte, lenkte man dieſe Freiheit. Eine vortreffliche Einrichtung, wenn die Function der Redner immer in reinen und treuen Händen geblieben wäre. Bald aber wurden aus dieſen Rednern Sophiſten, die ihren Ruhm darein ſetzten, das Schlimme gut und das Gute ſchlimm zu machen.

Mitten in Athen war ein großer, öffentlicher Platz von Bildſäulen der Götter und Helden umgeben, das Prytaneum genannt. Auf dieſem Platz war die Verſammlung des Senats, und die Senatoren erhielten davon den Namen der Prytanen. Von einem Prytanen wurde ein untadelhaftes Leben verlangt. Keinem Verſchwender, Keinem, der ſeinem Vater unehrerbietig begegnete, Keinem, welcher ſich nur einmal betrunken hatte, durfte es in den Sinn kommen, ſich zu dieſem Amte zu melden.

Als ſich in der Folge die Bevölkerung in Athen vermehrte, und anſtatt der vier Zünfte, welche Solon eingeführt hatte, zehn Zünfte gemacht wurden, wurde auch die Zahl der Prytanen von vierhundert bis tauſend geſetzt. Aber von dieſen tauſend Prytanen waren jährlich nur fünfhundert in Function, und auch dieſe fünfhundert nie auf einmal. Fünfzig derſelben regierten immer fünf Wochen lang, und zwar ſo, daß in jeder Woche nur zehn im Amte ſtanden. So war es ganz unmöglich, willkürlich zu verfahren, denn Jeder hatte eben ſo viele Zeugen und

Hüter ſeiner Handlungen, als er Amtsgenoſſen hatte, und der Nachfolgende konnte immer die Verwaltung ſeines Vorgängers muſtern. Alle fünf Wochen wurden vier Volksverſammlungen gehalten, die außerordentlichen nicht mitgerechnet; eine Einrichtung, wodurch es ganz unmöglich gemacht ward, daß eine Angelegenheit lange unentſchieden blieb und der Gang der Geſchäfte verzögert wurde.

Außer dem Senat der Prytanen, den er nun erſchuf, brachte Solon auch den **Areopagus** wieder in Anſehen, den Drako erniedrigt hatte, weil er ihm zu menſchlich dachte. Er machte ihn zum oberſten Aufſeher und Schutzgeiſt der Geſetze, und befeſtigte, wie Plutarch ſagt, an dieſen beiden Gerichten, dem Senat nämlich und dem Areopagus, wie an zwei Ankern die Republik.

Dieſe zwei Gerichtshöfe waren eingeſetzt, über die Erhaltung des Staats und ſeiner Geſetze zu wachen. Zehn andere Tribunale beſchäftigten ſich mit Anwendung der Geſetze, mit der Gerechtigkeitspflege. Ueber Mordthaten erkannten vier Gerichtshöfe, das Palladium, das Delphinium, die Phreattys und Heliäa. Die zwei erſtern beſtätigte Solon nur, ſie waren ſchon unter den Königen geſtiftet. Unvorſätzliche Mordthaten wurden vor dem Palladium gerichtet. Vor dem Delphinium ſtellten ſich die, welche ſich zu einem für erlaubt gehaltenen Todtſchlag bekannten. Das Gericht Phreattys wurde eingeſetzt, um über diejenigen zu erkennen, welche eines vorſätzlichen Todtſchlags wegen angeklagt wurden, nachdem ſie bereits eines unvorſätzlichen Mordes wegen außer Landes geflüchtet waren. Der Beklagte erſchien auf einem Schiffe, und am Ufer ſtanden ſeine Richter. War er unſchuldig, ſo kehrte er ruhig an ſeinen Verbannungsort zurück, in der fröhlichen Hoffnung, einſt wieder heimkehren zu dürfen. Wurde er ſchuldig befunden, ſo kehrte er zwar auch

unverſehrt zurück, aber ſein Vaterland hatte er auf ewig verloren.

Das vierte Criminalgericht war die Heliäa, die ihren Namen von der Sonne hatte, weil ſie ſich gleich nach Aufgang der Sonne und an einem Orte, den die Sonne beſtrahlt, zu verſammeln pflegte. Die Heliäa war eine außerordentliche Commiſſion der andern großen Tribunale; ihre Mitglieder waren zugleich Richter und Magiſtrate. Sie hatten nicht bloß Geſetze anzuwenden und zu vollziehen, ſondern auch zu verbeſſern und ihren Sinn zu beſtimmen. Ihre Verſammlung war feierlich, und ein furchtbarer Eid verband ſie zur Wahrheit.

Sobald ein Todesurtheil gefällt war, und der Beklagte hatte ſich nicht durch eine freiwillige Verbannung demſelben entzogen, ſo überlieferte man ihn den eilf Männern; dieſen Namen führte die Commiſſion, wozu jede der zehn Zünfte einen Mann hergab, die mit dem Blutrichter eilf ausmachten. Dieſe eilf Männer hatten die Aufſicht über die Gefängniſſe und vollzogen die Todesurtheile. Der Todesarten, welche man den Verbrechern in Athen zuerkannte, waren dreierlei. Entweder man ſtürzte ihn in einen Schlund, auch in das Meer hinunter, oder man richtete ihn mit dem Schwert hin, oder gab ihm Schierling zu trinken.

Zunächſt der Todesſtrafe kam die Verweiſung. Dieſe Strafe iſt ſchrecklich in glückſeligen Ländern; es gibt Staaten, aus denen es kein Unglück iſt, verwieſen zu werden. Daß es die Verweiſung zunächſt an die Todesſtrafe, und, wenn ſie ewig war, dieſer letztern gleich ſetzte, iſt ein ſchönes Selbſtgefühl des atheniensiſchen Volks. Der Athenienſer, der ſein Vaterland verloren, konnte in der ganzen übrigen Welt kein Athen mehr finden.

Die Verbannung war mit einer Confiſcation aller Güter verbunden, den Oſtracismus allein ausgenommen.

Bürger, welche durch außerordentliche Verdienſte oder Glück zu einem größern Einfluß und Anſehen gelangt waren, als ſich mit der republicaniſchen Gleichheit vertrug, und die alſo anfingen, der bürgerlichen Freiheit gefährlich zu werden, verbannte man zuweilen, — ehe ſie dieſe Verbannung verdienten. Um den Staat zu retten, war man ungerecht gegen einen einzelnen Bürger. Die Idee, welche dieſem Gebrauche zum Grund liegt, iſt an ſich zu loben; aber das Mittel, welches man erwählte, zeugt von einer kindiſchen Politik. Man nannte dieſe Art der Verbannung den Oſtracismus, weil die Vota auf Scherben geſchrieben wurden. Sechstauſend Stimmen waren nöthig, einen Bürger mit dieſer Strafe zu belegen. Der Oſtracismus mußte ſeiner Natur nach meiſtens den verdienteſten Bürger treffen; er ehrte alſo mehr, als er ſchändete — aber darum war er doch nicht weniger ungerecht und grauſam, denn er nahm dem Würdigſten, was ihm das Theuerſte war, die Heimath. Eine vierte Art von Strafen bei Criminalverbrechen war die Strafe der Säule. Die Schuld des Verbrechers wurde auf eine Säule geſchrieben, und dieß machte ihn ehrlos mit ſeinem ganzen Geſchlechte.

Geringere bürgerliche Händel zu entſcheiden, waren ſechs Tribunale feſtgeſetzt, die aber niemals wichtig wurden, weil dem Verurtheilten von Allen die Appellation an die höhern Gerichte und an die Eccleſia offen ſtand. Jeder führte ſeine Sache ſelbſt, Weiber, Kinder und Sklaven ausgenommen. Eine Waſſeruhr beſtimmte die Dauer von ſeiner und ſeines Anklägers Rede. Die wichtigſten bürgerlichen Händel mußten in vierundzwanzig Stunden entſchieden ſeyn.

So viel von den bürgerlichen und politiſchen Anordnungen Solons; aber darauf allein ſchränkte ſich dieſer Geſetzgeber nicht ein. Es iſt ein Vorzug, den die alten Geſetzgeber vor den neuern haben, daß ſie ihre Menſchen den Geſetzen zubilden, die ſie ihnen ertheilen, daß ſie auch die Sittlichkeit, den Charakter, den geſellſchaftlichen Umgang mitnehmen, und den Bürger nie von dem Menſchen trennen, wie wir. Bei uns ſtehen die Geſetze nicht ſelten in directem Widerſpruche mit den Sitten. Bei den Alten ſtanden Geſetze und Sitten in einer viel ſchönern Harmonie. Ihre Staatskörper haben daher auch eine ſo lebendige Wärme, die den unſrigen ganz fehlt; mit unzerſtörbaren Zügen war der Staat in die Seelen der Bürger gegraben.

Indeſſen muß man auch hier in Anpreiſung des Alterthums ſehr behutſam ſeyn. Faſt durchgängig kann man behaupten, daß die Abſichten der alten Geſetzgeber weiſe und lobenswürdig waren, daß ſie aber in den Mitteln fehlten. Dieſe Mittel zeugen oft von unrichtigen Begriffen und einer einſeitigen Vorſtellungsart. Wo wir zu weit zurückbleiben, eilten ſie zu weit vor. Wenn unſere Geſetzgeber Unrecht gethan haben, daß ſie moraliſche Pflichten und Sitten ganz vernachläſſigten, ſo hatten die Geſetzgeber der Griechen darin Unrecht, daß ſie moraliſche Pflichten mit dem Zwange der Geſetze einſchärften. Zur moraliſchen Schönheit der Handlungen iſt Freiheit des Willens die erſte Bedingung, und dieſe Freiheit iſt dahin, ſobald man moraliſche Tugend durch geſetzliche Strafen erzwingen will. Das edelſte Vorrecht der menſchlichen Natur iſt, ſich ſelbſt zu beſtimmen, und das Gute um des Guten willen zu thun. Kein bürgerliches Geſetz darf Treue gegen den Freund, Großmuth gegen den Feind, Dankbarkeit gegen Vater und Mutter zwangsmäßig gebieten; denn ſobald es dieſes thut, wird eine freie

moraliſche Empfindung in ein Werk der Furcht, in eine ſkla=
viſche Regung verwandelt.

Aber wieder auf unſern Solon zurückzukommen.

Ein Solon'ſches Geſetz verordnet, daß jeder Bürger die Be=
leidigung, die einem andern widerführe, als ſich ſelbſt angethan
betrachten, und nicht ruhen ſolle, bis ſie an dem Beleidiger ge=
rochen ſey. Das Geſetz iſt vortrefflich, wenn man ſeine Abſicht
dabei betrachtet. Seine Abſicht war, jedem Bürger warmen
Antheil an allen Uebrigen einzuflößen, und Alle mit einander
daran zu gewöhnen, ſich als Glieder eines zuſammenhängen=
den Ganzen anzuſehen. Wie angenehm würden wir überraſcht
werden, wenn wir in ein Land kämen, wo uns jeder Vorüber=
gehende ungerufen gegen einen Beleidiger in Schutz nähme!
Aber wie ſehr würde unſer Vergnügen verlieren, wenn uns
zugleich dabei geſagt würde, daß er ſo ſchön habe handeln
müſſen!

Ein anderes Geſetz, welches Solon gab, erklärt denjenigen
für ehrlos, der bei einem bürgerlichen Aufruhr neutral bleibe.
Auch bei dieſem Geſetze lag eine unverkennbare gute Abſicht
zum Grunde. Dem Geſetzgeber war es darum zu thun, ſeinen
Bürgern das innigſte Intereſſe an dem Staat einzuflößen.
Kälte gegen das Vaterland war ihm das Haſſenswürdigſte an
einem Bürger. Neutralität kann oft eine Folge dieſer Kälte
ſeyn; aber er vergaß, daß oft das feurigſte Intereſſe am Va=
terland dieſe Neutralität gebietet — alsdann nämlich, wenn
beide Parteien Unrecht haben, und das Vaterland bei beiden
gleichviel zu verlieren haben würde.

Ein anderes Geſetz des Solon verbietet, von den Todten
übel zu reden; ein anderes, an öffentlichen Oertern, wie vor
Gericht, im Tempel oder im Schauſpiel, einem Lebenden Böſes
nachzuſagen. Einen Baſtard ſpricht er von kindlichen Pflichten

los, denn der Vater, ſagt er, habe ſich ſchon durch die genoſſene ſinnliche Luſt bezahlt gemacht; eben ſo ſprach er den Sohn von der Pflicht frei, ſeinen Vater zu ernähren, wenn dieſer ihn keine Kunſt hätte lernen laſſen. Er erlaubte, Teſtamente zu machen, und ſein Vermögen nach Willkür zu verſchenken, denn Freunde, die man ſich wählt, ſagte er, ſind mehr werth als bloße Verwandte. Die Ausſteuer ſchaffte er ab, weil er wollte, daß die Liebe, und nicht der Eigennutz, Ehen ſtiftete. Noch ein ſchöner Zug von Sanftmuth in ſeinem Charakter iſt, daß er verhaßten Dingen mildere Namen gab. Abgaben hießen Beiträge; Beſatzungen Wächter der Stadt; Gefängniſſe Gemächer, und die Schuldenvernichtung nannte er Erleichterung. Den Aufwand, zu dem der athenienſiſche Geiſt ſich ſo ſehr neigte, mäßigte er durch weiſe Verordnungen; ſtrenge Geſetze wachten über die Sitten des Frauenzimmers, über den Umgang beider Geſchlechter, und die Heiligkeit der Ehen.

Dieſe Geſetze, verordnete er, ſollten nur auf hundert Jahre gültig ſeyn — wie viel weiter ſah er als Lykurgus. Er begriff, daß Geſetze nur Dienerinnen der Bildung ſind, daß Nationen in ihrem männlichen Alter eine andere Führung nöthig haben, als in ihrer Kindheit. Lykurgus verewigte die Geiſteskindheit der Spartaner, um dadurch ſeine Geſetze bei ihnen zu verewigen, aber ſein Staat iſt verſchwunden mit ſeinen Geſetzen. Solon verſprach den ſeinigen nur eine hundertjährige Dauer, und noch heutiges Tages ſind viele derſelben im römiſchen Geſetzbuch in Kraft. Die Zeit iſt eine gerechte Richterin aller Verdienſte.

Man hat dem Solon zum Vorwurfe gemacht, daß er dem Volke zu große Gewalt gegeben habe, und dieſer Vorwurf iſt nicht ungegründet. Indem er eine Klippe, die Oligarchie, zu ſehr vermied, iſt er einer andern, der Anarchie, zu nahe ge-

kommen — aber doch auch nur nahe gekommen, denn der Senat der Prytanen und das Gericht des Areopagus waren ſtarke Zügel der demokratiſchen Gewalt. Die Uebel, welche von einer Demokratie unzertrennlich ſind, tumultuariſche und leidenſchaftliche Entſcheidungen und der Geiſt der Faction, konnten freilich in Athen nicht vermieden werden — aber dieſe Uebel ſind doch weit mehr der Form, die er wählte, als dem Weſen der Demokratie zuzuſchreiben. Er fehlte darin ſehr, daß er das Volk nicht durch Repräſentanten, ſondern in Perſon entſcheiden ließ, welches wegen der ſtarken Menſchenmenge nicht ohne Verwirrung und Tumult, und wegen der überlegenen Anzahl der unbemittelten Bürger nicht immer ohne Beſtechung abgehen konnte. Der Oſtracismus, wobei ſechstauſend Stimmen zum wenigſten erfordert wurden, läßt uns abnehmen, wie ſtürmiſch es bei dergleichen Volksverſammlungen mag zugegangen ſeyn. Wenn man auf der andern Seite bedenkt, wie gut auch der gemeinſte Athenienſer mit dem gemeinen Weſen bekannt war, wie mächtig der Nationalgeiſt in ihm wirkte, wie ſehr der Geſetzgeber dafür geſorgt hatte, daß dem Bürger das Vaterland über Alles ging, ſo wird man einen beſſern Begriff von dem politiſchen Verſtande des athenienſiſchen Pöbels bekommen, und ſich wenigſtens hüten, von dem gemeinen Volke bei uns voreilig auf jenes zu ſchließen. Alle großen Verſammlungen haben immer eine gewiſſe Geſetzloſigkeit in ihrem Gefolge — alle kleinern aber haben Mühe, ſich von ariſtokratiſchem Deſpotismus ganz rein zu erhalten. Zwiſchen beiden eine glückliche Mitte zu treffen, iſt das ſchwerſte Problem, das die kommenden Jahrhunderte erſt auflöſen ſollen. Bewunderungswerth bleibt mir immer der Geiſt, der den Solon bei ſeiner Geſetzgebung beſeelte, der Geiſt der geſunden und ächten Staatskunſt, die das Grundprincipium, worauf alle Staaten ruhen müſſen, nie

aus den Augen verlor: ſich ſelbſt die Geſetze zu geben, denen man gehorchen ſoll, und die Pflichten des Bürgers aus Einſicht und aus Liebe zum Vaterlande, nicht aus ſklaviſcher Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und ſchlaffer Ergebung in den Willen eines Obern, zu erfüllen.

Schön und trefflich war es von Solon, daß er Achtung hatte für die menſchliche Natur, und nie den Menſchen dem Staate, nie den Zweck dem Mittel aufopferte, ſondern den Staat dem Menſchen dienen ließ. Seine Geſetze waren laxe Bänder, an denen ſich der Geiſt der Bürger frei und leicht nach allen Richtungen bewegte, und nie empfand, daß ſie ihn lenkten; die Geſetze des Lykurgus waren eiſerne Feſſeln, an denen der kühne Muth ſich wund rieb, die durch ihr drückendes Gewicht den Geiſt niederzogen. Alle möglichen Bahnen ſchloß der athenienſiſche Geſetzgeber dem Genie und dem Fleiß ſeiner Bürger auf; der ſpartaniſche Geſetzgeber vermauerte den ſeinigen alle bis auf eine einzige — das politiſche Verdienſt. Lykurgus befahl den Müßiggang durch Geſetze, Solon ſtrafte ihn ſtreng. Darum reiften in Athen alle Tugenden, blühten alle Gewerbe und Künſte, regten ſich alle Sehnen des Fleißes; darum wurden alle Felder des Wiſſens dort bearbeitet. Wo findet man in Sparta einen Sokrates, einen Thucydides, einen Sophokles und Plato? Sparta konnte nur Herrſcher und Krieger, — keine Künſtler, keine Dichter, keine Denker, keine Weltbürger erzeugen. Beide, Solon wie Lykurg, waren große Männer, beide waren rechtſchaffene Männer, aber wie verſchieden haben ſie gewirkt, weil ſie von entgegengeſetzten Principien ausgingen. Um den athenienſiſchen Geſetzgeber ſteht die Freiheit und die Freude, der Fleiß und der Ueberfluß — ſtehen alle Künſte und Tugenden, alle Grazien und Muſen herum, ſehen dankbar zu ihm auf, und nennen ihn ihren Vater und Schöpfer. Um

den Lykurgus ſieht man nichts als Tyrannei und ihr ſchreckliches Gegentheil, die Knechtſchaft, die ihre Ketten ſchüttelt und dem Urheber ihres Elends flucht.

Der Charakter eines ganzen Volks iſt der treueſte Abdruck ſeiner Geſetze, und alſo auch der ſicherſte Richter ihres Werths oder Unwerths. Beſchränkt war der Kopf des Spartaners und unempfindlich ſein Herz. Er war ſtolz und hochfahrend gegen ſeine Bundesgenoſſen, hart gegen ſeine Ueberwundenen, unmenſchlich gegen ſeine Sklaven und knechtiſch gegen ſeine Obern; in ſeinen Unterhandlungen war er ungewiſſenhaft und treulos, in ſeinen Entſcheidungen deſpotiſch, und ſeiner Größe, ſeiner Tugend ſelbſt fehlte es an der gefälligen Anmuth, welche allein die Herzen gewinnt. Der Athenienſer hingegen war weichmüthig und ſanft im Umgang, höflich, aufgeweckt im Geſpräch, leutſelig gegen den Geringen, gaſtfrei und gefällig gegen den Fremden. Er liebte zwar Weichlichkeit und Putz, aber dieß hinderte nicht, daß er im Treffen nicht wie ein Löwe kämpfte. Gekleidet in Purpur und mit Wohlgerüchen geſalbt, brachte er die Millionen des Xerxes und die rauhen Spartaner auf gleiche Weiſe zum Zittern. Er liebte die Vergnügungen der Tafel, und konnte nur ſchwer dem Reiz der Wolluſt widerſtehen; aber Völlerei und ſchamloſes Betragen machten ehrlos in Athen; Delicateſſe und Wohlanſtändigkeit wurden bei keinem Volke des Alterthums ſo getrieben als bei dieſem; in einem Kriege mit dem macedoniſchen Philipp hatten die Athenienſer einige Briefe dieſes Königs aufgefangen, unter denen auch einer an ſeine Gemahlin war; die übrigen alle wurden geöffnet, dieſen einzigen ſchickten ſie unerbrochen zurück. Der Athenienſer war großmüthig im Glück, und im Unglück ſtandhaft — dann koſtete es ihn nichts, für das Vaterland Alles zu wagen.

Seine Sklaven behandelte er menſchlich, und der mißhandelte Knecht durfte ſeinen Tyrannen verklagen. Selbſt die Thiere erfuhren die Großmuth dieſes Volks; nach vollendetem Bau des Tempels Hecatonpedon wurde verordnet, alle Laſtthiere, welche dabei geſchäftig geweſen, frei zu laſſen und auf ihr ganzes künftiges Leben auf den beſten Weiden umſonſt zu ernähren. Eins dieſer Thiere kam nachher von freien Stücken zur Arbeit, und lief mechaniſch vor den übrigen her, welche Laſten zogen. Dieſer Anblick rührte die Athenienſer ſo ſehr, daß ſie verordneten, dieſes Thier auf Unkoſten des Staats inskünftige beſonders zu unterhalten.

Indeſſen bin ich es der Gerechtigkeit ſchuldig, auch die Fehler der Athenienſer nicht zu verſchweigen, denn die Geſchichte ſoll keine Lobrednerin ſeyn. Dieſes Volk, das wir ſeiner ſeinen Sitten, ſeiner Sanftmuth, ſeiner Weisheit wegen bewundert haben, befleckte ſich nicht ſelten mit dem ſchändlichſten Undank gegen ſeine größten Männer, mit Grauſamkeit gegen ſeine überwundenen Feinde. Durch die Schmeicheleien ſeiner Redner verdorben, trotzig auf ſeine Freiheit und auf ſo viele glänzende Vorzüge eitel, drückte es ſeine Bundesgenoſſen und Nachbarn oft mit unerträglichem Stolze, und ließ ſich bei öffentlichen Berathſchlagungen von einem leichtſinnigen Schwindelgeiſt leiten, der oft die Bemühungen ſeiner weiſeſten Staatsmänner zu nichte machte, und den Staat an den Rand des Verderbens riß. Jeder einzelne Athenienſer war lenkſam und weichmüthig; aber in öffentlichen Verſammlungen war er der vorige Mann nicht mehr. Daher ſchildert uns Ariſtophanes ſeine Landsleute als vernünftige Greiſe zu Hauſe und als Narren in Verſammlungen. Die Liebe zum Ruhme und der Durſt nach Neuheit beherrſchte ſie bis zur Ausſchweifung; an den Ruhm ſetzte der Athenienſer oft ſeine Glücksgüter, ſein Leben und nicht ſelten

— ſeine Tugend. Eine Krone von Oelzweigen, eine Inſchrift auf einer Säule, die ſein Verdienſt ankündigte, war ihm ein feurigerer Sporn zu großen Thaten, als dem Perſer alle Schätze des großen Königs. So ſehr das athenienſiſche Volk ſeinen Undank übertrieb, ſo ausſchweifend war es wieder in ſeiner Dankbarkeit. Von einem ſolchen Volke im Triumph aus der Verſammlung heimbegleitet zu werden, es auch nur Einen Tag zu beſchäftigen, war ein höherer Genuß für die Ruhmſucht des Athenienſers, und auch ein wahrerer Genuß, als ein Monarch ſeinem geliebteſten Sklaven gewähren kann; denn es iſt ganz etwas Anderes, ein ganzes ſtolzes, zartempfindendes Volk zu rühren, als einem einzigen Menſchen zu gefallen. Der Athenienſer mußte in immerwährender Bewegung ſeyn; unaufhörlich haſchte ſein Sinn nach neuen Eindrücken, neuen Genüſſen. Dieſer Sucht nach Neuheit mußte man täglich neue Nahrung reichen, wenn ſie ſich nicht gegen den Staat ſelbſt kehren ſollte. Darum rettete ein Schauſpiel, das man zu rechter Zeit gab, oft die öffentliche Ruhe, welche der Aufruhr bedrohte — darum hatte oft ein Uſurpator gewonnen Spiel, wenn er nur dieſem Hange des Volks durch eine Reihe von Luſtbarkeiten opferte. Aber eben darum wehe dem verdienteſten Bürger, wenn er die Kunſt nicht verſtand, täglich neu zu ſeyn und ſein Verdienſt zu verjüngen!

Der Abend von Solons Leben war nicht ſo heiter, als ſein Leben es verdient hätte. Um den Zudringlichkeiten der Athenienſer zu entgehen, die ihn täglich mit Fragen und Vorſchlägen heimſuchten, machte er, ſobald ſeine Geſetze im Gange waren, eine Reiſe durch Kleinaſien, nach den Inſeln und nach Aegypten, wo er ſich mit den Weiſeſten ſeiner Zeit beſprach, den königlichen Hof des Cröſus in Lydien, und den zu Sais in Aegypten beſuchte. Was von ſeiner Zuſammenkunft mit

Thales von Milet und mit Crösus erzählt wird, iſt zu bekannt, um hier noch wiederholt zu werden. Bei ſeiner Zurückkunft nach Athen fand er den Staat von drei Parteien zerrüttet, welche zwei gefährliche Männer, Megakles und Piſiſtratus, zu Anführern hatten. Megakles machte ſich mächtig und furchtbar durch ſeinen Reichthum, Piſiſtratus durch ſeine Staatsklugheit und ſein Genie. Dieſer Piſiſtratus, Solons ehemaliger Liebling und der Julius Cäſar von Athen, erſchien einſtmals bleich, auf ſeinem Wagen ausgeſtreckt, vor der Volksverſammlung, und beſpritzt mit dem Blut einer Wunde, die er ſich ſelbſt in den Arm geritzt hatte. So, ſagte er, haben mich meine Feinde um euretwillen mißhandelt. Mein Leben iſt in ewiger Gefahr, wenn ihr nicht Anſtalten trefft, es zu ſchützen. Alsbald trugen ſeine Freunde, wie er ſie ſelbſt unterrichtet hatte, darauf an, daß ihm eine Leibwache gehalten wurde, die ihn begleiten ſollte, ſo oft er öffentlich ausging. Solon errieth den betrügeriſchen Sinn dieſes Vorſchlags, und ſetzte ſich eifrig, aber fruchtlos dagegen. Der Vorſchlag ging durch. Piſiſtratus erhielt eine Leibwache, und nicht ſobald ſah er ſich an ihrer Spitze, als er die Citadelle von Athen in Beſitz nahm. Jetzt fiel die Decke von den Augen des Volks, aber zu ſpät. Der Schrecken ergriff Athen; Megakles und ſeine Anhänger entwichen aus der Stadt und überließen ſie dem Uſurpator. Solon, der ſich allein nicht hatte täuſchen laſſen, war jetzt auch der Einzige, der den Muth nicht verlor; ſo viel er angewandt hatte, ſeine Mitbürger von ihrer Uebereilung zurück zu halten, als es noch Zeit war, ſo viel wandte er jetzt an, ihren ſinkenden Muth zu beleben. Als er nirgends Eingang fand, ging er nach Hauſe, legte ſeine Waffen vor ſeine Hausthür und rief: „Nun hab' ich gethan, was ich konnte, zum Beſten des Vaterlandes.“ Er dachte auf keine Flucht, ſondern fuhr fort,

die Thorheit der Athenienſer und die Gewiſſenloſigkeit des Tyrannen heftig zu tadeln. Als ihn ſeine Freunde fragten, was ihn ſo muthig mache, dem Mächtigen zu trotzen, ſo antwortete er: „Mein Alter gibt mir dieſen Muth.“ Er ſtarb, und ſeine letzten Blicke ſahen ſein Vaterland nicht frei.

Aber Athen war in keines Barbaren Hände gefallen. Piſiſtratus war ein edler Menſch, und ehrte die Solon'ſchen Geſetze. Als er in der Folge zweimal von ſeinem Nebenbuhler vertrieben und zweimal wieder Meiſter von der Stadt wurde, bis er endlich im ruhigen Beſitz ſeiner Herrſchaft blieb, machte er ſeine Uſurpation durch wahre Verdienſte um den Staat und glänzende Tugenden vergeſſen. Niemand bemerkte unter ihm, daß Athen nicht mehr frei war, ſo gelind und ſtill floß ſeine Regierung, und nicht er, ſondern Solons Geſetze herrſchten. Piſiſtratus eröffnete das goldene Alter von Athen; unter ihm dämmerte der ſchöne Morgen der griechiſchen Künſte auf. Er ſtarb, wie ein Vater bedauert.

Sein angefangenes Werk wurde von ſeinen Söhnen Hipparch und Hippias fortgeſetzt. Beide Brüder regierten mit Eintracht, und gleiche Liebe zur Wiſſenſchaft beſeelte beide. Unter ihnen blühten ſchon Simonides und Anakreon, und die Akademie wurde geſtiftet. Alles eilte dem herrlichen Zeitalter des Perikles entgegen.

STAATL.BIBLIOTHEK
REGENSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schiller, Friedrich,

Schillers sämmtliche Werke in zwölf Bänden ; mit Privilegien gegen den Nachdruck ...

Bd.: 10

Stuttgart ; Tübingen 1838

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.3546(10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091376-6